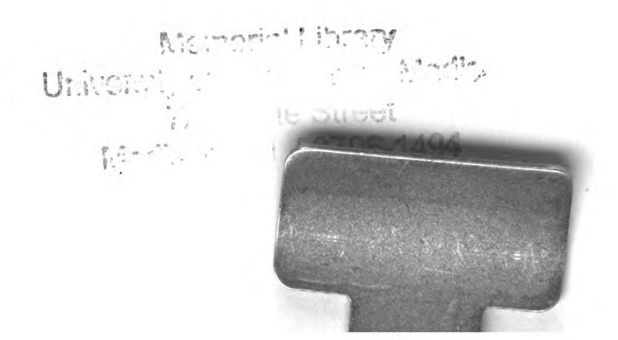

Flecken auf der Ehre
H. Schobert

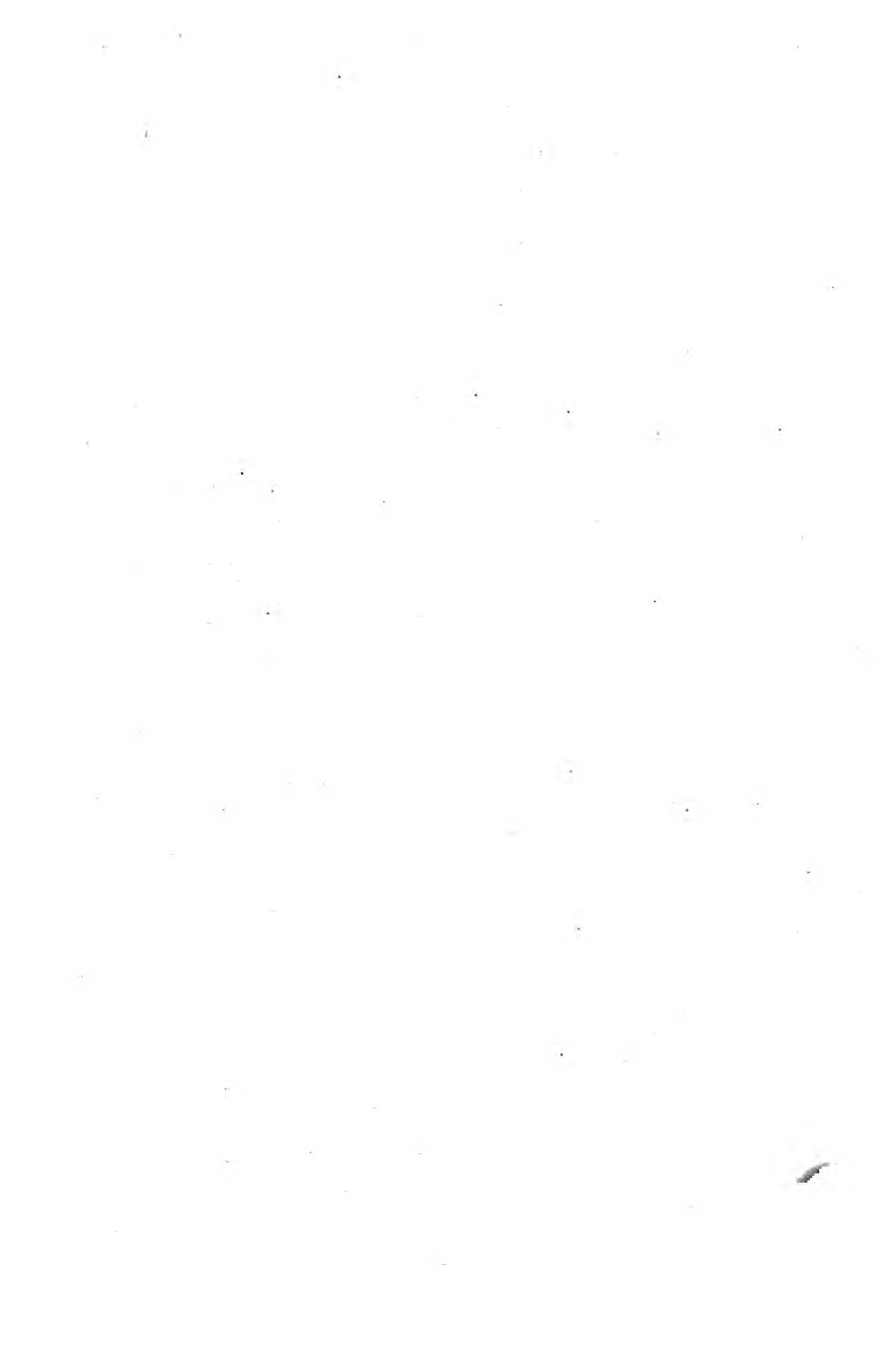



UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY









H. Schobert

(Baronin von Bode)

# Illustrierte Romane

Erste Abteilung

Dritter Band

## Flecken auf der Ehre



Leipzig · Verlag von Paul List

# Flecken auf der Ehre

Roman

von

**H. Schobert**

(Baronin von Bode)

Mit Illustrationen von A. Haushofer



Leipzig · Verlag von Paul List

Druck von E. Haberland, Leipzig

## I.



Diesmal hast du eine Eroberung gemacht, Evelyn, ich beobachte es schon seit einer Viertelstunde."

Die Sprechende, die an der rotsamtnen Logenbrüstung saß und in das dicht gefüllte Theater herabsah, berührte bei diesen Worten den Arm der neben ihr Sitzenden leicht mit dem Fächer.

„Du scherzest, Liane."

Ein feines Rot überflog das beinahe noch kindlich jugendliche Gesicht, auf dessen schmaler Stirn das dichte dunkelblonde Haar kurz verschnitten lag, und dessen ernster Mund und Augen in so schroffem Gegen-

satz zu denen ihrer Nachbarin standen. Dabei bog sie sich ein wenig zurück, als sei es ihr peinlich, irgend ein Augenpaar direkt auf sich gerichtet zu wissen.

„Versuche nur nicht, dich unsichtbar zu machen," begann die andere wieder mit leichtem Spott, „es schmeichelt doch! Da, sieh ihn dir lieber genauer an, er ist gar nicht übel. Vom Eckplatz der fünften Reihe aus der dritte Sitz. Groß und schlank, mit feinen Gesichtszügen, schlichtem, dunklem Haar und blondem Schnurrbart. Hast du ihn? Er sieht unverwandt her — schon während der Vorstellung. Ich — — Aber Evelyn!"

Der letzte erstaunte Ausruf war nicht unberechtigt. Die junge Frau hatte sich jählings halb erhoben, beide Hände auf die Brüstung gestützt, starrte sie in das Parkett hinunter. Röte und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht, die Augen strahlten, und um den halbgeöffneten Mund lag ein süßes Lächeln.

Freudige Erregung beherrschte sie offenbar und schien dieselbe Wirkung auch auf denjenigen hervorzubringen, der ihr Urheber war.

Der junge Mann im Parkett hatte sich ebenfalls erhoben, er grüßte, lächelte und winkte nach der Loge hinauf, von wo ihm ebenso erwidert wurde.

„Wer ist das, Evelyn?" fragte die Kommerzienrätin Arnheim neugierig, die eben in aller Eile sämtliche Bekannten im Geiste hatte Revue passieren lassen und nun mit aller Sicherheit wußte, dieser sei ihr unbekannt. „Setze dich aber zuerst, du erregst ja Aufsehen."

Evelyn gehorchte schnell. Das Rot ihrer Wangen vertiefte sich noch um einige Schattierungen, diesmal aber aus Scham. Ihre Freundin hatte recht; was mußten sie alle denken, die diese Begrüßung beobachteten! Es wußte ja niemand, wer er war und was sein plötzliches unerwartetes Erscheinen ihr auf einmal wieder alles in das Gedächtnis zurückrief.

„Er steht auf! Er wird zu uns heraufkommen! Eine elegante Figur und tadellose Toilette. Wer aber ist es denn?“ fragte Liane, die inzwischen ihr Opernglas nicht von den Augen gebracht hatte, damit ihr nur ja keine Bewegung entgehen möchte.

„Hermann von Deesenberg! Habe ich dir nicht schon von ihm erzählt? Mein Spielkamerad! Mein Jugendfreund! Nein, das eigentlich nicht mehr, da sahen wir uns nur noch selten, er kam fort von Priesfelde. Aber seine Mutter und meine Großmutter waren Nachbarinnen. Ach, wenn du wüßtest, welch eine schöne — schöne Zeit er mir zurückruft!“

„Liebes Kind, das bildet man sich später stets von der Vergangenheit ein, in der man Paul und Virginie gespielt hat. Was ist er?“

„Offizier!“

„Und du bist überrascht, ihn in der Residenz zu sehen! Andere sind es auch, scheint mir! Sieh nur!“

Der große, schlanke, offenbar noch junge Mann war im Begriff gewesen den schmalen Gang zu passieren, der das Parkett von den Logen trennt, um den Ausgang zu gewinnen, in der Absicht aber nicht weit gekommen. Hier standen allabendlich die Offiziere der Garnison, um der Vorstellung beizuwohnen — es war eine ihrer direkten Vergünstigungen —, und in diese Gruppen kam plötzlich Bewegung, als einer von ihnen, den Fremden bemerkend und erkennend, obgleich er in Zivil war, seinem Nebenmann den Namen nannte.

„Was zum Teufel, Deesenberg? Inkognito noch? — Hat eine brillante Karriere gemacht. Ich muß ihn doch begrüßen.“

Mit ausgestreckter Hand stellte er sich ihm in den Weg.

„Willkommen, Deesenberg! Gratuliere! Famos, famos! Habe Ihre Ernennung zum Hauptmann im Generalstab erst heute im Militärwochenblatt gelesen. Das nenne ich Glück.“

Der so Gestellte lächelte und erwiderte ein paar höfliche



Worte, augenscheinlich drängte es ihn loszukommen, aber damit war es vorbei. Er hatte viele Bekannte in der Residenz, ein großer Teil davon war heute abend zufällig im Theater nnd bildete einen Kreis um ihn; sie sprachen, fragten und gratulierten, es war ihnen nicht zu entgehen. Mit der besten Miene der Welt gab Deesenberg seine Absicht auf, nicht ohne noch einen flüchtigen Blick nach der Loge im ersten Rang hinaufzusenden, über deren Brüstung die beiden Frauenköpfe sich noch immer neigten.

„Aha!“ sagte Gernshausen und schob seinen Arm unter den des Bekannten, „dafür haben Sie doch auch noch einen Blick übrig. Die beiden Damen sind allerdings nicht gut zu übersehen. Wer gefällt Ihnen besser, die kleine Hafften oder die Kommerzienrätin Arnheim?“

„Ich habe in der ersteren eine Jugendbekannte wiedergefunden.“

„Ach! Nicht möglich? Sie ist ja eine steinreiche Partie gewesen, obgleich man es ihr kaum ansieht. Es war im rechten Moment ein unverschämtes Glück für Hafften.“

„Ist er hier? Ich kenne ihn noch nicht.“

„Nein, im Theater sehen Sie ihn überhaupt selten. Er zieht das Positive der Kunst vor. Wenn seine Frau hier ist, sitzt er in der Regel bei Grosdemange in der Weinstube. Ihre Begleiterin ist dann die Kommerzienrätin.“

„Was ist das für eine Dame?“ Deesenbergs Augen suchten diskret aber voll Interesse Evelyns Nachbarin. Alles was mit seiner kleinen Jugendfreundin zusammenhing, war ihm beachtenswert, er hoffte dadurch am schnellsten ein Bild ihres jetzigen Lebens zu erhalten.

„Hm, wir nennen sie die ‚rote Zigeunerin‘. Wenn Sie übrigens Frau von Hafften kennen, werden Sie sehr bald Gelegenheit finden, über die Arnheim selbst zu urteilen.“

In demselben Augenblick sagte oben die Kommerzienrätin: „Schade, er kommt in diesem Zwischenakt nicht mehr herauf, der Vorhang rollt schon in die Höhe, und ich muß in spätestens einer Viertelstunde nach Hause. Es wäre mir sehr interessant gewesen, diesen Jugendfreund, der von allen Seiten mit solcher Ostentation begrüßt wird, kennen zu lernen.“

Gernshausen ließ Deesenberg auch im letzten Zwischenakt nicht los, und diesem widerstrebte es, sich direkt zu befreien, um Evelyn aufzusuchen, obgleich er wußte, sie erwartete ihn. Der Platz an ihrer Seite war leer geworden, die Kommerzienrätin hatte die Loge verlassen, vielleicht war ihm das mit ein Grund, sich nicht auffällig den ihn immer wieder umdrängenden Kameraden zu entziehen. Es gab so viel zu hören, zu fragen, zu erzählen! Aber unter den vielen freundlichen Begrüßungen barg sich auch manches Neidgefühl.

„Er ist ein Streber und Philister von jeher gewesen! Der alte General Adler hatte völlig einen Narren an ihm gefressen,“ raunte ein älterer Premier seinem Nachbar zu. „Dergleichen wird von Oben herab nur allzu gern protegirt. Als Kamerad ließ er in manchen Dingen etwas zu wünschen übrig.“

„Sie kennen ihn genauer?“

„Von der Akademie her. Sie kommandierten ihn damals zur Dienstleistung bei unseren Ulanen hier. Es war eine besondere Auszeichnung.“

„Daher seine Bekanntschaft mit Gernshausen und Ottdorf. Sie sind ja außerordentlich liebenswürdig um ihn. Na ja, der Erfolg! Er ist wirklich noch sehr jung — verhältnismäßig.“

Deesenberg selber war am meisten erstaunt, fast gerührt über das herzliche Entgegenkommen der Kameraden, mit denen er doch immerhin in nur oberflächlichen, seit zwei Jahren völlig gelockerten Beziehungen gestanden; er erwiderte warm Gernshausens Händedruck, den eine früher getroffene Verabredung schon im letzten Akt aus dem Theater rief.

„Es tut mir leid, daß wir heute abend nicht zusammenbleiben können,“ sagte er, „aber Sie wissen, Minnedienst geht vor Herrendienst. Meine Braut erwartet abgeholt zu werden. Morgen aber ist unser allwöchentliches Liebesmahl im Kasino, da sind Sie mein Gast. Um zwei Uhr ist Diner, ich erwarte Sie bestimmt.“

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Dort sollen Sie auch Hafften finden, in seiner ganzen brutalen Schönheit, die allen Weibern die Köpfe verdreht. Auf Wiedersehen also im Kasino.“

„Auf Wiedersehen im Kasino!“ —

„Ich werde versuchen, Evelyn am Ausgang zu begegnen,“ dachte Deesenberg, als sich im letzten Akt die erste Unruhe der Aufbrechenden bemerkbar machte; damit eilte er in das Foyer und postierte sich neben einer Säule.

Allein und langsam kam Evelyn die breite Treppe herab. Sie hatte einen leichten Schal um den Kopf geworfen, unruhig irrten ihre Augen über die Köpfe der Menge, als suchten sie jemand; dann trat sie ein wenig hinter einen Vorsprung, um sich vor dem Gedränge zu schützen, und wartete geduldig. Vergebens! Es kam niemand, und doch hatte ihr Gatte das Foyer als Rendezvousplatz bestimmt, wo er sein würde, um sie abzuholen.

„Aber laufe nicht gleich fort, wenn ich mich einige Minuten verspäte. Das kann vorkommen!“

Mit den Worten hatte er von ihr Abschied genommen, und deshalb wartete sie, aber mit Herzklopfen. Es war ihr peinlich, von jedem angesehen zu werden, und doch wagte sie sich nicht fort. Wenn wenigstens Deesenberg zu finden gewesen wäre! Sie sah aber auch nach dem umsonst aus.

Allmählich wurde es leerer um sie, einzelne Gasflammen erloschen schon, sie hörte draußen deutlich den Sturm brausen, und endlich verließ sie als Letzte das Theater. Krachend schlossen sich die Türen hinter ihr.

Auf der nicht allzu hell erleuchteten, winddurchtobten Straße sah sie sich noch einmal vergeblich um und trat dann schnellen Schrittes den Heimweg an. Es war nicht das erste Mal, daß ihr Gatte seiner Pflicht gegen sie vergaß, und doch tat es ihr jedesmal aufs neue weh. Keine ihrer vielen Bekannten hatte ähnliche Versäumnisse zu beklagen, nur immer sie, sie allein! Sie kannte sie schon auswendig, die bedauernden Blicke, die sie bei solchen Gelegenheiten auf sich gerichtet sah, das leise Flüstern, wenn sie allein irgendwo wartend stand; aber zu ändern vermochte sie es nicht. Sie blickte hinüber zu den hellen Fenstern des Cafés, hinter denen sich Schatten bewegten, und sagte sich mit leisem Seufzer, daß vielleicht einer davon ihrem Gatten gehörte, und daß die dortige Gesellschaft schuld daran sei, daß er sie vergessen.

Aufmerksam spähte sie, ob es ihr nicht gelingen würde, etwas deutlicher zu sehen, aber ein leiser Hauch lag auf dem hellen Glas; dabei riß der Sturm an ihren Haaren, blähte den grauen Mantel auf, den sie trug, und warf ihr die Spitzenhülle in den Nacken. Mühsam kämpfte sie sich vorwärts.

„Evelyn!"

Sie blieb erschrocken stehen und sah auf.

„Ach Hermann! — Herr von Deesenberg."

„Wir hatten uns im Theater schon erkannt, aber es gelang mir nicht, Sie im Foyer wiederzufinden. Wie geht es Ihnen, liebe Evelyn? Wie geht es?"

Welch ein warmer Herzenston in den alltäglichen Worten! Sie hatte ihn in letzter Zeit nie mehr gehört. Ein unbeschreibliches, heimwehartiges Gefühl wallte in ihr auf, das ihr die Tränen in die Augen trieb. Ihre Stimme zitterte ein wenig und klang halb erstickt, als sie antwortete: „O danke! Sie sehen ja, gut. Aber erzählen Sie mir von zu Hause. Ich habe mich kindisch gefreut, als ich Sie er=

kannte. Wie lange ist es her, daß ich nichts mehr aus der Vergangenheit gehört habe!"

Er ließ ihre beiden Hände sinken, die er während der Begrüßung gefaßt hielt und warf einen suchenden Blick ringsum.

„Sie sind allein?! — Darf ich Sie begleiten?"

„Mein Mann und ich haben uns verfehlt; es ist unangenehm, aber nicht schlimm. Kaum zehn Minuten und ich bin zu Hause."

Sie wußte nicht, daß ihre Stimme entschuldigend klang, aber sein feines Ohr fing es auf. Stumm bot er ihr den Arm, und stumm legte sie den ihrigen hinein.

„Zuerst wollen wir von Ihnen sprechen. Sie sind also glücklich geworden, Evelyn."

Keine Frage, kein Zweifel in diesem Satz. Deesenberg wußte ja, daß sie ihren Gatten aus Neigung gewählt, da mußte die Zukunft die Erfüllung alles dessen gebracht haben, was sie erwartet hatte.

„Ja!" sagte sie atemlos. „Sehr glücklich!"

Der Sturm riß ihr die Worte vom Mund, sie klangen dadurch zwar etwas undeutlich und gepreßt, aber niemand konnte das plötzliche Herzklopfen darin hören und den eigentümlich zitternden Ton, der sich gegen ihren Willen hineingestohlen hatte.

„Es kam so unerwartet! Ich war damals sehr überrascht, als ich von Ihrer Verlobung erfuhr," sagte er langsam, und auch hier verwehte der Wind den tiefen Seufzer, der diese Erinnerung begleitete.

„Ja, wir lernten uns in einem Badeort kennen, damals — es sind nun fast drei Jahre her — auf Großmütterchens letzter Reise."

Nun durften zwei schwere Tränen über ihre Wangen rollen, sie galten dem Andenken an die Verstorbene.

„Sie sind die alte Evelyn noch," sagte er nachdenklich. „Kaum verändert, wenn ich Ihr Äußeres betrachte, und das habe ich heut abend sehr genau getan, da ich doch unmög-

lich meiner Sache sofort gewiß sein konnte. Meine Gedanken suchten Sie noch in Barstadt. Sie sind die alte Evelyn noch, und doch ist etwas an Ihnen, was mich fremd berührt hat. Ich kann's nicht sagen, woran es lag."

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und lächelte: „Das macht das Alter und die Erfahrung. — Aber wie kommen Sie denn eigentlich in die Residenz, Hermann? Und in Zivil? — Jetzt ist das Fragen an mir."

„Ich bin erst von morgen ab wieder im Dienst, der heutige Abend gehört noch zum Urlaub. Man hat mich in den Generalstab berufen."

Sie blieb erstaunt stehen und sah zu ihm auf.

„Das ist ja eine große Auszeichnung! Wie wird sich Tante Julie darüber gefreut haben."

„Für meine alte Mutter war es mir selbst die größte Freude! Sie wissen wohl noch, Evelyn, diese einzige Seele auf der Welt betrachtete mich stets als einen Halbgott. Sie beschämt mich so oft mit ihrer Bewunderung."

„Sie sind ihr einziger Sohn, Hermann, und haben ihr niemals Kummer gemacht."

„Wenigstens nicht mit Absicht."

„Nur daß Sie nicht zu meiner Hochzeit kommen wollten, hat sie Ihnen übel genommen, und ich auch."

Er machte eine hastige Bewegung zur Seite, so daß ihr sein Gesicht verborgen blieb, dann sagte er nach einem kleinen Zögern: „Es ging eben nicht! Ich habe mich doch genügend entschuldigt und Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche brieflich geschickt. Sie sehen ja, daß die auch ohne meine persönliche Anwesenheit in Erfüllung gegangen sind."

„Und hier bin ich zu Hause. Schade! Ich hätte so gern noch mehr aus Priesfelde gehört. Sie kommen doch von Ihrer Mutter, nicht wahr? Bei mir oben ist alles dunkel, Franz also nicht zu Hause; wollen wir noch ein wenig hier am Ufer spazieren gehen, wie so oft in Priesfelde, nur daß dort ein harmloser kleiner Bach neben uns herlief, während hier das Brausen des heftigen Gebirgswassers fast die Stimme übertönt."

Sie hielt den Kopf ein wenig auf die rechte Seite geneigt und sah zu ihm empor, genau als wäre noch alles wie früher. Ein heißes Gefühl wallte in seinem Herzen auf, sorgfältig zog er den Mantel fester um ihre schlanke Gestalt.

„Sie werden sich erkälten, Evelyn."

„Nein, nein! Und ich habe das Wasser immer so geliebt! Wie rastlos die Wellen dahinschießen, überall Bewegung und Leben, darum allein ist mir schon meine Wohnung lieb."

— Darum allein! — Der Glückliche weiß nicht, weshalb ihm alles, was ihn umgibt, so traut und heimatlich ist. Er sieht in wertlosen Nebenumständen, was er doch in sich trägt. An der Seite eines geliebten Gatten würde einer Frau wie Evelyn selbst die Wüste schön erscheinen. — Hermann von Deesenberg dachte es im stillen und unterdrückte den Seufzer, der ihm wiederholt auf die Lippen stieg. Er erzählte von allem, was sie wissen wollte, und nichts, selbst das Kleinste nicht, wurde dabei vergessen.

Das Bergwasser brauste und rauschte, der Sturm pfiff

kalt von Osten her, darauf achteten sie nicht, als aber die hell erleuchtete Uhr der Vorstadtkirche, die am jenseitigen Ufer wie eine Fata Morgana am Horizont zu schweben schien, elf dumpfe Schläge tat, blieb Evelyn erschrocken stehen.

„Wie spät es schon ist! Nun muß ich gehen, Hermann, Franz könnte sonst kommen, ohne mich zu Hause zu finden. Gute Nacht; haben Sie tausend, tausend Dank für alle die guten, lieben Erinnerungen, die Sie mir wieder erweckt haben."

Ihre Stimme hatte jenen leisen, bebenden Ton angenommen, mit dem sie ihn zuerst begrüßt.

„Auf Wiedersehen," sagte er. „Ich werde mir erlauben, Sie bald in Ihrem Heim aufzusuchen. — Ich muß doch der Mutter davon erzählen. — Und dann drängt es mich, Ihren Gatten kennen zu lernen. Auf Wiedersehen also, Evelyn."

Der Sturm hatte die dichte, graue Wolkenwand zerrissen, ein bleicher Mondstrahl stahl sich hinter ihr hervor auf die Erde. Sein Licht war wohl schuld daran, daß das Gesicht der jungen Frau so blaß aussah und die Augen so trübe.

„Auf Wiedersehen," wiederholte sie leise.

Deesenberg blieb stehen, bis er das Knirschen des Schlüssels innen im Schloß hörte, dann ging er die Straße herab und suchte seine Wohnung auf. Er hörte wieder auf das Rauschen und Brausen des Wassers, das ihm geschwätzig etwas vorzuplaudern schien; jetzt aber etwas anderes, als er erwartet hatte. Er seufzte zuweilen, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, schwer auf; und dann stand er lange am Fenster und starrte auf die breite, vornehm stille Straße, in der nur selten noch der Tritt eines Fußgängers erklang, die aber jetzt, da der Sturm alles Gewölk verjagt hatte, in gespenstisch weißem Mondlicht zu seinen Füßen lag.

Die gewaltige, hochaufstrebende Florianskirche warf einen schwarzen, grell abgezeichneten Schatten mitten darüber hin, der an seinem Fenster emporkroch, so daß das Kreuz der Turmspitze sich gerade in seine Brust zu bohren schien. Eine Fledermaus taumelte lautlos in dem hellen Mondschein

umher, und ihr Flug brachte bewegliche Flecken auf dem weißen Grund hervor. Es wurde spät und später, ehe der stille Träumer sich regte, und dann sagte er vor sich hin:

„Ihr Frieden soll mir heilig sein. Komme, was kommen mag.“ —

Auch Evelyn konnte noch lange keine Ruhe finden. Erinnerungen an glückliche Zeiten sind mächtige Geister, die jeder Beschwörung spotten! Wie deutlich stand auf einmal alles wieder vor ihr. Das liebe Gesicht der guten Großmama, Tante Julie, wie sie Frau von Deesenberg genannt, die beiden Villen vor dem Tor von Priesfelde, deren Gärten aneinander grenzten, ihre ganze frohe, glückliche Mädchenzeit. Dann fiel ihr auch ein, wie die Großmama zu ihrer Verlobung ein ganz kurioses Gesicht gemacht und kopfschüttelnd gesagt hatte:

„Das habe ich mir anders gedacht, Evelyn! Ganz anders!“ —

Beide Hände unter den Kopf geschoben, der gegen die Lehne des Fauteuils lehnte, die Augen starr in das Licht der Lampe geheftet, hing sie ihren Gedanken nach. — „Eins,“ schlug die kleine Stutzuhr auf der Marmorkonsole vor dem Spiegel, das weckte sie auf. Zu gleicher Zeit hörte sie die Korridortür schließen und Schritte sich dem Zimmer nähern.

Sie stand auf und öffnete, denn draußen war es schon finster. Auf der Schwelle erschien die reckenhafte Gestalt eines Ulanenoffiziers, eigens dazu geschaffen, die Uniform zu tragen. Auf den athletischen Schultern ein kühn geschnittener Kopf, Mund und Kinn von einem kurz gehaltenen schwarzen Bart bedeckt, über dem der lange Schnurrbart desto martialischer hinausstand; die Wangen gerötet, in den rastlosen schwarzen Augen der Ausdruck des Erstaunens, daß er seine Frau noch wachend und angezogen vor sich sah.

„Was! Du noch auf, Evelyn? Welche Torheit, Kind! Und ohne alle Veranlassung.“

Er legte den Arm um ihre feine Taille und versuchte sie zu küssen, der heiße, weinduftende Atem traf ihr Gesicht,



„Was! Du noch auf, Evelyn? Welche Torheit, Kind! Und ohne alle Veranlassung."
(S. 16.)

und leicht schaudernd bog sie sich zur Seite. Lachend gab er der unwillkürlichen Bewegung nach und ließ sie frei.

„Ach ja, ich weiß, du kannst das nicht leiden! Schade, daß du so empfindlich bist. Aber warum liegst du nicht längst im Bett? Ich will auch zu Bett gehen!"

„Du warst nicht im Theater, um mich abzuholen, Franz?" fragte sie sanft und heftete ihre Augen auf die Hand, die mit den Franzen der Tischdecke spielte; es widerstrebte ihr, ihn anzusehen.

„Theater?" — Er schlug sich besinnend mit der Hand an die Stirn. „Teufel, nein! Ich habe es total vergessen! Das Spiel war schuld. Nimm's nicht übel, Evelyn. Das kann vorkommen. Und um mir das zu sagen, bist du aufgeblieben?"

„O nein, ich vergaß die Zeit; die Erinnerung an Großmutter wurde so lebendig in mir. Im Theater sah ich ganz überraschend Hermann von Deesenberg wieder, meinen Jugendfreund aus Priesfelde. Ich habe dir oft von ihm erzählt."

Er nickte. „Und weiter?"

„Wir trafen uns nachher auf der Straße, als ich auf dich wartete. Er begleitete mich nach Hause. Wir sprachen von den alten Zeiten."

„Also deshalb der trübselige Ausdruck deines Gesichts! Ich glaube doch nicht, daß du in der Gegenwart über etwas zu klagen hast. Ihr Frauen seid wunderliche Geschöpfe! Sobald ihr euer Ziel — einen Mann — erreicht habt, spielt ihr die Unbefriedigten, Verkannten! Nonsens, liebes Kind! Im Ernst fällt es dir gar nicht ein, mit der Evelyn von früher tauschen zu wollen. Oder bist du etwa nicht glücklich?"

„Gewiß, Franz, ich habe dich lieb, sehr lieb! Aber den Zauber solcher Erinnerungen kannst du vielleicht nicht begreifen — —"

„Das Erste allein genügt mir vollständig," meinte er lachend und zog sie wieder an sich. „Ich wünschte, du hättest nebenher etwas von Lianens Temperament. Aber nun geh' zu Bett. Gute Nacht."

Er küßte sie auf die Stirn, und mit einem leisen Seufzer ging Evelyn gehorsam aus dem Zimmer. Sie wußte schon lange, daß sie bei ihrem Manne kein Verständnis für irgend ein Gefühl fand. —

Er lebte mit dem vollen Bewußtsein des Daseins, genoß, was sich ihm bot und woran er Vergnügen fand, war jäh auflodernd in Leidenschaft oder Zorn — aber sentimentale Regungen, philosophische Anwandlungen, weltschmerzliche Ideen lagen ihm so fern wie der Sirius am Firmament. Bisher hatte er sich dabei noch stets wohl befunden und seinen jeweiligen Zweck erreicht. Das Glück hatte ihm wohlgewollt, denn als sein Leichtsinn ihn einmal bis dicht an den Rand des Abgrunds gebracht, da streckten Evelyns zarte, weiße Hände sich aus, ihn zu erfassen und zurückzuhalten; und diese Hände geboten über ein ganz beträchtliches Vermögen. Er war verlobt und verheiratet, ehe er noch selbst recht zur Überlegung gekommen war. Aber er verstand vortrefflich, sich mit der Tatsache abzufinden, ohne zu große Einbuße an seiner Freiheit zu leiden, und anderteils ohne seine Frau jemals empfindlich zu kränken; kleine Rücksichtslosigkeiten nahm er nicht schwer, und auch Evelyn verwand sie bald. Um so mehr, da sie ihrer Meinung nach ihren Gatten mit aller ihr zu Gebote stehenden Herzenswärme und Innigkeit liebte. —

Als der Offizier allein geblieben war, riß er zunächst die Knöpfe seines Waffenrocks auf und trat dann an das Fenster, das er öffnete. Stirn und Augen brannten ihm, die Geister des Weins waren hartnäckige Gäste, und der heftige Wind, der ihm entgegenfuhr, tat ihm gut. Er sah eine Weile auf die mit glitzerndem Mondlicht geschmückten, sich hastig überstürzenden Wellen, dann, als ihn zu frösteln begann, trat er zur Seite und warf sich, den Kopf in die Hand gestützt, in den Sessel vor Evelyns Nähtisch. Ganz zufällig streiften seine Augen über die zierlichen Gegenstände darauf, die alle durch die regellose Art, in der sie herumlagen, von ihrer Benutzung sprachen, bis sein Blick

endlich auf einem Brief haften blieb, der, die Adresse nach unten, dazwischen lag. Aber sogar die Rückseite des Kuverts war mit Stempeln und Postvermerken versehen. Der Brief war noch uneröffnet, das riesige Siegel völlig unverletzt, und neugierig nahm Hafften ihn auf, um die Adresse zu sehen. Wenn er an Evelyn gerichtet war, so konnte er sich nicht erklären, warum sie ihn nicht gelesen haben sollte; er gehörte also ihm, und das peinliche Zartgefühl seiner Frau, das er oft genug schon erprobt, hatte sie sogar veranlaßt, den Brief umgekehrt hinzulegen.

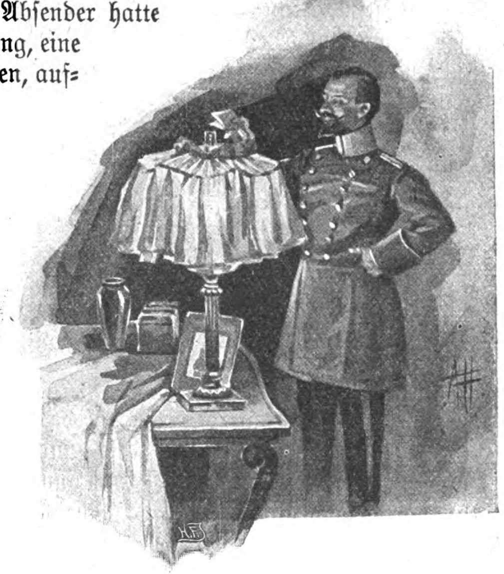
Er lächelte, erfaßte ihn und wandte ihn um. Ausländische Marken klebten darauf, daneben standen wieder allerlei Vermerke und Notas und endlich in langen, schmalen Buchstaben, die steil in die Höhe liefen, sein eigener Name und eine Garnison, in der er vor etwa fünf Jahren gestanden. Das Kuvert war elegant; die Handschrift nicht. Sie erweckte in ihm irgend eine dunkle Erinnerung an die Vergangenheit, aber er wußte nicht recht, worin diese bestand. Noch immer nachdenkend, öffnete er das Siegel und schlug den Briefbogen auseinander.

„Lieber Franz!" — Welch einen Hexentanz die Buchstaben vor ihm aufführten! Ein Wort, eine Zeile purzelte über die andere, er mußte lachen. Aber das Lachen erstarb plötzlich, er erblaßte. Ein halb unterdrückter Fluch entfuhr seinen Lippen, seine Brust hob sich in mächtigen Atemzügen, während er mit der Hand über Stirn und Augen strich. Lange starrte er auf die Unterschrift; er war vollständig nüchtern geworden. Dann begann er den Brief noch einmal zu lesen, aufmerksam von Anfang bis zu Ende. Die große, wohlgepflegte Hand, die auf der Lehne des Sessels lag, zitterte merklich.

„Unmöglich!" sagte er halblaut. „Unglaublich! Ich bin das Opfer einer Mystifikation."

Dann sah er wieder nach dem Datum: New York, den 5. Mai; jetzt war November. — Der Brief hatte ihn gesucht, war ihm nachgegangen von Garnison zu Garnison. Ein

halbes Jahr war vergangen seit er geschrieben, der Absender hatte nun wohl die Hoffnung, eine Antwort zu bekommen, aufgegeben.



„Ja, und Amerika ist weit!“ dachte Hafften, dessen sanguinisches Temperament immer wieder bald zum Durchbruch kam. „Wer hätte das gedacht! Ich habe sie tot geglaubt, von Fischen gefressen, das arme, kleine Geschöpf! Ihr wird es zweifellos so lieber sein. Hoffentlich hält Amerika sie fest.“ —

Dabei hielt er den Brief über den Zylinder der Lampe und sah zu, wie das weiße Papier in seinen Händen verkohlte, wie an dem schwarzen Rande feurige Funken entlang liefen und gierig Wort um Wort vertilgten, als wären sie nie gewesen. Ein Häufchen Asche war alles, was übrig blieb, ein dunkles Fleckchen auf der weißen Tischdecke, und Hafften blies es sorglos in die Luft, ohne sich um sein weiteres Verbleiben zu kümmern. Dann begann er halblaut die Melodie eines kleinen Chansons vor sich hin zu pfeifen, dessen Refrain sich fast aufdringlich dem Gedächtnis einprägte; nnd er lächelte und pfiff noch leise, als er bei seiner Frau eintrat.

Evelyn lag schlafend, leise und ruhig wie ein Kind atmend, in den weißen Kissen; ein wehmütig lieblicher Zug prägte sich deutlich um den feinen Mund aus. Er warf einen flüchtigen Blick über sie hin. Kein Funken von Zärtlichkeit

oder sonst eines wärmeren Gefühls überflog seine Züge. Sie war ja seine Frau, das genügte ihm vollständig und überhob ihn alles Weiteren. Und während er sich entkleidete, summte er das kleine Liedchen ohne Aufhören vor sich hin, und als er einschlief, klang der Refrain ihm noch immer in den Ohren, aber diesmal von üppigen, roten Mädchenlippen gesungen, an die er lange nicht mehr gedacht:

Champagnerwein, du edler Wein
Sollst mir hoch willkommen sein. —

---

## II.

Das Kasino der Ulanen war dem vornehmen Offizierkorps entsprechend prächtig und luxuriös eingerichtet, und es galt als gesuchte Auszeichnung für die Kameraden anderer Regimenter, zu den allwöchentlichen Liebesmahlen, die darin veranstaltet wurden, als Gast hinzugezogen zu werden. Denn ihrer Stellung entsprechend, verhielten sich die Offiziere im allgemeinen sehr exklusiv und vermieden tunlichst allzu intimen Verkehr.

Heiße, schwüle Luft füllte die drei Säle, die in einem zierlichen Anbau den rechten Flügel der Kaserne bildeten. Der Dunst des Weines, der reichliche Zigarrendampf, der in der Luft hing, machten die Atmosphäre fast unerträglich, und die geöffneten Überröcke, die roten Gesichter ringsum waren dafür ein beredtes Zeugnis. Das Diner selbst hatte durch das Fortgehen der Stabsoffiziere bereits seinen offiziellen Abschluß gefunden; Ordonnanzen trugen schon die leeren Flaschenbatterien hinaus, und nur noch wenige Standhafte saßen und füllten immer wieder die Gläser und schwatzten noch einmal dasselbe, aber mit erhöhter Lungenkraft.

Hermann von Deesenberg war überall auf das Freundschaftlichste begrüßt worden, besonders von denjenigen, die die höheren Chargen bekleideten und ihm schon vor Jahren immer

sehr wohlwollend gesinnt waren. Man gratulierte und prophezeite ihm eine glänzende Zukunft.

„Das ist so recht ein Kind nach dem Herzen unseres Alten," hatte einer der jüngeren Herren spöttisch zu seinem Nachbar gesagt, als der Oberst sich länger wie eine Viertelstunde ausschließlich mit dem jungen Generalstäbler unterhalten und ihm dabei mehrmals anerkennend die Hand geschüttelt hatte. „Er gäbe gleich ein halbes Dutzend von uns gratis für solchen Musterknaben."

An ähnlichen Bemerkungen hatte es überhaupt nicht gefehlt, obgleich es niemand damit recht Ernst war, denn die Ulanen hielten sich im Grunde für viel zu vornehm und bevorzugt, um den Ehrgeiz so weit zu treiben, auch noch in wissenschaftlichen Dingen besonders zu glänzen.

Hafften hatte sich aus flüchtigem Interesse mit Deesenberg bekannt machen lassen, er fand ihn seinen Erwartungen entsprechend, obgleich er sich eigentlich niemals ein besonderes Bild von dem Jugendfreunde seiner Frau gemacht hatte. Uneingestanden genügte ihm schon die Tatsache, daß, obgleich Evelyn eine so glänzende Partie gewesen, und Deesenberg von frühester Jugend an sie gleichsam aus erster Hand hätte haben können, er nicht so praktisch war, sie für sich festzuhalten. Die Gründe, die ihn allenfalls dabei geleitet hatten, nahm Hafften sich gar nicht die Mühe, in Betracht zu ziehen, er registrierte einfach eine Dummheit, die ihm allerdings goldene Früchte getragen hatte. Er wußte ganz genau, daß sich Deesenberg niemals um die Gunst seiner Gespielin beworben, so nah ihm auch die Gelegenheit dazu gelegen; Evelyn selber war niemals auf den Gedanken gekommen, und doch besaß Hafften die feste Überzeugung, daß es nur an dem Willen des Mannes läge, *jede* Frau zu gewinnen. Seine eigenen Erfahrungen hatten ihn das gelehrt.

Mit ganz anderem Interesse suchten Deesenbergs Augen wieder und wieder die Person des stattlichen Offiziers, der ihm schräg gegenüber saß, und dessen laute Munterkeit etwas Disharmonisches für ihn hatte. Er mußte sich ge-

stehen, daß er ein Mensch gewordener Mars war, ein Mann, dem sich jedes Frauenherz gern und willig erschloß, dem alle äußeren Vorzüge verschwenderisch zu Gebote standen, dem die Kameraden mit auffallender Liebenswürdigkeit entgegenkamen und dennoch paßte ihm Evelyns zarte Gestalt so gar nicht zu dieser robusten Männlichkeit, die überall zum Durchbruch kam. Wenn sich seine Stirn rötete wie jetzt, wenn die flackernden, unruhigen Augen Zornesblitze schleudern würden, dann war Evelyn neben ihm wie ein scheues, zitterndes Vögelchen, das, zusammengekauert, nichts weiter tun konnte, als das Unwetter wehrlos abzuwarten. Etwas wie Antipathie regte sich in der Brust des jungen Hauptmanns, je länger er auf sein Visavis blickte, und doch schalt er sich deshalb und nahm sich gerade darum vor, Hafften mit der strengsten Gerechtigkeit gegenüber zu treten. Nach aufgehobener Tafel hatten sie sich flüchtig gesprochen.

Hafften erwähnte die früheren Beziehungen, die Deesenberg zu seiner Frau gehabt, und äußerte den Wunsch, ihn öfter bei sich zu sehen.

„Schon um Evelyns willen," schloß er. „Meine kleine Frau hat eine sentimentale Ader und wird Ihnen dankbar für jede Gelegenheit sein, sie fließen lassen zu dürfen. Ich gönne ihr das Vergnügen."

Und er lachte dabei in seiner gewohnten lauten, sorglosen Manier, die Deesenberg abstieß und ihn reservierter und kühler machte, als er selber beabsichtigte. —

Die Zurückgebliebenen hatten sich inzwischen anderweitig Unterhaltung gesucht. Gernshausen wollte aber nichts davon hören, daß Deesenberg schon so früh das Kasino verließ, obgleich letzterer mehrmals Lust dazu zeigte. Er schob seinen Arm unter denjenigen seines Gastes und zog ihn links in das Billardzimmer hinein, während rechts im kleineren Lesekabinett Mokka aus winzigen Täßchen geschlürft wurde oder andere wohl gar hinter ihren Zeitungen abgespannt gähnten.

Quer vor dem grünen Tisch saß Hafften. Mit Hilfe von Kreidestrichen und Zahlen, die auf einer Seite des Billards

aufgezeichnet waren, war ein regelrechtes Hazard im Gange, dem die Beteiligten mit fast atemloser Spannung folgten. Hafften hielt Bank. Das rote Futter des zurückgeworfenen Überrockes glühte kaum weniger wie Stirn und Wangen, obgleich auch das nicht einmal imstande war, die Schönheit des energischen Kopfes zu beeinträchtigen. Er war offenbar im Unglück, die Papiere und Goldstücke vor ihm verminderten sich in auffallend schneller Weise.



Deesenberg konnte es sich nicht versagen, auf dem Wege durch das Zimmer, dessen einer Winkel in eine sehr angenehme, halb versteckte Plauderecke verwandelt war, am Billard stehen zu bleiben, und dem Spiel eine Weile zuzusehen. Er achtete nicht auf das Fallen der Karten, für die er niemals ein Interesse gehabt, sondern ausschließlich auf den Gesichtsausdruck seines Gegenübers, in dem blinde Leidenschaft sich spiegelte. Hafften mußte den Blick fühlen; er sah plötzlich auf, ihre Augen trafen sich, und unter diesem Einfluß rief der Oberleutnant, der an dem improvisierten Spieltisch zu dominieren schien, mit nachlässiger Höflichkeit:

„Wollen Sie nicht mittun, Herr Kamerad?“

„Danke sehr, ich spiele nie.“

„Nie? Warum so schroff?“

„Es ist gegen meine Grundsätze.“

„Ah, unmöglich! Solch ein amüsanter Zeitvertreib! Sie sollten nicht so rigoros sein.“

Hafften ließ die Hand mit den Karten einen Augenblick sinken, spöttische Überlegenheit blitzte in seinen Augen auf.

„Ich gestehe aufrichtig, ich finde kein Vergnügen daran,“ gab Deesenberg ruhig zurück, obgleich die Art und Weise des anderen ihn im stillen ärgerte. „Wer mit offenen Augen sieht, wie dämonisch gerade diese Art der Unterhaltung wirkt, wieviel Opfer sie fordert, der verliert wohl die Lust zu ähnlichen Experimenten.“

„Nun, das ist Temperamentssache; im Gegenteil, mich reizt es. Außerdem bleibt es doch immer in den Grenzen.“

Hafftens Stimme klang gereizt, er war offenbar empört über die ruhig zur Schau getragenen Ansichten des Generalstäblers.

„Das Spiel? Wohl nie! Wer Grenzen zu respektieren hat, dem bleibt nur die einzige Möglichkeit, sich überhaupt fern davon zu halten.“

„Mein Gott ja, jeder nach seinem Geschmack und seiner Stellung! —

Dame, Acht! — Fünf, Zehn! —“ Er schien nach den letzten, schon halb zerstreut gesprochenen Worten nur noch Sinn für die Karten in seinen Händen zu haben.

„Kommen Sie,“ sagte Gernshausen, schob seinen Arm unter Deesenbergs und zog ihn vom Billard fort. „Warum exponieren Sie sich so mit Ihren ehrlichen Ansichten? Glauben Sie, wir werden daran etwas ändern? Das ist und bleibt nun einmal überall so, obgleich ich Ihnen beipflichte. Das Spiel ruiniert Gesundheit und häufig die Existenz, es verdirbt den Charakter und wird zum Fluch für viele — so oder so! Aber was haben Sie eigentlich mit Hafften, oder er mit Ihnen?“

„Nicht das Geringste! Wir sehen uns heute zum erstenmal.“

„Sonderbar! Ich hätte darauf geschworen, es läge irgend eine halb verhüllte Feindschaft zwischen Ihnen in der Luft. Eigentlich wollte ich Sie deshalb warnen."

„Wovor?"

„Nun, gerade vor Hafften. Wenn er getrunken hat, wird er sehr leicht zum Krakehler. Menschen wie Sie müssen naturgemäß auf ihn wirken wie das rote Tuch auf den Stier."

Deesenberg schüttelte lächelnd den Kopf, aber Gernshausen ließ sich dadurch nicht abweisen.

„Ich meine es im Ernst," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „und glaube Ihnen das schuldig zu sein, da Sie mir gesagt haben, die kleine Hafften sei Ihre Jugendfreundin, Sie also wohl öfter zu der Familie in Beziehung treten werden. Sehen Sie — ‚er'" — mit einer unmerklichen Kopfbewegung in das Zimmer hinein — „ist das enfant gatê des Regiments, manchmal zwar ein sehr ungezogenes, aber er ist wie geschaffen zum Repräsentieren, und das wird von oben herab sehr geliebt. Aber er terrorisiert die anderen in einer manchmal sehr bemerkbaren Art. Wenn sie es trotzdem schweigend und harmlos hinnehmen, so könnte der Grund bisweilen wohl darin liegen, daß Hafften als meisterlicher Pistolenschütze bekannt ist; er schießt das Aß unfehlbar aus der Karte und geizt mit dieser Fertigkeit auch nicht gerade. Es liegt mir gewiß fern, jemand im Regiment den Schatten eines Vorwurfs zu machen, aber sich wegen irgend einer Bagatelle mit apodiktischer Gewißheit die Knochen zerschießen zu lassen, ist doch immerhin ein zweifelhaftes Vergnügen. Erinnern Sie sich noch der Duellaffaire in Loosen? Hafften knallte seinen Gegner kaltblütig nieder; nachher wurde er deshalb nach Barstadt versetzt."

„Richtig! Also daher kam mir der Name schon immer bekannt vor. Von der Sache habe ich damals gehört."

„Na ja, es läßt sich ja manches darüber sagen! Ich wollte Ihnen nur einen kleinen Wink damit gegeben haben, der nie schaden kann. — Aber sehen Sie nur, was haben denn Fuchs und Tarsen?" — Lachend und streitend, mit einer

großen, ausgespannten Zeitung in der Hand, waren zwei blutjunge Offiziere aus dem Lesezimmer herüber gekommen und suchten sich nun Gehör zu verschaffen.

„Einen Augenblick, meine Herren! Ein Vorschlag zur Güte.“

Hafften runzelte bei der Unterbrechung die Stirn. Da aber eben eine neue Taille begonnen werden sollte, legte er sich, die Karten mischend, in den Stuhl zurück, bereit, sofort das Spiel wieder aufzunehmen.

„Wer kommt mit in das Kolosseum? Heute abend erstes Auftreten der berühmten Chansonette Miß Antoinette Berger, die sich in Amerika eines glänzenden Rufes erfreute, trotz aller Lorbeeren und Dollars aber Heimweh nach ihrem Vaterland, unserm geliebten Deutschland, empfand und nun wieder dahin zurückgekehrt ist, um uns mit ihren Liedern zu entzücken. — Einfache Menschenpflicht, hinzugehen! Zeit genug, um uns in Zivil zu werfen, haben wir noch.“

Franz von Hafften saß nicht mehr zurückgelehnt in seinem Stuhl — vielmehr vornüber gebeugt. Beide Arme auf das grüne Tuch gestützt, sah er wie völlig abwesend dem Sprechenden in das Gesicht. Achtlos war das Spiel Karten seiner Hand entglitten und die bunten Blätter lautlos auf den dunklen Teppich herab geflattert, bis auf eins, das er mechanisch festhielt und zerknitterte. — Keiner achtete auf die fahle Blässe, die sein Gesicht überzog, keiner auf das krampfhafte Zittern der Nasenflügel. —

Der Vorschlag hatte gezündet!

„Famos! Famos!“ riefen die Jüngeren und drängten sich um die Zeitung. „Das ist ein feudaler Beschluß des Tages!“

„Um so mehr, als es eine Wette auszutragen gibt,“ plauderte Herr von Tarsen weiter. „Ich behaupte nämlich, daß ich diese berühmte Antoinette kenne; sie hat vor acht Jahren ihre Karrière in dem gottvergessenen Nest Niedingen, im Café Geller, begonnen. Hafften, Sie müßten das doch wissen, Sie standen ja damals bei den Reitern in Loofen, die eine Schwadron dorthin abgaben?“

Hafften strich mehrmals hastig mit der Hand über die Stirn, als verscheuche er einen Gedanken, dann sagte er völlig gefaßt:

„Unmöglich, Tarsen! Was läuft einem nicht alles in acht Jahren über den Weg! An das Café erinnere ich mich wohl, an das Mädchen nicht. Wahrscheinlich war ich damals nicht mehr dort. Aber wie kommen Sie zu dieser langen Erinnerung?"

Tarsen seufzte. „Sie war bildschön und meine erste Liebe," gestand er; „rein platonisch natürlich, aber das vergißt sich nicht so leicht. Ich habe sie sogar niemals singen hören, das riskierte ich nicht, obgleich ich meine ganzen Sommerferien in dem Nest zubrachte. Das Kadettenhaus hielt mich damals noch in seinen mütterlichen Armen, frisch und frühlingsgrün im ganzen Flor meiner sechzehn Lenze."

„Und das ist Ihre einzige Erinnerung?" fragte Hafften. Seine Stimme klang scharf und schneidend, er hielt die Unterlippe zwischen die Zähne gepreßt, und wie Dolche bohrten sich seine Blicke in das Gesicht des harmlos Sprechenden.

„Meine ganze! — Ich war so schüchtern, daß ich nicht einmal den Kellner zum Vertrauten meiner Leidenschaft machte, obgleich sie mir wahrscheinlich deutlich genug auf der Stirn — zu lesen für jedermann — geschrieben stand."

„Und nun behauptet er, weil die Namen zufällig die gleichen sind, er findet heute abend im Kolosseum seine erste Liebe wieder. Acht Jahre! Ich bitte Sie, das heißt bei solchen Karrièren fast immer: verdorben — gestorben," sagte Herr von Fuchs achselzuckend. „Aber Tarsen ist einmal romantisch veranlagt."

„Mir sagt's des Herzens wunderbare Stimme," trällerte der junge Offizier. „Übrigens da Hafften, auf den ich gerechnet hatte, sich als inkompetent erwiesen hat, so müssen wir unsere Wette auf andere Art zum Austrag bringen."

„Ja, das ist leicht gesagt! Wer soll da den Richter spielen? Nachher finden Sie in jeder den Gegenstand Ihrer Leidenschaft."

„O, dem läßt sich vorbeugen. Seht alle her."

Tarsen schüttelte die blonden, krausen Haare aus der Stirn und trat an die andere Ecke des Billards, ergriff die gespitzte Kreide und begann sofort mit kecken, flüchtigen Strichen einen Mädchenkopf zu entwerfen. Die Kameraden umdrängten ihn mit Ausrufen und Lobsprüchen, auch Hafften hatte sich erhoben und war dicht an die Seite des Zeichners getreten. Seine Augen hafteten intensiv an den sich allmählich deutlich entwickelnden Zügen des pikanten Profils. Eine feine Nase, darunter ein üppiger, halbgeöffneter Mund, ein weiches Kinn und lang herabhängendes, offenes Haar. Man hatte deutlich das Bild derjenigen Persönlichkeit vor Augen, die damit skizziert werden sollte.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte der Premier jeder Bewegung der genialen Hand, die so spielend leicht vor seinen Augen arbeitete; er atmete hastig, und ein fahler Schimmer überflog zuweilen sein Gesicht.

„Und unter dem linken Auge ein Schönheitsfleckchen! — So, nun bin ich fertig! Genügt das?" — Tarsen legte die Kreide zur Seite und schlug die Fingerspitzen leicht zusammen, um die letzten Reste zu entfernen.

„Phänomenal! Bewunderungswürdig! Entzückend!"

Der junge Künstler lächelte geschmeichelt.

„Ihr werdet sie also zweifellos wiedererkennen?"

„Zweifellos! Jeder von uns! Ist sie blond oder brünett?"

„Hellblond!"

„Nur eine Spur von Ähnlichkeit, und Sie haben unstreitig gewonnen. Wie aber sind Sie zu der Überzeugung gekommen, diese und jene Antoinette Berger sei die gleiche?"

„Es hieß damals, das Schiff, auf dem sie die Überfahrt nach New York machte, sei mit Mann und Maus im Atlantischen Ozean untergegangen, und auf das Tam-Tam eben dieser wunderbaren Rettung verzichtet natürlich der Impresario nicht. Hier steht es ausführlich!"

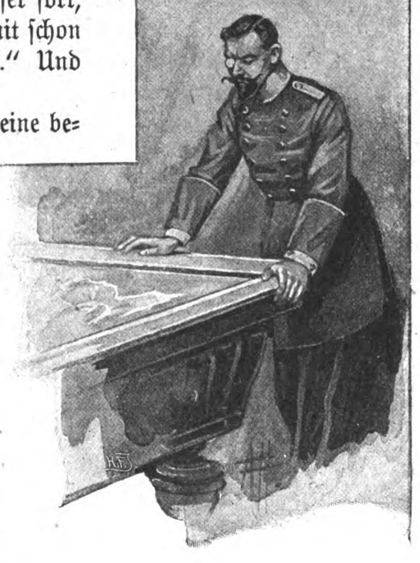
„Wenn wir aber zur rechten Zeit kommen wollen, müssen wir uns beeilen," sagte Herr von Fuchs mit einem Blick auf die Uhr. „Auf Wiedersehen, meine Herren."

Die beiden Hände fest auf das Billard gestützt, stand Hafften noch immer und starrte auf das Bild. Was er gestern abend in leichtsinniger Hoffnungsseligkeit so fern geglaubt, jetzt auf einmal stand es greifbar vor ihm und zwang ihn, Stellung zu etwas zu nehmen, was er seit Jahren völlig aus seinem Gedächtnis gestrichen hatte. Anscheinend nur mit der Zeichnung beschäftigt, kreuzten doch hundert widersprechende Gedanken sein Hirn, und erschrocken fuhr er zusammen, als Tarsens Hand sich plötzlich auf seine Schulter legte.

„Sie kommen doch mit, Hafften?“ fragte er sorglos.

„Nein, meine Frau erwartet mich, ich gehe nach Hause!“

Mit einem sehr verwunderten Ausdruck sah der Fragende dem Sprechenden in das Gesicht; es geschah so sehr selten, daß Hafften in lustiger Gesellschaft sich an eine Verabredung mit seiner Frau erinnerte. Trotzdem machte Tarsen keine weitere Bemerkung, man konnte nicht immer wissen, wie Hafften das aufnahm.



„Übrigens,“ fuhr dieser fort, „haben Sie mir ja hiermit schon Vergnügen genug gemacht.“ Und er wies auf das Bild.

„Zuviel Ehre für meine bescheidene Leistung.“

Der junge Offizier fuhr mit der flachen Hand über das grüne Tuch, ehe Hafften ihn hindern konnte.

„Schade um die hübsche Zeichnung,“ sagte er und atmete doch gleichzeitig hoch auf, wie von einem Alp befreit. —

Im Kasino war es leer und still geworden, auf der Straße

gingen Deesenberg und Gernshausen Arm in Arm ihrer Wohnung zu.

„Sie kommen doch auch in das Kolosseum?“ fragte der letztere beim Abschiednehmen. „Es ist nun einmal ein angebrochener Abend.“

„Ehrlich gestanden, ich habe wenig Lust dazu.“

„Ach Unsinn! Sie müssen doch konstatieren, ob die Jahre dort etwas verändert haben, und dann interessiert mich die Wette. Der kleine Tarsen war ja Feuer und Flamme. Haben Sie etwas Besseres vor?“

„Nein, das nicht.“

„Nun, dann klopfe ich in einer Viertelstunde an Ihr Fenster. Sie haben übrigens eine famose Wohnung, so heimlich und unbeobachtet, ganz geschaffen zu verstohlenen Rendezvous. Wenn der Posten nebenan nicht wäre, würde ich sagen, Sie haben mit Raffinement gewählt.“

Deesenberg lachte belustigt.

„Meine Seele hat nicht daran gedacht! Die beiden Parterrezimmer gefielen mir, und es ist nicht so laut hier. Sie wissen ja, das Zeug zu einem Don Juan fehlt mir vollständig. Ich warte also auf Sie!“

---

## III.

Im Süden der Residenz, auf einem hübschen, freien, mit Bäumen bestandenen Platze, auf den drei Straßen mündeten, lag das Kolosseum. Zwar ziemlich weit entfernt von den eleganten Verkehrsadern, war es doch allabendlich der Rendezvousplatz der Offiziere, Sportsleute und des Nachwuchses der Bankierhäuser. Heute kündigten orangefarbene Zettel, die in gewaltiger Größe den Eingang an beiden Seiten flankierten, das neueste Ereignis an; und in Anbetracht dessen fuhren Droschken in fast unabsehbarer Reihe vor das Portal, das, hell erleuchtet, einen Schein davon selbst bis in den Anfang der drei Straßen warf, die sich davor begegneten.

Eine neblige, feuchtkalte Atmosphäre herrschte draußen. Der dicke, goldbordierte Portier schritt fröstelnd im Eingang auf und ab, augenscheinlich verwundert, daß so spät noch ein Wagen vorfuhr. Darin saßen Gernshausen und Deesenberg, beide in elegantem Zivil. Der Portier faßte seinen Stock mit dem prächtigen Goldknopf fester, und der Schein des verständnisvollen Lächelns, das beim Erblicken des ersteren über sein Gesicht flog, ließ ahnen, daß er in ihm einen Stammgast sah.

Ziemlich eilig durchschritten die Herren den teppichbelegten Korridor, stiegen die Treppe hinauf, und geräuschlos und dienstbeflissen öffnete der Schließer ihnen die Loge, die der Bühne zunächst lag, in der, wenn die Proszeniumsloge, die ausschließlich für die Ulanen reserviert wurde, bereits besetzt war, Späterkommende noch Platz fanden.

Rauschende Musik begrüßte sie, als sie eintraten und ihre Plätze einnahmen. Gegenüber beugte Tarsen seinen blonden Kopf vor, grüßte nickend und winkte dazu mit der Hand; auch die andern folgten seinem Beispiel. Deesenberg sah, daß die Loge, die eigentlich nur für sechs Personen bestimmt war, mindestens neun der übermütigen, lustigen Kameraden barg, die sich behalfen, so gut sie konnten, und deren lautes, ungeniertes Sprechen und Lachen nicht einmal völlig von der Musik übertönt wurde.

Ein feiner Tabaksqualm verschleierte ein wenig, wie ein ganz leichter bläulicher Nebel, die entfernteren Teile des großen Saales und stieg ohne Aufhören zur Decke empor, vermischte sich mit der warmen, schweren Luft, flatterte um den mächtigen Kronleuchter und hüllte den ersten Rang in eine durchsichtige Wolke.

Deesenberg beugte sich über die Brüstung und sah hinab in den dichtgefüllten Saal; freilich nur auf Köpfe und Rücken, aber es war ihm ein seit Jahren ungewohntes Schauspiel und interessierte ihn augenscheinlich, während Gernshausen neben ihm das Programm studierte.

„Zuerst die Gebrüder Fool mit ihren brillanten Evolutionen am Reck, dann Auftreten der Chansonette. — Wir sind

also gerade zur rechten Zeit gekommen," sagte er und verbarg ein Gähnen halbwegs hinter der Hand. „Auf die Kunststückchen verzichte ich gern, die kennt man schon zum Überdruß."

Die Musik intonierte einen Walzer, der Vorhang rollte auf, und die Künstler erschienen auf der Bühne.

Deesenberg schob seinen Stuhl quer an die Seitenwand und plazierte sich auf diese Weise hinter Gernshausen, der ein wenig aufblinzelte und dann die Augen schloß. Deesenberg sah wieder in das Publikum hinunter und amüsierte sich damit, so gut es eben ging.

Mächtige Strebepfeiler teilten den Saal in einen größeren und kleineren Halbkreis. Hinter dem einen Pfeiler, fast ganz verborgen, saß an einem kleinen Tischchen ein einzelner Herr, den Kopf in die Hand gestützt, als schliefe er; ein Teil des Programms, das er zwischen den Fingern hielt, verdeckte vollständig den letzten Rest von Kopf und Gesicht. Er schenkte auch den Vorgängen auf der Bühne nicht die geringste Aufmerksamkeit, und Deesenberg hatte eigentlich gar keine Ursache, immer wieder hinzublicken. Aber etwas in der Haltung des elegant gekleideten, etwas vorgebeugten Mannes kam ihm bekannt vor. Zeit, darüber weiter zu grübeln, blieb ihm nicht. Der Vorhang hatte sich gesenkt, ein Murmeln durchlief den Saal, alle Augen, alle Köpfe drehten sich mit erhöhter Aufmerksamkeit der Bühne zu. Eine neckische, lustige Melodie im Polkatakt begann; Tarsens blonder Kopf fuhr unaufhörlich wie ein perpetuum mobile von rechts nach links, vor und zurück. Auch Deesenberg hatte seine Beobachtungen unten vergessen und sah gespannt dem Erscheinen der Chansonette entgegen.

Sie kam aus der rechten Kulisse. Eine mittelgroße, schlanke, dabei aber volle Figur, ein hübsches, rundes Gesicht mit kindlichen Zügen, feiner Nase, einem roten, halbgeöffneten Munde, weichem Kinn, kurzgeschnittenes, gebranntes, goldblondes Haar — und unter dem linken Auge einen dunklen Schönheitsfleck.

„Bei Gott, sie ist es! Ganz unverkennbar!" sagte Gernshau-

sen erstaunt und öffnete seine schläfrigen Augen wieder zu ihrer gewöhnlichen Größe. „Tarsen ist ein verfluchter Kerl!"



In den andern Logen war es auffallend lebendig geworden, während Antoinette mit zierlichen, bachstelzenartigen Schritten bis dicht an die Rampe vorschritt. Man hörte laute Ausrufe, Lachen, energisches Rücken mit den Stühlen. Alle Köpfe drängten sich zusammen, und alle Augen hafteten an dem lieblichen, nur wenig auffällig geschminkten Gesicht der Näherkommenden.

Auch im Saal hatte sich eine gewisse Erregung bemerkbar gemacht, hervorgerufen durch das Benehmen der Offiziere. Es lag irgend etwas Aufregendes in der Luft! Was — wußte keiner.

Die Sängerin hatte noch nicht Stellung genommen, sie lächelte ein wenig, ihre feurigen, mit diskreten Pinselstrichen umrahmten Augen blickten siegessicher in das Publikum. Da erhob sich Tarsen zu seiner vollen schlanken Größe und schlug, allen sichtbar, energisch in die Hände.

Als hätte die Menge im Saal nur auf diese Demonstration gewartet, so brauste alsbald ein Beifallssturm durch

das Haus, der selbst die Musik übertönte; einzelne rechtschaffene Bürger bekundeten sogar mit Stöcken und Bierseideln ihr Gefallen, das in diesem Augenblick lediglich dem schönen Weibe galt, nicht der Künstlerin, von deren Lippen man ja noch keinen Ton vernommen, deren Erfolg aber trotzdem schon glänzend gesichert war.

Die Chansonette trat dicht an die Lampen, verbeugte sich und warf Kußhände in das Publikum. Ihr kurzes krevettefarbenes Seidenröckchen, mit breitem Bordeauxplüschstreifen garniert, rauschte und knisterte; eine Flut von Spitzen quoll bei jeder Bewegung daraus hervor. Sie war dekolletiert, und prächtige Brillanten funkelten an Hals und Ohren. Die entblößten Arme steckten in seidenen, durchbrochenen Handschuhen, die nur einen schmalen Streifen des Oberarms unbedeckt ließen, und durch das feine Gewebe schimmerte bei jeder Bewegung das Gefunkel der kostbaren Ringe, die ihre Hände schmückten.

Schon die elegante, genau im Effekt berechnete Chaussüre allein hätte in ihr die Pariserin vermuten lassen, und dazu gebot sie noch über jene wiegenden, schlangenhaft graziösen Bewegungen, wie sie auch nur eine Pariserin für gewöhnlich besitzt.

Der Beifallssturm hatte sich gelegt. Sie begann ihren Gesang. Drei Piecen hatte der kluge, welterfahrene Direktor ihr nur bewilligt, sie sang englisch, französisch und deutsch. Durchaus nicht hervorragend in Stimme und Leistung — Tausende waren imstande, darin mit ihr zu rivalisieren — aber schon dadurch allein völlig auf der Höhe der Situation, daß man sie schön fand und bereits gefeiert hatte, als sie noch stumm geblieben.

Der Logenschließer hatte sich mit verschmitztem Lächeln unter irgend einem nichtssagenden Vorwande in die Proszeniumsloge begeben und wurde nun sofort mit Aufträgen nach Blumen von den Herren überschüttet. Der diensteifrige, strebsame Mann kannte seine Leute; es war schon alles vor-

handen, und diskret begann er, unzählige Blumensträuße, groß und klein, herbeizuschleppen.

Als Antoinette das englische Lied beendet, lagen die duftenden Kinder Floras in solcher Fülle zu ihren Füßen, als wäre es Hochsommer und als meldeten sich nicht bereits aufdringlich genug die Vorboten des Winters.

Sie lächelte und dankte wieder, Freude und Triumph sprachen aus ihrem hübschen Gesicht.

Deesenberg, der bisher auch ein interessierter Zuschauer gewesen, fiel plötzlich ein, ob wohl der unbewegliche Gast hinter der steinernen Säule noch immer keine Notiz von den Vorgängen um sich herum nehme, und ohne einen besonderen Nebengedanken suchte er ihn aufs neue.

Unmöglich! Sein Auge mußte ihn täuschen! Da saß Hafften, halb erhoben, augenscheinlich Ort und Umgebung völlig vergessend, und blickte mit funkelnden Augen auf die Bühne und die Sängerin. Er sah so erregt aus, daß sogar die große Entfernung nicht imstande war, das zu verwischen, und als nun Deesenberg möglichst unbemerkt das Opernglas auf ihn richtete, bestätigte ihm dies, daß seine Brust heftig arbeitete und seine Wangen glühten.

Wie kam Hafften aber hierher in das Kolosseum, nachdem er vorhin jede Teilnahme an der beschlossenen Expedition abgelehnt hatte? Wie kam er in den Saal, unter die guten Spießbürger, er, der doch sonst gewiß gewöhnt war, die Verpflichtungen, die sein Stand ihm auferlegte, zu respektieren? Weshalb, wenn er sich unvermutet später anders besonnen hatte, ging er nicht zu den Kameraden in die Loge, oder, wenn da kein Platz mehr gewesen, warum kam er nicht zu ihnen hinein? Eins stand fest, er wollte ungesehen und unerkannt hier sein, deshalb vorhin seine versteckte Haltung, deshalb der bescheidene Platz.

Er machte bereits eine Bewegung, um Gernshausen auf Hafften aufmerksam zu machen, aber ein eigentümliches Gefühl schloß ihm auf einmal den Mund, auch begann Antoinette inzwischen ihr drittes Lied, das unter frenetischem Jubel zu

Ende ging. Der Vorhang schloß sich, der Beifall, die Dakaporufe durchtobten indes unaufhörlich das Haus, und mit einem sehr vergnügten Schmunzeln bedeutete endlich der Direktor der Sängerin, daß sie doch noch ein Lied zugeben müsse.

Strahlend vor Freude, geschmeichelt und entzückt, erschien sie zum viertenmal, die Musiker legten neue Noten auf, und von der Loge der Offiziere, der sie bisher ihre hauptsächliche Aufmerksamkeit zugewandt, glitt ihr Blick lächelnd und prüfend über das andere Publikum im Saal.

Auf einmal zuckte sie zusammen. Ihre Hand fuhr nach dem Herzen; anstatt einzusetzen, machte sie noch ein paar Schritte vorwärts, die Augen bohrten sich unverwandt auf einen Punkt im Saal. Dann lief ein Leuchten über ihr Gesicht, sie flüsterte dem Kapellmeister einige hastige Worte zu, kopfschüttelnd bedeutete er den Musikern, die Noten beiseite zu legen, und dann begann die gefeierte Chansonette einen alten lustigen Gassenhauer, der vor vielen Jahren einmal die cafés chantants beherrscht hatte und dessen aufdringlich in die Ohren fallende Melodie von dem halben Publikum mitgesungen wurde:

„Champagnerwein, du edler Wein,
Sollst mir hoch willkommen sein.“

Die Wahl war sonderbar, warum sie getroffen, wußte nur einer! Einer allein unter der ganzen großen Menge!

Und sie sang auch nur für diesen einen. Blick, Gesang und Gestalt, alles wandte sich nach links, wo Hafften hinter der Säule stand und sich die Stirn mit dem Taschentuch trocknete. Ihm galt die letzte Kußhand, die sie in den Saal hinabwarf, und Tarsen sagte ganz erregt zu seinem Nachbar:

„Nicht ein einziges Mal hat sie jetzt zu uns heraufgesehen. Einen Abschiedsblick hätten wir doch nach dem großartigen Empfange verdient.“

Wenn er geahnt hätte, daß gerade dies letzte kleine Lied, das allabendlich im Café Geller die biederen Bewohner Niedingens entzückt hatte, und das heute wieder gesungen, lediglich der Erinnerung an das Nest gegolten, dessen er erst

heute nachmittag so spottend erwähnt! Aber freilich; damals besuchte er cafés chantants noch nicht und schwärmte Chansonetten nur von weitem an. —

Niemand im ganzen Saale hatte wohl auf den kurzen Zwischenfall geachtet, und auch keiner der Kameraden mußte Hafftens Anwesenheit bemerkt haben.

Deesenberg aber konnte es nicht lassen, seine stillen Beobachtungen fortzusetzen. Eins war ihm klar, der schöne Offizier und die schöne Chansonette kannten einander. Nicht von heute, im Gegenteil schienen ihre Beziehungen sehr weit zurück zu liegen. Ihm fiel Tarsens Frage nach Niedingen ein, die Auflösung war dann ja so einfach und naheliegend, aber Hafften hatte das schroff verneint. Was veranlaßte ihn dazu? Er war damals ein junger, freier Mann, dem niemand etwas in seine Angelegenheiten hineinzureden hatte, warum gab er die Tatsache nicht einfach zu? Wollte er den Ruf der Sängerin schonen? — Das war kaum glaublich, Chansonetten pflegen nicht so heikel zu sein, und dann schien ihm auch Hafften nicht zu jenen Männern zu gehören, die bis zur Rigorosität diskret sind. Also warum? Ein Grund mußte vorhanden sein.

„Kommen Sie mit, Deesenberg?" fragte Gernshausen, der seiner Müdigkeit nicht länger Herr zu werden vermochte, indem er sich gähnend erhob.

„Nein, noch nicht."

„Na, dann gute Nacht!"

Der Zurückbleibende schämte sich ein wenig vor sich selbst. Was hatte er hier auf der Lauer zu liegen wie ein Detektive und Hafftens Handlungsweise auszuspionieren? Was ging ihn überhaupt Hafften an! Das warme Gefühl, das für Evelyn in ihm lebte, hatte nicht das Geringste damit zu tun, denn wenn er wirklich etwas entdecken würde, so war sie die Letzte, die davon erfahren durfte. Also Neugierde, ganz gemeine Neugierde, geschürt durch eine gewisse Antipathie, der er nicht Herr zu werden vermochte, hielt ihn fest.

Die burleske Posse, die jetzt mit ihren Pritschenschlägen

und Groteskſprüngen über die Bühne raſte, war wenig nach ſeinem Geſchmack, dennoch beſchloß er nun, zur Strafe zu bleiben. Die Kameraden waren faſt alle gegangen, er hoffte auch Hafften. Dann ſchloß er vielleicht doch ein Kompromiß mit ſich und ging früher nach Hauſe als das Theater zu Ende war. Er war rechtſchaffen müde.

Als er den Tiſch hinter dem Pfeiler wieder mit ſeinen Blicken aufſuchte, ſah er, daß Hafften ſoeben den Hut in die Stirn zog. In der Hand hielt er ein kleines, viereckiges Stückchen weißes Papier. Deeſenberg ſah der hohen, eleganten Männergeſtalt nach, bis ſie im Korridor verſchwand, er wußte ſich durchaus nicht zu erklären, was ihn in Bezug auf dieſen Menſchen widerſtandslos beherrſchte. —

Draußen hing noch immer das feuchte, neblige Etwas in der Luft, ohne ſich zum Regen aufzuraffen. Die Bäume, faſt völlig entblättert, trugen an ihren dürren Äſten kleine Tropfen, die das Gaslicht funkeln ließ; es war gerade kein Sturm, aber ein rauher, häßlicher Wind, der fröſteln machte.

Der Portier mit dem goldenen Stock ſtand nicht mehr im Eingang, nur Droſchken hielten noch in langer Reihe draußen und ein geſchloſſenes Coupé, das dicht neben dem Portal vor ein kleines, unſcheinbares Pförtchen gefahren war, um dort auf jemand zu warten. Vor dieſem Pförtchen ſchritt eine hohe, elegante Männergeſtalt auf und ab. Den Kragen des Paletots aufgeſchlagen, den Hut tief in die Stirn gedrückt, die Hände in den Taſchen vergraben. Der Wartende ſchien ſehr erregt und beſorgt, nicht erkannt zu werden, denn ſobald jemand aus dem Portal trat, drehte er um; dann wieder blieb er zögernd vor dem Pförtchen ſtehen, und als er ſah, daß der Wagen Aufmerkſamkeit zu erregen ſchien, bedeutete er dem Kutſcher, ungefähr zwanzig Schritt vorzufahren.

Das minderte aber ſeine Aufregung keineswegs; obgleich er nun alle möglichen Vorſichtsmaßregeln getroffen hatte, ging er doch ruhelos mit klopfendem Herzen und feſt in den Taſchen geballten Fäuſten auf und nieder. Einen Augenblick

schien es ihm, er habe unklug genug gehandelt, um sich die Stirn am nächstbesten Laternenpfahl einzurennen, dann wieder vertraute er blindlings der Macht seiner sieghaften Persönlichkeit, die ihn bisher noch nie im Stich gelassen.

„Und außerdem ist es jetzt zu allem andern bereits zu spät," dachte er, mit Gewalt seine alte Sorglosigkeit zurückrufend. „Der Würfel ist im Rollen! Wie verführerisch sie aussah! Wie man ihr huldigte! Es liegt doch ein eigener Reiz in solchen Weibern."

Er beeilte seine Schritte. Die kleine Seitenpforte hatte sich geöffnet, und darin erschien eine elegant gekleidete Dame, in kostbare Pelze gehüllt, ein kleines Hütchen auf den blonden Locken und unter dem Halbschleier das Taschentuch zum Schutz gegen den Wind fest auf den Mund gepreßt. Ihre leuchtenden Augen spähten aufmerksam umher, und als sie Hafftens ansichtig wurden, flog ein zärtlich schelmischer Ausdruck über ihr Gesicht. Aber sie rührte sich nicht, sondern wartete, bis er auf sie zukam.

„Antoinette!" flüsterte er erregt, ergriff die Hand, die sie ihm bot, und legte sie ohne weiteres in seinen Arm, dann zog er sie eilig zum Wagen.

Es war bis dahin kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Die Sängerin fürchtete durch die rauhe Luft eine Erkältung, Hafften strebte so bald wie möglich aus dem blendend hellen Licht hinaus in die schützende Dunkelheit zu kommen. Dennoch suchten seine Augen das liebliche Gesicht, dessen Blicke eine so beredte, schmeichlerische Sprache hatten, und bemerkte daher gar nicht, daß dicht hinter ihm Deesenberg das Lokal verließ, ihn und seine Begleiterin erkannte, den Kopf aber zur Seite wandte und alsbald unter den Bäumen verschwand.

„Also deshalb!" dachte der junge Generalstäbler, und ein Gefühl von Empörung ergriff ihn. So tolerant er trotz seiner eigenen Zurückhaltung war, wenn es sich um jugendliche Streiche oder Torheiten der unverheirateten Kameraden handelte, so schroff verlangte er unverbrüchliche Achtung vor dem Treuschwur der Gatten. Er hielt die Ehe in allen

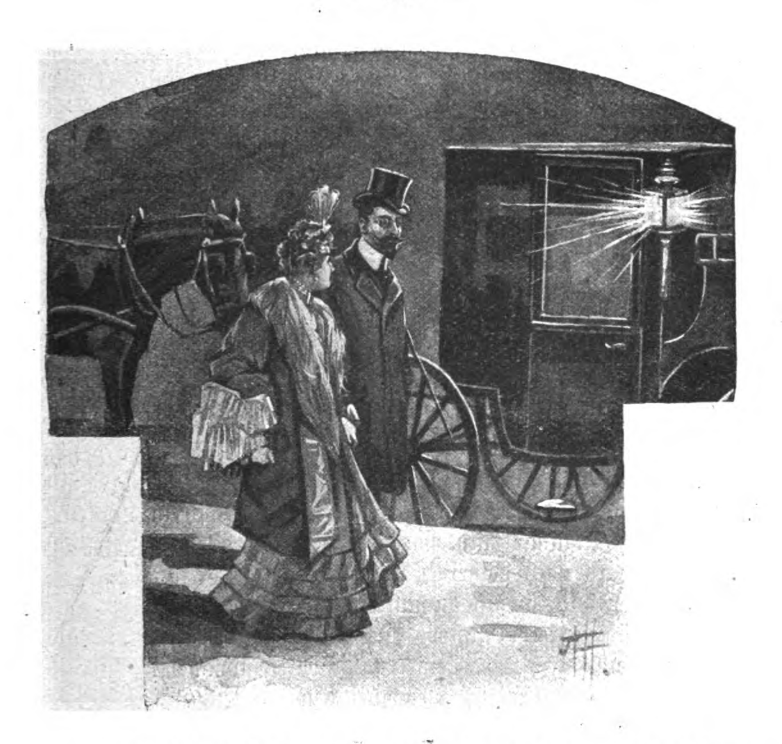
Dingen für heilig und unverletzlich, für ihn gab es in diesem Punkte keinerlei Entschuldigung, und nun wurde er Zeuge, wie der Mann, dem eine Frau zugefallen war, die er als Beste ihres Geschlechtes achtete — die ihm als Muster der Reinheit und Edelherzigkeit erschien, die er geliebt hatte, so lange er denken konnte — wie dieser Mann aus niederem Leichtsinn einem Mädchen nachlief, das wahrscheinlich nicht wert war, mit seiner Gattin in einem Atem genannt zu werden. Wenn schon vorher Beziehungen zwischen den beiden bestanden, wie Deesenberg richtig schloß, desto schlimmer — um so mehr aber hatte Hafften alle Ursache, jedes Wiedersehen zu vermeiden und Evelyn, selbst ohne daß sie es ahnte, nicht zu nahe zu treten.

Er dachte sie sich, wie sie jetzt vielleicht, sehnsüchtig auf den Gatten wartend, am Fenster stand, unruhige Blicke auf die Uhr werfend, während er Seite an Seite mit einer Chansonette davonfuhr. Und unter der Herrschaft dieses Gefühls der Erbitterung blieb Deesenberg stehen und beobachtete das Paar so lange, bis das Coupé davonrollte.

Ein anderer Wagen, der aus einer Seitenstraße kam, hielt plötzlich mitten auf dem Straßendamm an, ohne daß ihn jemand verließ, und setzte erst dann seinen Weg fort, als jenes erste Gefährt verschwunden war. Deesenberg beachtete das nicht, er ging nun mit großen Schritten durch die feuchtkalten, dunklen Straßen seinem einsamen Heim entgegen und dachte mit einem schmerzlichen Seufzer: „Arme — arme Evelyn!“ —

Kaum war die Tür des Coupés hinter Hafften zugeschlagen, als Antoinette das Tuch vom Gesicht nahm und sich mit lächelnden Lippen zu ihrem Begleiter beugte: „Franz! lieber Franz! Welche Überraschung für mich, daß du hier bist! Wie freue ich mich, dich nach so langen Jahren wiederzusehen.“

Sie ergriff seine beiden Hände und zog sie liebkosend gegen ihre Brust. Der weiche Samt, der ihre Gestalt umgab, das starke Parfüm, das ihr entströmte, berührten ihn angenehm; er gab diesem Gefühl Ausdruck, indem er sagte: „Was ist inzwischen alles aus dir geworden, Toinette?“



„Ja, wie das so geht! Du hast es heute abend selbst erlebt. Manchmal sind die Leute ganz närrisch. Aber für dich hat es mich sehr gefreut.“

„Wenn ich bedenke, wie das früher so anders war!“

„Damals trug ich Kattunkleider, kochte mir mein Mittag selbst und beaufsichtigte für die Wäsche, die mir meine Wirtin mitwusch, ihren kleinen schmutznäsigen Jungen. Und doch, Franz, es war eine schöne Zeit! Ich habe oft an sie zurückgedacht und vor allen Dingen an dich, Lieber!“

Es klang wirkliches Gefühl aus den letzten Worten der Chansonette, Hafften sah in ihr erregtes, rosiges Gesicht und erinnerte sich, daß sie ihn damals mit aller Glut und Leidenschaft, mit aller Aufopferung, deren ein Frauenherz fähig ist,

geliebt hatte, und unter diesen Reminiscenzen legte er den Arm um ihre Taille und sagte: „Gutes Kind!" wie einstmals.

„Aber du hattest mich ganz vergessen, nicht wahr?"

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und hörte zu, wie er ihr eifrig versicherte, daß das nie geschehen sei. „Nur hielt ich dich für tot," schloß er endlich.

„Aber wie ist das möglich? Ich schrieb dir doch gleich nach dem Schiffbruch und dann noch mehrere Male, bekam allerdings nie Antwort."

„Die erste und einzige Nachricht von dir habe ich gestern abend bekommen, aber vom Mai datiert. Damals hattest du wohl noch nicht die Absicht wieder nach Europa zu kommen?"

„Nein, es kam ganz plötzlich. Der Ruf hierher in die Residenz gab den Ausschlag, er war glänzend. Aber dessen hätte es kaum bedurft; ich bin vorläufig reich genug, nur dich wollte ich wiedersehen, ich glaubte dich noch in Loosen."

„Schon lange nicht mehr. Ich wurde nach Barstadt versetzt, bald nach deiner Abreise."

„Aber wie kommst du auf einmal in die Residenz? Das ist doch ein teures Pflaster, und Geld war bei dir niemals im Überfluß. Hast du deinen Abschied genommen?"

„Gott bewahre, ich diene bei den Ulanen."

„Bei den Ulanen? Dann hast du wohl geerbt?" Sie sah ihm mit großen Augen fest in das Gesicht, offenbar waren ihr die Enthüllungen nicht sonderlich erbaulich.

„Es reicht gerade," sagte er, mit einem Achselzucken die direkte Antwort umgehend. „Sieh, sieh, Kleine, wie du dich für mich interessierst."

Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. „Ich hatte es mir anders gedacht, Franz, so viel schöner. — Ich hatte Pläne — doch davon sprechen wir ein anderes Mal." Plötzlich, eben im Begriff sich in die Wagenecke zu schmiegen, fuhr sie empor und griff nach seinen Händen. Der helle Schein einer Laterne streifte gerade ihr Gesicht, er sah, daß es erblaßt war. Nun strich sie langsam über seine Finger, um dann mit befreitem Aufatmen zu sagen: „Gott sei Dank, du bist

frei! Kein Ring irgendwo. — Auf einmal fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, du könntest verheiratet sein."

„Nun, und wenn?" fragte er lachend, aber mit einem beobachtenden Blick in ihr Gesicht.

Sie antwortete einen Augenblick nicht, dann sagte sie mit veränderter Stimme: „Es ist besser so, du hattest kein Recht mich zu vergessen."

Der Wagen hielt. „Trinke noch eine Tasse Tee bei mir; mein Mädchen und die Wirtin erwarten mich. Ich kann doch nicht schlafen, es gab so viel Aufregendes heute."

Nach kurzem Zögern willigte er ein; es reizte ihn, Antoinette völlig in der Nähe betrachten zu können, und dazu noch das Bewußtsein, wieviele ihn heut abend um diesen Vorzug beneiden würden, wenn sie es ahnten. Zudem brannte ihm eine Frage auf dem Herzen.

Die Chansonette kam bald in einem hellblauen Negligé zurück; er gestand sich, daß die Jahre ihr nur geringen Abbruch getan hatten. Und wie lustig sie war! Er hatte lange nicht so heitere Minuten verplaudert. Außerdem schmeichelte ihm die Liebe, die das schöne, gefeierte Mädchen aufrichtig für ihn zu fühlen schien und bei jeder Gelegenheit auch ungeniert zu Tage treten ließ.

„Manchmal quälte mich der Gedanke entsetzlich, ich würde dich mit Frau und Kindern wiederfinden, all' mein Hoffen wäre umsonst gewesen," sagte sie, stützte den Kopf in die Hand und sah ihn zärtlich an. „Glaube mir, Franz, kein anderes Weib kann dich so lieben, wie ich es getan habe und noch tue."

„Du hättest mir aber auch in diesem Falle nichts Böses gewünscht oder getan, Toinette?" fragte er und stieß die Asche seiner Zigarre anscheinend gleichgültig ab.

Sie antwortete nicht und spielte mit einem abgebrannten Zündholz, irgend etwas ging augenscheinlich in ihr vor.

„Höre, ich habe eine Bitte an dich," begann Hafften, bog sich vor und ergriff ihre ruhelose kleine Hand. „Du wirst hier zweifellos viele Bekanntschaften machen, aber halte dich möglichst fern von den Kameraden."

„Bist du eifersüchtig?" neckte sie.

„Vielleicht! Ich will jedenfalls nicht, daß sie unsere Beziehungen erfahren. Sprich nicht von mir, frage nicht nach mir, nenne meinen Namen nicht."

„Und warum so geheimnisvoll? Ist es dir keine Ehre, der Begünstigte Antoinettes zu sein?"

Er schloß ihr den Mund mit einem Kuß. „Sieh, Liebchen, das verstehst du nicht. Die Residenz ist darin unbequemer als zum Beispiel Niedingen war; aber du tust mir den Gefallen."

Sie lächelte schelmisch. „Wenn ich es nicht vergesse, oder noch besser, wenn du nicht vergißt mich recht oft zu besuchen, um mich daran zu erinnern. Wann sehe ich dich wieder?" Sie hatte sich erhoben, und er stand ebenfalls auf. „Gute Nacht," sagte sie und bot ihm den Mund.

„Gute Nacht, Toinette." Er hielt sie in den Armen, und dabei glitt ihr Blick zufällig in den Spiegel, der das Bild der Gruppe zurückwarf.

„Ganz wie in alten Zeiten," rief sie fröhlich, obgleich ihre Augen feucht schimmerten, während sie die Arme um seinen Hals schlang. „O, mein Liebster, mein Liebster, wie habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt!"

Als Hafften heimkehrte, hatte der schwere Nebel sich endlich in feinen Regen aufgelöst, und das Wetter war dadurch womöglich noch unangenehmer geworden; das schien ihn aber nicht allzusehr zu genieren. Er pfiff ein lustiges Lied vor sich hin, lächelte und belobte sich selbst, indem er halblaut sagte: „Das nenne ich den Stier bei den Hörnern packen! Wenn ich nur die eine verdammte Frage hätte tun können, aber dadurch wäre sie stutzig geworden. Nun, kommt das Unwetter, ist es noch immer Zeit darüber zu grübeln. Einstweilen ist blauer Himmel und Sonnenschein! Vielleicht ist alle meine Angst unnütz, und der Gegenstand meiner Sorge liegt wohl aufgehoben zwischen den Korallenriffen des Ozeans."



## IV.

„Wo wart ihr gestern abend, Evelyn?“ Die Kommerzienrätin nahm soeben ihren Hut vor dem Spiegel ab, als sie diese Frage, die ihr augenscheinlich schon den ganzen Morgen auf der Seele brannte, aussprach, und hatte dadurch die beste Gelegenheit, den Gesichtsausdruck ihrer Freundin zu studieren.

„Ich zu Hause. Franz im Kasino.“

„Wie lange?“

Evelyn sah erstaunt die Fragende an. „Wie immer, wenn sie dort Liebesmahl haben.“

„Also war er in Uniform?“

„Ja, am Abend kam er allerdings noch einmal her und zog Zivil an; sie tun das fast regelmäßig, um dann noch ungeniert irgendwo hin zu gehen. Aber warum willst du das so genau wissen?“

Die Kommerzienrätin hatte sich in einen hochlehnigen, geschnitzten Sessel niedergelassen und studierte unablässig jede Miene in Evelyns Gesicht, der diese Blicke nachgerade anfingen unbequem zu werden. Jetzt schwieg Liane hartnäckig.

„Mein Gott, du mußt doch einen Grund zu deinen Fragen haben?“ begann die junge Frau ungeduldig.

Liane schüttelte den Kopf, schwieg aber weiter; sie sah jetzt offenbar bedrückt aus.

„Ich bitte dich,“ fing Evelyn wieder an, sich ebenfalls setzend, „sprich doch endlich! Sage, warum du das alles wissen wolltest.“

„Es scheint mir nach reiflicher Überlegung besser zu sein, ich schweige. Du bist so sonderbar — wer weiß, wie du dergleichen aufnehmen würdest,“ sagte die Kommerzienrätin mit abermaligem Kopfschütteln.

„Was aufnehmen, Liane, ich denke, du bist meine Freundin, dann wärest du mir wohl weitere Aufklärung schuldig.“ Evelyn zitterte bereits ein wenig, so sehr sie sich auch bemühte, völlig ruhig zu scheinen.

„Gut, da du an meine Freundschaft appellierst! Dein Mann kam gestern abend aus dem Kolosseum.“

„Ah, das kann möglich sein!“ Ein tiefes erleichtertes Aufatmen hob Evelyns Brust, sie hatte ganz etwas anderes erwartet. „Ist das alles?“

Die Kommerzienrätin rieb mit dem Taschentuch ihre rosigen Nägel. „Ich kam von Münnichs,“ erzählte sie, scheinbar ohne auf den Einwurf zu achten. „Vor dem Kolosseum mußte meine Droschke einen Augenblick halten, es kam eine ordentliche Völkerwanderung heraus. Eine fremde Chansonette war aufgetreten. — Da sah ich deinen Mann. — Er rief einen Wagen an.“

„War er in Gesellschaft?“ fragte Evelyn merkwürdig zufriedengestellt, nur um etwas zu sagen.

„Ja.“

„Hast du die andern auch erkannt?“

Liane blickte auf und in die unschuldigen, glänzenden braunen Augen hinein, während sie lakonisch sagte: „Nein! — Es war nur eine Person — eine Dame!“

„Unmöglich!“

„Er war sehr besorgt um diese Dame. Wie eine Fürstin hob er sie in den Wagen und stieg dann selbst nach.“

„Dann ist es Franz nicht gewesen," behauptete Frau von Hafften mit aller Entschiedenheit.

„Gut, dann ist er es nicht gewesen!" Liane schloß mit Resignation die Augen. „Ich könnte dir zwar eine genaue Beschreibung seines Zivils geben, aber das würde dich nicht gläubiger stimmen. Du willst eben nicht, daß er es gewesen sein soll."

„Nein, ich will es nicht," sagte die junge Frau mit versagender Stimme und preßte die kalten Fingerspitzen ineinander. „Ich will nicht die Achtung vor meinem Manne verlieren, wie es der Fall sein müßte, wenn ich dergleichen glaubte."

Liane richtete sich auf und brach in Lachen aus. „Evelyn, welche Verrücktheit! Nimm mirs nicht übel! Wenn jede Frau so dächte, dann wären die Männer die verachtetsten Geschöpfe der Erde, denn etwas ist so sicher, wie der Himmel über jeder einzelnen unseres Geschlechtes, die Untreue des Mannes! Wer wird denn da nicht tolerant sein! Gott im Himmel, wenn ich meinem seligen Arnheim jedesmal Szenen gemacht hätte! Aber ich schwieg wohlweislich, und darum kamen wir immer gut miteinander aus, darum auch hinterließ er mir bedingungslos bei seinem Tode sein ganzes Vermögen. Und nun noch dazu Hafften, in den alle Frauen vernarrt sind! So schwer darfst du dergleichen nicht nehmen, Evelyn."

Frau von Hafften biß die Zähne in die Unterlippe. „Es ist möglich, daß wir darin verschiedener Meinung sind und bleiben werden, Liane. Lache meinetwegen über meine veralteten Ansichten, ändern wirst du mich trotzdem nicht."

„Frage doch deinen Mann selber, aus seinem Leugnen wirst du ja schon deine Schlüsse ziehen können."

„Das werde ich nicht tun."

„Kindereien!" fuhr die Arnheim auf. „Ich erzähle dir die kleine Affäre weder zum tragisch nehmen noch um diese Aufregung zu erzielen, sondern einfach deshalb, um deinem Manne gegenüber eine kleine Waffe in Händen zu haben, die ihn für einen harmlosen Wunsch willfähriger machen soll. Deshalb ist es durchaus nötig, daß du ihn danach fragst."

„Ich tue es gewiß nicht.“

„Handle, wie es dir beliebt; mich aber wirst du nicht zu dem Gleichen veranlassen können; ich habe ihn gesehen und beabsichtige daraus Kapital zu schlagen.“

„Liane!“

„Ach, habe dich nicht so grenzenlos, liebes Kind! Was ist denn dabei? Ein kleiner Scherz, nichts weiter. Zu deinem und meinem Frommen. Wärest du etwas vernünftiger deinem Manne gegenüber, Evelyn, nicht wie eine kleine Heilige aus vergangenen Jahrhunderten, würdest du viel mehr Macht über ihn besitzen als jetzt. Aber predigen hilft ja nichts bei dir. Und ich bin doch so eine erfahrene, weltkluge Frau, der du wohl folgen dürftest. — Wie geht es denn deinem Jugendfreunde? Hast du ihn wiedergesehen? Ihr wart natürlich vor Jahren furchtbar verliebt ineinander! Laß nur deinen Mann einsehen, daß dich auch noch andere begehrenswert finden, und du sollst sehen, wie du in seinen Augen steigen wirst. Sicherer Besitz verliert allen Reiz und alle Macht.“

Evelyn schüttelte den Kopf.

„Wer dich nicht kennt, Liane, müßte einen recht häßlichen Begriff von dir bekommen, wenn du so sprichst.“

„Ei Kleine, also du kennst mich!“ Die Kommerzienrätin lachte hell auf. „Nun, desto besser! Aber jetzt hilf mir, bitte, einmal den Schleier zubinden, ich springe nur hinüber zur Putzmacherin. Meine Pakete laß ich einstweilen bei dir liegen, und wenn ich zurückkomme und dein Mann ist da, nehmen wir ihn wegen gestern gehörig ins Gebet.“

Sie eilte mit einem flüchtigen Nicken zur Türe hinaus, und Evelyn blieb allein zurück, eine Beute der widerstreitendsten Empfindungen, deren oberste der Wunsch war, Franz möchte nicht eher nach Hause kommen, als bis Liane gegangen. Der Gedanke, ihn von dieser befragt, vielleicht beschämt zu sehen, hatte für ihr feines Empfinden etwas unsäglich peinliches. Sie fühlte sich selber gedemütigt, ein schwerer Druck lastete auf ihrem Herzen, so oft sie sich auch sagte: „Er war es nicht! Er kann es nicht gewesen sein!“

Die Hände ineinander gepreßt, brütete sie still vor sich hin, als die Klingel der Korridortür einen Besuch meldete. Evelyn eilte rasch vor den Spiegel, um jede Aufregung aus ihren Zügen möglichst zu verwischen, dann machte sie ein paar Schritte auf die Türe zu, und im nächsten Moment streckte sie mit aufleuchtenden Augen dem Eintretenden beide Hände entgegen. Es war Deesenberg. „Wie freue ich mich Sie wiederzusehen!“ sagte sie bewegt. Es kam ihr vor, als habe sie auf einmal einen Menschen in der Welt, der alles verstehen würde, was sie bekümmerte oder erfreute; bei dem es keiner Worte bedurfte, um Mitgefühl erst mühsam in ihm zu erwecken. Er kannte sie so lange! Wie sicher und geborgen machte sie auf einmal seine Nähe.

Mit festem Druck hielt er ihre kleinen, kalten Finger in den seinen und blickte forschend in ihr blasses Gesichtchen.

„Haben Sie irgend eine Aufregung gehabt, Evelyn?“ fragte er besorgt. „Ich müßte die Eigentümlichkeiten meiner kleinen Freundin ganz vergessen haben, wenn ich das nicht sofort bemerkte.“

Sie errötete ein wenig und lächelte. „Ja und nein, Hermann! Aber nicht wahr, wenn Ihnen jemand etwas Unrechtes von einem Menschen sagte, den Sie lieb hätten, Sie glaubten es ihm auch nicht sofort.“

„Niemals!“

„Und Sie würden seine Persönlichkeit auch in Ihren eigenen Augen zu hoch stellen, um ihn nach Dingen zu fragen, die, wenn sie wahr wären, ihn erröten machen müßten.“

Ihre Stimme war leiser geworden; mit gesenkten Augen zupfte sie vom Blumentisch welke Blätter, die sich über den Rand neigten. Sie hörte offenbar mit Herzklopfen auf seine Antwort.

Er zögerte erst ein wenig. Tiefes Mitleid regte sich in seinem Herzen für die junge Frau, deren Gemüt und Empfinden viel zu zart, zu blumenhaft rein war, um ohne tiefe Wunden durch diese Welt zu kommen. In diesem Augenblick legte er sich wortlos aber desto fester das Gelübde ab, ihr

schirmend und schützend zur Seite zu stehen, ihr die Dornen aus dem Wege zu räumen, so weit es in seinen Kräften stehen würde, selbst auf Kosten seiner eigenen Überzeugung.

„Liebe Evelyn," sagte er endlich ernst und ergriff ihre Hand. „Was Sie sagen, ehrt ihr Gemüt aufs höchste. Halten Sie unbeirrt daran fest."

Hell und dankbar blickte sie zu ihm auf. „Ich wußte, daß Sie mich verstehen würden, Hermann! Aber Sie dürfen nun nach dieser Frage mein Leben nicht falsch beurteilen. Ich bin eine durchaus glückliche Frau. Franz ist gut zu mir — Kleinigkeiten gibt es am Ende überall, das sieht man in dem Augenblick ein, wo wir uns klar werden, daß das Glück nicht ein Etwas ist, das wir ganz und auf ewig in derselben Größe umklammern können, sondern daß es aus tausend winzig kleinen Atomen besteht, die wir festhalten und zusammentragen müssen, alle Tage aufs neue. Und ich liebe meinen Mann so innig! Alles was in meiner Macht steht ihn glücklich zu machen, möchte ich tun; nur daß wir Frauen keine allzu große Macht darin haben. Aber das geht einer jeden so, deren Gatte mehr in der Welt wie zu Hause lebt. Ich mache ihm darüber auch keinen Vorwurf, die Menschen sind eben verschieden. Und wenn auch der eine oder der andere Franz leichtsinnig nennt, das ist kein Verbrechen, nicht wahr, so lange die Liebe zwischen uns nicht erkaltet; und ich weiß, daß das nie der Fall sein kann! Nur einen heißen Herzenswunsch hätte ich, und den könnten Sie mir erfüllen, Hermann! Werden Sie Franzens bester Freund, wie Sie der meine sind und immer waren. Ich weiß, er besitzt keinen! Alle haben ihn gern, drängen sich um ihn, schmeicheln ihm, aber keiner ist da, der zum Guten auf ihn einwirkt, keiner, der ihn so recht aus Herzensgrund lieb hat, wie ich und wie auch Sie ihn lieb haben werden, nicht wahr? Wollen Sie mir das versprechen, Hermann?"

Sie hatte ihm im Eifer des Sprechens beide Hände auf die Schulter gelegt und sah ihn an, glühend, strahlend in ihrer Begeisterung, für den Gatten einen Freund zu werben. Deesenberg seufzte.

„Nun?“ fragte sie ungeduldig, „Sie antworten nicht?“

„Wird Ihr Gatte mit solcher Freundschaft einverstanden sein?“ entgegnete er zögernd. Es ist ein eignes Ding damit.“

„Er wird! Schon aus Liebe zu mir! Und dann, Hermann, müssen Sie oft, sehr oft bei uns sein, damit Sie Franz recht gut kennen lernen; er verdient, daß man ihn nicht nur oberflächlich beurteilt! Wollen Sie? — O, dann schlagen Sie ein!“

Sie hielt ihm mit anmutigem Lächeln wieder ihre beiden Hände hin, und er legte die seinigen hinein.

„Du gläubiges, verehrungswürdiges Frauenherz!“ dachte er dabei „Welche mächtige Kraft hast du durch die Liebe!“ Und er nahm sich vor, Hafften von jetzt an mit andern Augen zu betrachten. Wenn Evelyn ihn so innig liebte, konnte er dessen nicht unwürdig sein, sie hätte es instinktiv empfinden müssen, und er tadelte sich bitter, daß vielleicht, trotz seiner ernstlichen Gegenwehr, gestern ein anderes Gefühl seine Abneigung gegen Hafften verursacht hatte, dessen er Herr werden mußte um jeden Preis.

In diesem Augenblick wurde es auf dem Korridor lebendig, Lianes helle Stimme ertönte draußen, dann trat sie mit dem Oberleutnant ein.

„Da bringe ich den Sünder vor unser gemeinsames Forum geschleppt,“ sagte sie munter. „Ist es erhört, Evelyn, er streitet! Streitet mir direkt ab, gestern im Kolosseum gewesen zu sein. Und dennoch habe ich ihn gesehen! Deutlich! Unverkennbar! Wer sollte über die Persönlichkeit des schönen Hafften im Zweifel sein.“

Sie blickte ihn halb neckend, halb herausfordernd an, aber unbewegt davon schüttelte er den Kopf.

„Trotz alledem haben Sie sich getäuscht, gnädige Frau.“

Evelyn, die längst ihre Hände aus denen Deesenbergs befreit hatte, trat auf ihn zu und schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Laß dich zuerst mit meinem Jugendfreunde bekannt machen, lieber Franz.“

„Ah Pardon, Herr von Deesenberg, daß ich Sie nicht sogleich begrüßte! Willkommen in meinem Hause. Wir sind bereits seit gestern gute Freunde.“



Worte und Ton waren so höflich wie möglich; auch der Händedruck, den sie miteinander tauschten, der Situation angemessen. Dennoch fühlten beide eine gewisse Erkältung, deren sie nicht Herr zu werden vermochten. Hafftens Blick glitt schnell und forschend über das Gesicht des Kameraden. Er wußte, daß Deesenberg gestern abend im Kolosseum gewesen war, hatte er ihn bemerkt? Das hätte ihn in eine höchst fatale Lage gebracht. Aber in dem Gesicht des andern zuckte keine Muskel, und Hafften gewann sofort seine alte Sicherheit zurück. Nur wünschte er sehnlich, daß Liane ein anderes Gesprächsthema finden möchte; aber sie kam selbstverständlich sofort darauf zurück.

„Schade, daß wir also nichts Näheres von Ihnen erfahren können. Die Chansonette soll ja wahrhaft enthusia-

stisch empfangen sein, wie mir die Putzmacherin soeben erzählt hat. Ein Engel an Schönheit, die durch ihr Gesicht allein einen Sturm entfesselte. Bah! Die Männer sind wunderbare Heilige!"

„Warum, gnädige Frau?"

„Solche Wesen werden geliebt, vergöttert, Ehre und Selbstachtung werft ihr ihnen zu Füßen; und wir — wir dürfen uns mit dem schalen Rest begnügen! Wir werden zwar geheiratet, aber auch das nur, sobald das nötige Kleingeld da ist".

Die Kommerzienrätin ließ sich in den Sessel nieder und sah mit halbgeschlossenen Augen die drei andern an, deren Gesichter den verschiedensten Ausdruck trugen.

„Nun Hafften, da Sie bestreiten dort gewesen zu sein, werden Sie uns als Äquivalent das Vergnügen machen, Ihre Frau und mich in kürzester Zeit in das Kolosseum zu führen! Ich will selbst sehen und urteilen! Herr von Deesenberg, schließen Sie sich uns an?"

„Ich war bereits gestern dort, gnädige Frau."

„Ah, wie interessant! Und das verheimlichen Sie so trotz meiner Neugierde? Bitte, dann geben Sie doch den Ausschlag. War Hafften im Kolosseum oder nicht?"

Aller Augen richteten sich auf den jungen Hauptmann, der nach kurzem Zögern sagte: „Ich habe ihn in keiner Loge gesehen."

„Man bringt mich systematisch zur Verzweiflung," klagte Liane. „Hafften, Sie sind mir bei Gott eine Revanche schuldig. Wann gehen wir?"

„Aber gnädige Frau — —"

„Hören Sie, mein teurer Freund, machen Sie keine Ausflüchte. Ce que femme veut, Dieu le veut. Diese Frau bin ich! Es hilft Ihnen nichts. Ich **will** die Chansonette sehen, ich will mit Ihnen und Evelyn hingehen, das Lokal ist doch immerhin zu besuchen. Und ich will lernen ein Weib zu beneiden, das ich bisher wegen ihrer Tätigkeit gründlich verachtet habe. Die Langeweile, die uns plagt, kennt solch ein Mädchen sicher nicht, von moralischen Bedenken hat sie

keine Ahnung. Genug, ich finde sie im großen und ganzen unendlich vor uns bevorzugt. Wann gehen wir also?"

„Nächste Woche, Sie Quälgeist," sagte Hafften lachend.

„Nun, zum Lohn mögen Sie jetzt Ihre Suppe essen! — Herr von Deesenberg, begleiten Sie mich?"

In ihrer wunderlichen, leichtfertigen Manier schwatzte Liane auf der Straße weiter. Ihr Begleiter kam zu der Überzeugung, daß man sie daraufhin im ersten Augenblick wohl schlechter taxiere, als sie im Grunde sein mochte, aber dennoch gefiel ihm eine solche Freundschaft für Evelyn gar nicht. Er mochte schwerfällig sein in Bezug auf Frauen, er mochte einen zu hohen Maßstab an sie legen, und es berührte ihn empfindlich, Wesen unter ihnen zu begegnen, die sich in seinen Augen selbst herabsetzten wie die Kommerzienrätin. Wie anders war Evelyn! Es kam ihm fast wie eine Entweihung vor, beide miteinander zu vergleichen.

Er war froh, als Liane endlich ihre Wohnung erreicht hatte, und er sich nun höflich von ihr verabschieden konnte, während sie ihn eindringlich einlud, recht häufig ihr Gast zu sein.

„Sie werden Evelyn oft bei mir treffen," sagte sie flüchtig, sich dabei schon umwendend, „sie bedarf der Zerstreuung und anderer Lebensansichten; ich hoffe sehr auf Ihren Einfluß." —

Mit einem tiefen, seufzerähnlichen Aufatmen fühlte Deesenberg endlich, daß er nun allein sei und seinen Gedanken ungehindert nachhängen konnte, Kopf und Herz waren ihm voll, als er endlich seine Wohnung betrat. —

Es waren einfach möblierte Zimmer, für einen Herrn wunderbar zierlich und frauenhaft ausgestattet. An einem Fenster ein Blumentisch, auf Sopha, Tisch und Stühlen gehäkelte, etwas altmodische Deckchen, die seine Mutter eigenhändig für den geliebten Sohn gearbeitet und die ihm das unvergessene Wohnzimmer in Priesfelde zurückriefen.

Bilder an den Wänden, Teegeschirr auf einem kleineu Ecktischchen, Vasen mit getrockneten Gräsern, kurz allerhand Entbehrliches und Unnützes zwischen großen Stößen von

Büchern und Plänen, deren Studium er in ernsten Stunden gewissenhaft betrieb. Man sah es der ganzen Umgebung des Mannes an, daß er gewohnt war, viel und gern in ihr zu weilen, daß er sie liebte und ein wenig hätschelte wie ein liebgewordenes Spielzeug.

Deesenberg hatte sich immer etwas abseits von dem großen Schwarm seiner Kameraden gehalten, nur mit dem einen oder andern intimer verkehrt, und dazu hatte er seine guten Gründe. Sein Gehalt reichte knapp zur Deckung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, denn Zulage hatte er niemals gehabt. Wer das kennt, weiß, was das heißt! Verzichten auf jeden Lebensgenuß, den Groschen dreimal in der Hand umdrehen, ehe er ausgegeben wird, mit stoischem Gleichmut kleine Spöttereien anhören, mit asketischer Strenge jede Versuchung bekämpfen, die sich nur zu oft in den Weg stellt. Er hatte das alles erlebt, empfunden und überwunden. Er arbeitete und studierte als Ersatz für alles übrige, und weil er seiner Mutter in ihren letzten Lebenstagen keine Sorge machen wollte, ließ er sich lächelnd einen Sonderling nennen und machte dann plötzlich glänzende Karrière, indem man ihn aus seinem kleinen Landstädtchen als Hauptmann in den Generalstab berief. Nun sahen die Spötter sauer; es gab nicht allzu viele, die ihm sein Glück gönnten; daß er es teuer bezahlt hatte, bedachte niemand. Die Jugend hatte er als Einsatz gegeben, mit ihren Torheiten, ihren Illusionen, ihrem glückseligen Genießen des Augenblicks. Das war dahin, unwiederbringlich dahin! Und was ihm das Leben auch an Ersatz bot, er war ein Mann geworden unter Ringen, Kämpfen und Streben, die sorglose Jugend hatte er verloren! — —

Auf dem Tisch lag ein Brief seiner Mutter. Das war ein willkommener Ableiter seiner unruhigen Gedanken. Behaglich setzte er sich und öffnete ihn, obgleich keiner irgend eine aufregende Neuigkeit in sich barg. Es war ihm schon genug, die alte liebe Handschrift zu sehen und sich der Mutter Gesicht dabei zu vergegenwärtigen, wie sie mit angestrengtester Aufmerksamkeit langsam Buchstaben um Buchstaben malte.

„Mein lieber Sohn! Ich ergreife die Feder, um Dir zu sagen, daß ich Deinen lieben Brief empfangen und er mich bei guter Gesundheit angetroffen hat.“ — — So ging es die ganze erste Seite, altmodisch im Stil, in den Buchstaben und der Orthographie, aber ewig jung, ewig unverändert in der zärtlichsten, stolzesten Mutterliebe. — „Was Du mir von Evelyn schreibst, mein lieber Sohn, hat mich sehr gefreut,“ fuhr sie dann fort. „Ich habe sie immer sehr lieb gehabt und hoffe, sie wird ihrem Manne eine gute und getreue Frau geworden sein. Eigentlich haben wir beiden alten Frauen, meine gute selige Rosen und ich, es einmal anders im Sinn gehabt! Du und die Evelyn, das war unser stiller Wunsch; aber wir waren vorsichtig genug, ihn zu Euch Kindern nicht auszusprechen. Herzen soll man nicht lenken! Wollte es Gott, fandet Ihr Euch auch so zusammen. Nun — Gott wollte es nicht! Da haben wir denn unsern Wunsch still begraben. Es ist vielleicht auch besser so gewesen. Du hattest Deinen Kopf so voll mit studieren, daß Du an das kleine Ding gar nicht mehr denken konntest, und sie fand ja dann auch ihren Mann. Ich wünschte ihr nur, sie hätte ein Kind; Kinder sind des Himmels größter Segen! Freilich, alle schlagen nicht so ein wie Du, mein Sohn, auf den ich, Gott weiß es, so stolz bin, wie nur jemals eine Mutter auf ihr einziges Kind gewesen ist. Ich denke an Dich, wenn ich aufstehe, umhergehe, wache oder schlafe, ja sogar im Traum bist Du oft bei mir! Aber das ist mein Recht! Du hast mir in Deinem ganzen Leben auch nicht eine Stunde Sorge, Angst oder Kummer gemacht, außer einmal, wo Du fünf Jahre alt warst und das Scharlachfieber bekamst. Ja! Das war eine schwere Zeit! Andern Eltern wird es nicht so gut! Da ist Klaus Heinrich, der Kaufmann an der ersten Ecke, Du weißt ja, er ist auch schon ganz weiß, der hat so viel Kummer mit seinem Jüngsten. Vorige Woche hat er ihn nach Amerika spedieren müssen, er soll böse Sachen in der Kreisstadt gemacht haben. Aber ich bin nicht diejenige, die so etwas weiter trägt, und der Mann dauert mich. Als ich ihn so ganz sanft danach,

fragte, damit er nur ja nicht dachte, ich täte es aus Neugier, da es doch nur Mitleid war, sagte er traurig:

‚Ja, ja, Frau Forstmeister, Sie können lachen! Nicht alle Kinder sind Segen, manche auch Fluch, eitel Fluch.‘

Ich erschrak ordentlich vor seinem Ton; aber recht mag er wohl haben. Wie



soll ich das wissen, die ich eine Gesegnete unter den Müttern bin! Und lache doch ja nicht über meine schlechte Schrift und über die vielen Fehler, die ich gewiß beim schreiben mache. Deine Mutter ist eine dumme alte Frau geblieben, wenn Du auch so sehr klug geworden bist. Neulich sagte mir Herbichs Lottchen, daß man Thaler ohne h schreiben müsse und überhaupt viele Buchstaben veraltet wären. Das geht nun nicht mehr in meinen alten Kopf hinein, und so hoffe ich, Du wirst mir das nicht übel nehmen; die Liebe Deiner Mutter bleibt immer unverändert, auch wenn Du inzwischen noch so hoch gestiegen bist. Und hüte Dich vor

Erkältungen, sorge, daß Du immer warme Füße hast, und bei Husten trinke gleich Brusttee, ich bitte Dich darum. Evelyn aber grüße schön von mir, und ich lasse sie vermahnen, immer daran zu denken, daß die Predigt zu ihrer Hochzeit den Text gehabt hat: Er soll dein Herr sein — und daß ihre gute Großmutter den Spruch selbst ausgewählt hat. Es mag jetzt auch nicht mehr modern sein, die junge Frau Landrichter sagte wenigstens neulich so, aber rechtschaffen und wohlgethan und gottgefällig ist es so.

Und nun, mein teurer Sohn, bleibe mir gesund, bis wir uns wiedersehen. Daß das so selten geschieht, ist mein einziger Kummer, denn ich weiß, solche Reise kostet viel Geld, und in meinem Spartopf auf dem Schrank im Wohnzimmer klappert es noch sehr bedenklich laut. Es geht alles im Leben nicht so geschwind, man muß warten und wieder warten können. Aber einmal wird er doch auch voll, wie so oft, und dann kommst du wieder und besuchst Deine alte Mutter; ich freue mich schon jetzt darauf, und was man so schwer erringt, bleibt desto klarer und freudenreicher, wenn wir es errungen haben.

Und nun, mein lieber Sohn, will ich schließen, die Augen wollen nicht mehr recht mit. Es grüßt und küßt Dich tausendmal

Deine treue Mutter

Julie von Deesenberg."

Der junge Hauptmann sah lange nieder auf den Brief, dessen Zeilen noch Spuren der verwischten Linien, die ein Bleistift sorgsam gezogen, trug. Er stützte den Kopf in die Hand; seine Augen hatten sich gefeuchtet. Das hellste Licht, das auf seinen Lebensweg bisher gefallen, war die Liebe seiner Mutter gewesen, er hatte sich darin beglückt und zufrieden gefühlt, und er war es noch, selten so wie gerade heute.

Ein Liebessehnen war über ihn gekommen, so stark und mächtig, daß es sein Herz zu schnelleren Schlägen trieb, eine Rührung erfaßte ihn, ohne daß er zu sagen vermochte weshalb. Er drückte seine Lippen heiß und zärtlich auf die zitternden, ausdruckslosen Buchstaben, auf das einfache, weiße

Blatt Papier, als wäre es der erste Liebesbrief gewesen, den er in jugendlicher Schwärmerei empfangen. Und er mußte dann selber lächeln bei dem Gedanken, was für verwunderte Augen seine alte Mutter machen würde, wenn sie ihn in diesem Moment still beobachtet hätte.

Dann kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke. Er und Evelyn! Dahin also waren die verschwiegenen Wünsche der beiden Frauen gegangen. War es gut, daß sie geschwiegen? Vielleicht doch nicht! Er mußte daran zurückdenken, daß Evelyn, so lange er denken konnte, seine stille Liebe gewesen, daß ihr Bild ihn begleitet hatte, wohin auch das Leben ihn gebracht. Daß er sich selber kaum eingestanden, wie die zarte Gestalt seiner Jugendgespielin mit jedem seiner Zukunftsbilder eng verknüpft gewesen, welch ein tödlicher Schrecken ihn befallen, als er dann ihre Verlobungsanzeige erhielt. Öde und leer schien ihm plötzlich das ganze Leben geworden, nutzlos jedes Streben. Dann aber hatte er sich mit kräftigem Ruck emporgerichtet.

„Das soll vorbei sein!" gebot er seinem wehen Herzen. „Sie ist eines andern Eigentum geworden aus freier Wahl, dir ist sie nur noch Freundin — Schwester fortan!"

Zur Hochzeit war er nicht gekommen, aber schon damals fühlte er, daß er überwunden, daß sein Studium, sein bewußtes Streben ihm jene süßeren Gefühle zu ersetzen fähig war. Er hatte sie nicht vergessen, aber sie nur bewahrt wie eine liebe, heilige Erinnerung, die keinen Einfluß mehr auf sein Leben hatte. Er glaubte Evelyn glücklich! — Nun sah er sie wieder, nach vier langen Jahren.

Wenn aber seine Mutter und die Amtsrätin Rosen damals gesprochen hätten! Dem vereinten Wunsch gegenüber hätte sein subtiles Empfinden, das doch allein ihn von dem wohlhabenden Mädchen trennte, wohl kaum stand gehalten. Wäre Evelyn wohl glücklich geworden. Er sah es wieder vor sich, ihr blasses stilles Gesicht und die zwei schweren Tränen, die langsam über ihre Wangen rollten. —

Eine wunderliche Halluzination bemächtigte sich seiner, während er mit geschlossenen Augen gegen die Lehne des

Sessels lehnte, als hörte er in der tiefen Stille ringsum das leichte Rauschen eines Frauenkleides, fühlte eine weiche kühle, Hand auf seiner Stirn.

Er fuhr aus seinem Sinnen auf. Schon das war ein Unrecht, daß er sich so weit in seinen Gedanken vergaß, schon dagegen mußte und wollte er ankämpfen. Sie hatte ihn mit beredten Worten zum Freunde ihres Gatten geworben; er wollte das seine tun, um es zu werden, aber dazu gehörte ein klarer Kopf, ein ruhiges Empfinden und ein ehrliches Herz. Das durfte sie von ihm verlangen, und er wollte es geben — gewissenhaft und ohne Wanken, wie er bisher jede Pflicht erfüllt hatte. Auf diese Weise konnte er ihr nützen, ihr seine treue Fürsorge beweisen; auf diese Weise sollte es geschehen. —

Und fast zu derselben Zeit sagte Evelyn, indem sie beide Arme um den Hals ihres Gatten schlang:

„Nicht wahr, Franz, wir werden viel mit Hermann verkehren! Ich freue mich so darauf. Er gefällt dir doch? Ich hoffe, ihr sollt gute Freunde werden."

Hafften spielte mit den Spitzen seines Schnurrbartes. Er sah eher mißlaunig wie heiter aus.

„Aufrichtig gesagt, er gefällt mir sehr wenig. Und da du eben selbst darauf zu sprechen kommst, ist es wohl am besten, daß ich auch sofort offen gegen dich bin, indem ich dich bitte, seinen Verkehr in unserm Hause tunlichst zu beschränken, anstatt zu veranlassen. Die Welt ist böse, Evelyn. Wir können nicht jedem eure früheren Beziehungen auftischen, und wenn selbst, das Gerede finge doch an und fände kein Ende."

„O, Franz!" rief sie erschrocken und ließ die Arme sinken. „Ist das wirklich dein Ernst?"

„Mein vollständiger Ernst."

„Das wäre — ungerecht!" Sie sprach das letzte Wort leise, augenscheinlich mit Überwindung.

Er zuckte die Achseln. „Sei nicht lächerlich, Kind! Deesenberg wird hier bald andere Beziehungen finden, die diejenigen zu unserem Hause überflüssig machen."

„Und ich?"

„Du? — Nun, ich denke, du bist meine Frau, das genügt doch.“

Sie senkte den Kopf und schwieg, ein Gefühl des Widerspruchs regte sich in ihrem Innern.

„Ich setze voraus, daß du vernünftig bist und das einsiehst, Evelyn,“ er drückte dabei halb zerstreut, halb liebkosend ihre Hand. „Ab und zu kann er ja zu uns kommen, nur nicht zu oft. Ich — nun gerade heraus — er ist mir unsympatisch.“

Seufzend entzog sie ihm ihre Hand und trat an das Fenster. In Trümmern lag die Hoffnung, die sie bis zu diesem Augenblick gehegt. Die beiden Menschen, die zu vereinigen sie sich gesehnt hatte, bei denen sie für einander hatte werben wollen, waren durch eine tiefe, tiefe Kluft voneinander getrennt, über die sie nirgends eine Brücke sah, wenn nicht die Zeit ihr zu Hilfe kam. Auf die Zeit also konnte sie nur noch bauen. Ob sie sich ihr gefällig erweisen würde?



## V.

Der Dezember war mit knisterndem Schnee und starkem Frost eingezogen, überall, wohin das Auge sah, weiße Dächer, bereifte Bäume, am hellen Himmel eine klare, kalte Sonne. Wer in den Straßen war, beeilte sich, warme, geheizte Zimmer aufzusuchen, um darin erst wieder aufzutauen, und Evelyn begriff nicht recht, warum ihr Mann von Tag zu Tage weniger zu Hause war, warum es ihn besonders abends gar nicht mehr in ihrer Gesellschaft leiden wollte. Er hatte bald diese, bald jene Ausrede in Bereitschaft, wenn sie ihn erstaunt danach fragte, vermied es jedoch, ihr dabei in die klaren Augen zu blicken und empfand sogar zuweilen eine Anwandlung von Gewissensbissen, daß alte Fesseln eine so erdrückende Macht auf ihn auszuüben begannen, gegen die er sich nur schwach wehrte.

„Ich tue es ja nur in unserm eigenen Interesse," dachte er, sich selbst entschuldigend. „Wüßte Evelyn die Gründe, die mich dabei leiteten, gewiß, sie würde meine Handlungsweise billigen! Ich kann gar nicht anders! Ich kann nicht! Es wäre Wahnsinn!" Und so saß er Abend für Abend in der kleinen Loge auf seinem bestimmten Platz.

Die Kameraden ignorierten das scheinbar. Es galt ihnen für ausgemacht, daß Hafften einmal wieder sein Glück bei den Weibern bewies, und je unnahbarer die Chansonette für jeden andern blieb, desto mehr verlor sie bei ihnen an Reiz und Interesse.

„Die arme kleine Frau von Hafften!" flüsterte wohl der eine dem andern mit bezeichnender Kopfbewegung zu, aber lauter wurde es nicht. Sie fanden bei näherer Überlegung durchaus keine Veranlassung, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen.

Hafftens hatten sich dem beständigen Drängen der Kommerzienrätin nicht erwehren können, und es war endlich ein Tag festgesetzt worden, um gemeinsam das Kollosseum zu besuchen. Der Oberleutnant sah diesem mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Zuerst widerstrebte es ihm, sich mit seiner

Frau an solchem Orte öffentlich zu zeigen. Er hatte allerdings schon wiederholt Damen der Gesellschaft in Begleitung ihrer Gatten dort gesehen, allein es paßte dies nicht völlig zu seinen Ansichten. Sodann war es ihm peinlich, seine Frau und Antoinette auch nur in Gedanken miteinander in Verbindung zu bringen. Evelyn in ihrem weiblichen Zartgefühl merkte deutlich genug an der Stimmung ihres Gatten, wie unangenehm ihm die Sache war, und gab sich deshalb ebenfalls Mühe, Liane zu bewegen, von ihrem Vorsatz abzustehen. Als aber die Kommerzienrätin mit einem spöttischen Kräuseln der Lippen bemerkte: „Fürchtest du, daß dein Gatte sich oder dich kompromittiert, wenn wir hingehen?" schwieg sie still, umsomehr als Hafften zur Entgegnung nur einen Scherz fand.

Er war entschlossen, am Tage vorher Antoinette von seinem Kommen in Gesellschaft zweier Damen zu unterrichten und der Sache dadurch alle Verfänglichkeit zu nehmen; denn er wußte noch ganz genau aus seinen früheren Erinnerungen, daß die hübsche Sängerin zuweilen den Teufel im Leibe haben konnte, wenn etwas geschah, was ihr nicht paßte. In Sicherheit gewiegt, völlig beruhigt durch seinen Plan, hatte nun die Sache alle Bedenklichkeit für ihn verloren, ja sie gewann sogar unter dieser Betrachtung einen gewissen heimlichen Reiz, der ihn amüsierte.

Heiter und aufgeräumt wie lange nicht, saß er mit Evelyn am Tage vorher beim Kaffee in dem schon dämmerigen, elegant eingerichteten Wohnzimmer und überlegte eben, wie er es anfangen sollte, ihr einen abermaligen notwendigen Ausgang seinerseits klar zu machen, als dem meldenden Diener schon auf dem Fuße folgend, die Kommerzienrätin eintrat. Die hübsche, pikante Frau sah außerordentlich vorteilhaft in ihrer eleganten Toilette aus, mit den von der scharfen Luft geröteten Wangen und den flimmernden, schwarzen Augen. Sie lief ein paar Mal, sich vor Frost schüttelnd, im Zimmer auf und ab, dann vor Hafften stehen bleibend, sagte sie: „Lieber Freund, ich komme mit einer herzlichen Bitte!"

Er verbeugte sich mit halbem Lächeln. Liane hatte stets

Bitten der mannigfachsten Art an ihn, und er war viel zu sehr Kavalier, um nicht immer für sie zur Verfügung zu sein.

„Lassen Sie uns heute anstatt morgen ins Kolosseum gehen! Ich weiß, Sie haben nichts vor, und wenn auch, so würden Sie mir das kleine Opfer wohl bringen."

„Unmöglich, schöne Frau!" Hafften geriet doch in gelinde Unruhe. Verwünscht, daß er nicht schon vorher über sein beabsichtigtes Fortgehen gesprochen.

„Unmöglich? Was ist unmöglich für Sie, wenn eine Dame bittet! Liebster Freund, seien Sie gescheit, verderben Sie mir die Freude nicht! Ich habe mich wirklich darauf gefreut! Morgen kommt der Bruder meines seligen Mannes, um Weihnachtseinkäufe zu machen; Sie begreifen, daß ich den nicht mit zu einer schönen, bewunderten Chansonette schleppen kann. Er sähe mich ja schon, lediglich nach einer Andeutung, im Pfuhl der Hölle braten."

„Wir verschieben es dann besser auf später."

„Nichts da! Von dergleichen bin ich keine Freundin! Weshalb auch? Ist nicht heute so gut wie morgen?"

„Und übermorgen so gut wie morgen?" versuchte er zu scherzen.

„Doch nicht! Ich weiß nicht einmal wie lange meine teuren Verwandten hierbleiben werden, es kann eine ganze Woche und länger werden."

„Und nachher meinen Sie, hätte Miß Antoinette allen Reiz eingebüßt?"

Liane sah sich prüfend um. Evelyn hatte soeben das Zimmer verlassen, um eine Tasse Kaffee für den unerwarteten Gast zu bestellen, sie war mit Hafften allein.

„Seien Sie ehrlich, lieber Freund," sagte sie eindringlich und legte ihre Hand vertraulich auf seinen Arm. „Sie wollen nicht mit uns hingehen. Sie haben irgend einen zwingenden Grund, der Sie abhält. Geben Sie mir's doch zu; ich bin ja nicht Ihre Frau und sehr tolerant noch obenein. Dann stehe ich selbstverständlich von meinem Vorschlage ab. Aber ebenso sicher wie ich Sie damals erkannt habe — —"

Hafften lachte.

„Gnädige Frau, das ist ein hübscher, pikanter kleiner Roman! Schade, daß ich nicht wirklich der Held darin bin! Aber Sie tun mir damit zuviel Ehre an. Evelyn, sei so gut und mache dich fertig, in einer Stunde müssen wir unterwegs sein."

Seine Ruhe täuschte sogar die Kommerzienrätin, sie begann wirklich zu glauben, daß sie auf falscher Fährte war. Denn eher hätte Hafften den Kopf in den Rachen eines Löwen gesteckt, als ihr gegenüber durch Zögern oder Zugeben auch nur das Geringste eingestanden. Er kannte Liane zur Genüge. Sie hatte manche Vorzüge, aber auch viele Fehler ihres Geschlechtes, und der hervorragendste war, daß sie sich in alles mischte, alles beobachtete, daraus Schlüsse zog und schließlich nicht sehr vorsichtig mit den Kenntnissen umzugehen pflegte, die sie sich auf solche Art erworben. Er war trotzdem gern in ihrer Gesellschaft, obgleich er keine besondere Hochachtung für sie empfand, und überließ auch Evelyn sorglos ihrem intimen Umgange, da er recht gut fühlte, daß bei dem festen Charakter seiner Frau ihr dadurch keine Gefahr drohte.

Kaum zwei Stunden später saßen sie in der Fremdenloge des Kolosseums, und besonders die Kommerzienrätin ließ ihre ruhelosen Augen neugierig überall umherschweifen. Augenscheinlich war sie enttäuscht und hatte sich von dem Tun

und Treiben in einem derartigen Lokale ein ganz anderes Bild gemacht. Hafften konstatierte mit Genugtuung, daß es ziemlich leer war, die Nähe des Festes tat wohl den meisten Abbruch; auch die Kameraden hatten sich nur ganz vereinzelt eingefunden, und so ging das Ereignis, ihn heute mit seinen Damen hier zu sehen, fast spurlos vorüber.

Als im zweiten Teil der Vorhang in die Höhe ging und Antoinette auf der Bühne erschien, war Liane außer sich vor Entzücken; sie lobte alles an ihr und nahm keinen Augenblick das Opernglas von den Augen, um sich nichts von der reizenden Erscheinung der Chansonette entgehen zu lassen.

„So graziös und schick, und solch süßes Gesicht! Nicht wahr, Hafften!"

Er stimmte ihr etwas zurückhaltend bei. Es war ihm gar nicht recht, daß die Kommerzienrätin so großes Interesse verriet. Er hatte schon gesehen, daß auch Antoinette auf ihn und die Damen aufmerksam geworden, daß sie seine Loge zum Brennpunkt ihrer Blicke gemacht hatte, und es bedrückte ihn etwas, wie sie wohl die fast herausfordernden Aufmerksamkeiten der einen seiner Begleiterinnen aufnehmen würde.

Erst als der Vortrag der Sängerin zu Ende, sah er, daß Evelyn ihr Opernglas weggelegt und ein Eckchen ihres Pelzes um ihre Schultern geschlagen hatte, als fröstele es sie. Auch Liane bemerkte das jetzt.

„Nun, Evelyn, gefällt sie dir nicht?" fragte sie erstaunt mit einer bezeichnenden Handbewegung nach dem Vorhang.

„O ja! Ich kann aber keinen Maßstab anlegen, da mir Vergleiche fehlen."

„Als ob das nötig wäre! Ein so reizendes Geschöpf! Wahrhaftig, als Mann könnte ich nichts besseres tun, als mich sofort in sie zu verlieben."

Evelyn wandte die dunklen Augen nach der Sprechenden.

„Verlieben In ein Mädchen wie dieses! Unmöglich!"

Es lag so viel abwehrende Kälte, sogar ein Anflug von Hochmut in der Stimme der Sprechenden, daß Gatte und Freundin sehr verwundert aussahen. Wer hätte dem sanften,

stillen, meist nachgiebigen Wesen der jungen Frau etwas Ähnliches zugetraut? Von dieser Seite war sie sogar ihren intimsten Bekannten fremd.

„Ach, du stellst dich auf das Piedestal der vornehmen, wohlbehüteten Dame der Gesellschaft und verurteilst von oben herab alles, was dir von da aus am Boden zu liegen scheint," meinte Hafften mit leichtem Spott und strich seinen Schnurrbart. „Verzeih, Evelyn, aber das sieht dir doch gar nicht ähnlich!"

„Ich bin nicht so pharisäisch," versicherte Liane eifrig und warf sich in ihren Stuhl zurück, „besonders nicht — seitdem ich diese Antoinette gesehen. Ich sagte Ihnen ja schon, ich wollte lernen sie zu beneiden, und das ist bereits reichlich geschehen. Welch ein Leben! Alle Abend bewundert, bejubelt, angebetet von den Edelsten des Landes! Wirklich Hafften, ich möchte Antoinette von Berger sein."

„Wenn Sie nicht zufällig die Kommerzienrätin Arnheim geworden wären."

„Bah, was frage ich danach! Überall Fesseln, Rücksichten; es ist manchmal zum verzweifeln. Ob solch ein Mädchen gebildet ist? Ob sie Schliff, etwas Geist hat?"

Der Gefragte zuckte die Achseln, Evelyn aber sagte:

„Ich begreife nicht, Liane, wie du dich dafür interessieren kannst."

„O, das tun wir alle," behauptete sie ungeniert. „Nur mag die Mehrzahl von uns so klug sein es nicht zuzugeben. Ich bin einmal immer eine offene Natur, und hier, unter euch, ist das ja weiter kein Unglück. Ich möchte gern diese Spezies unseres Geschlechts kennen lernen, in deren Fesseln unsere Brüder, Väter und Gatten oft unlöslich schmachten. Es muß doch etwas besonderes an ihnen sein, sonst wäre es nicht zu begreifen. Hast du noch nie darüber nachgedacht, Evelyn?"

„Nein! Ich mag wohl etwas altfränkisch erzogen sein, daß es mich danach nicht gelüstet, aber ich würde auch kein besonderes Gefühl von Achtung oder Liebe mehr für den Mann

haben können, der sich in meinen Augen so tief erniedrigte."

„Wie einseitig geurteilt, Evelyn!" fuhr Hafften gereizt auf.

„Ich kann mir nicht helfen," gab sie ruhig, aber unbewegt zurück. Eine wie gefährliche Wendung das Gespräch auch genommen hatte, von seiten der jungen Frau war es völlig ahnungslos geführt worden, davon überzeugte er sich noch einmal durch einen heimlichen, prüfenden Blick in ihr Gesicht, das nicht die leiseste Spur irgend einer Erregung trug. Ihr reiner Sinn war instinktiv durch das Äußere und Gebahren der Chansonette abgestoßen, das war alles. Der Kellner trat ein und bot den Herrschaften Erfrischungen. Mit einer ungeduldigen Handbewegung wies Hafften ihn fort. Er ging, aber nach kaum einer Minute kam er diensteifrig wieder hereingeschossen, um einen zu Boden gefallenen Theaterzettel aufzuheben und zu gleicher Zeit dem Offizier ein verstohlenes Zeichen zu machen. Hafften erhob sich sofort mit einer flüchtigen Entschuldigung, er war unruhig, und irgend welche Botschaft, die ihm wurde, trug nicht dazu bei ihn heiterer zu stimmen. In dem zugigen, teppichbelegten Vestibül fand er den Kellner ihn erwartend, mit einem kleinen weißen Zettel in der Hand.

„Von Fräulein Berger!" sagte er, mit einer devoten Verbeugung ihm denselben übergebend.

Hafften sah, daß das Papier nicht einmal geschlossen war, daß also die neugierigen Kelleraugen zweifellos den Inhalt durchlesen hatten. Das verbesserte seine Laune nicht, besonders nachdem er es überflogen.

„Was bedeutet Deine heutige Begleitung, deretwegen Du sogar eine andere Loge genommen hast? Du weißt, wir hatten uns verabredet; ich habe keine Lust Damen nachzustehen, die Dich weniger angehen werden, wie ich. Mache Dich auf alle Fälle frei, ich will Dich sprechen. Entschuldigungen gibt es nicht für mich. Warte draußen an der Pforte."

Er sah sich um. Niemand war zu sehen, auch der Kellner hatte seinen Posten verlassen. Wütend, mit einem halblauten

Fluch knitterte er das orthographisch schlecht geschriebene Billet in der Hand zusammen und zerriß es dann in kleine Stückchen. Antoinette schien die Absicht zu haben, ein gewisses Eigentumsrecht an ihn geltend zu machen. Teufel! Das konnte ihm gerade passen! Und dazu seine Frau mit den höchst unbequemen, überflüssigen Ansichten! — Heute abend konnte er die Sängerin auf keinen Fall mehr sprechen. Zutritt zu den Garderoben hatte niemand, und draußen hinderten ihn seine Frau und Lianes scharfe Augen. Wie unvernünftig aber auch das Mädchen war, solch ein Verlangen an ihn zu stellen! Unter andern Umständen hätte er ihr sehr bald klar machen wollen, wie weit sie gehen durfte; aber so! — Er stampfte wütend mit dem Fuß, dann riß er eine Ecke des Programms ab und schrieb darauf: „Heute abend unmöglich! Aufklärung morgen“

Er händigte das mit einem Goldstück dem Kellner ein und ging dann etwas ruhiger zu den Damen zurück.

„Wahrhaftig,“ sagte Liane während des nächsten Auftretens der Chansonette, „sie muß ahnen, daß ihretwegen so etwas wie ein Kampf unter uns stattgefunden hat. Sie sieht unausgesetzt hier herauf, und jetzt — da — bei Gott Hafften, diese Kußhand galt Ihnen allein!“ Die schöne Frau lachte höchlichst amüsiert und schlug Beifall spendend in die langen schwedischen Handschuhe, damit Hafftens Beispiel folgend; Evelyn allein verhielt sich völlig passiv.

„Gott sei Dank, daß es zu Ende ist!“ dachte der Gepeinigte. „Antoinette hat jetzt ihre Botschaft und wird sich dabei beruhigen.“

Er half den Damen in ihre Pelze. Mit spitzen Fingern griff Liane dabei nach einem Stückchen Papier, das sich an Hafftens dunklem Zivil festgeklammert hatte, und behielt es zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Das sieht ja fast aus wie ein zerstörtes Billetdoux,“ sagte sie und betrachtete es prüfend. „Wie sind Sie nur dazu gekommen? — Nicht wahr, Evelyn?“ Dabei hielt sie es ihr entgegen.

Diese prüfte es mit einem flüchtigen Blick.

„Möglich!" sagte sie gleichgültig. „Dich friert, Franz, du siehst so blaß aus, mich auch; wir wollen machen, daß wir nach Hause kommen."

Auf der Straße stand, trotz der schneidenden Kälte, anscheinend wartend eine elegante, in Plüsch und Pelz gehüllte Dame. Als die andern drei aus dem Portal herautraten, ging sie wie zufällig ganz langsam an ihnen vorüber. Ein dich-



ter Schleier verhüllte ihr Gesicht, niemand außer Hafften erkannte Antoinette. Er rief einen Fiaker heran, ließ seine Frau und Liane einsteigen, folgte und warf den Schlag hinter sich zu. In demselben Augenblick ertönte ein kurzer scharfer Aufschrei, wie im höchsten Zorn herausgestoßen. Sie hörten ihn alle; aber nur Hafften biß die Zähne dabei zusammen, die Damen beachteten ihn nicht weiter. — Dieser wilde, kleine Schrei sagte ihm viel, es war wie ein Signal zum Kampf.

„Nun denn, vorwärts! Den Hals wird es nicht kosten!" dachte er resigniert. Vielleicht wäre er weniger ruhig ge-

wesen, wenn er gewußt hätte, daß sein fragmentarischer Zettel gar nicht in den Besitz der Chansonette gekommen war, sie also in der sicheren Hoffnung hier draußen auf ihn wartete, auch diesmal wieder zu triumphieren. Allen seinen gesellschaftlichen Pflichten und Beziehungen hatte sie Fehde geschworen, und so unvernünftig ihr Verlangen heute abend gewesen, sie hatte trotzdem keinen Augenblick an der Macht, ihren Willen durchzusetzen, gezweifelt. Daß er davonfuhr, war ihr ein doppelter Schlag in das Gesicht.

„Also mehr bin ich ihm nicht wert!“ dachte sie und ballte die Hand zur Faust. „Warte, ich will dir zeigen, ob du mich so kränken darfst! Ohne alle Nachricht! O, es ist empörend! Empörend!“

Währenddessen lag der unselige Zettel, den der Kellner nur eilig zwischen die Garderobentür hatte klemmen können, unbeachtet am Boden. Eine Menge Füße liefen darüber hin, endlich blieb er an einer Sohle hängen und wurde auf die Straße getragen, wo er unkenntlich und zertreten liegen blieb.

Aus einförmig grauem Himmel fiel am nächsten Tage der Schnee in mächtigen Flocken auf die Straßen der Stadt. Evelyn legte soeben die letzte ordnende Hand an ihre elegante Toilette, als Hafften eintrat und seine Frau erstaunt ansah.

„Wohin gehst du, Evelyn?“

„Ach, du hast es vergessen,“ entgegnete sie mit leisem Lächeln, „ich bin ja bei Frau von Münnich zum Kaffee gebeten.“

„Famos! Famos!“ er schnippte vergnügt mit den Fingern, „das trifft sich einmal gut, nun brauchst du heute abend nicht wieder allein zu sitzen, während wir Vortrag haben. Wie lange bleibst du fort?“

„Genau weiß ich es nicht, aber bis gegen sieben Uhr. Willst du mich nicht abholen, Franz?“

„Ich sage dir ja, wir haben Vortrag heute abend.

„Aber der ist doch um sieben beendigt. Wir sehen uns jetzt so wenig, Franz.“ Sie war zu ihm getreten und legte den Arm um seinen Hals.

„Der verdammte Dienst!“ entschuldigte er sich.

„Früher nahm er dich nicht so sehr in Anspruch; da gingst du seltner aus, jetzt fast alle Abend.“

„Ich kann nichts dafür,“ sagte er mit einer reuigen Regung, nahm ihre Hände und küßte sie, „aber bald wird es besser! Wahrhaftig, es soll bald besser werden.“

Sie drückte ihre Wange zärtlich an die seine. „Mir ist am wohlsten, wenn ich ruhig mit dir zu Hause sein kann, ich mache mir so gar nichts aus den vielen Menschen.“

„Ein sonderbarer Geschmack, Kind; noch dazu, wenn man so jung und hübsch ist wie du, Evelyn.“

Er betrachtete sie aufmerksam in dem dämmernden Licht. Sie war wirklich hübsch, seine kleine Frau! Ein wenig einfach, ein wenig schüchtern in jeder Bewegung, aber doch hübsch, sehr hübsch; ganz geeignet, einen Mann zufrieden und glücklich zu machen. Er seufzte, unzufrieden mit sich selber. Evelyn errötete unter seinem Blick, sie ahnte nicht, was in der Seele ihres Gatten vorging, aber sie freute sich seiner seltenen Aufmerksamkeit auf ihre Person.

„Adieu, lieber Franz,“ sagte sie zärtlich und hielt ihm die Lippen entgegen. „Auf Wiedersehen also.“

Er küßte sie. „Willst du dir nicht den Diener zum Abholen bestellen? Es wird mir doch kaum möglich sein, dich zu erwarten.“ Er überschlug eilig in Gedanken, daß, wenn er Antoinette ganz versöhnen wollte, seine Gegenwart auch im Kolosseum nötig sein würde, er also erst spät nach Hause kommen konnte, und einen Augenblick bedauerte er das ernstlich.

„Nein, nein, ich rechne auch gar nicht mehr auf dich,“ sagte Evelyn eilig, der es keinen Augenblick in den Sinn kam, jemals einen seiner Vorwände zu prüfen oder anzuzweifeln. „Aber Frau von Reitzenstein hat fast denselben Weg wie ich, da gehen wir zusammen. Friedrich klagte mir heute schon den ganzen Tag, daß er krank sei, ich bin ja auch kein Kind mehr, das sich im Dunkeln fürchtet.“

Sie lächelte ihm schelmisch aus der schwarzen Spitzenhülle heraus zu, glücklich darüber, daß sie ihn nicht inbezug

auf seine Abhaltungen zu ihren Gunsten beeinflußt hatte. Dann öffnete sie die Türe und trat auf den Korridor. In demselben Augenblick hatte Hafften schnell das Zimmer durcheilt und schloß sie noch einmal ganz unerwartet in seine Arme.

„Viel Vergnügen, Evelyn.“

Sehr erfreut und überrascht stieg die junge Frau die Treppe hinab. An kleine, liebevolle Aufmerksamkeiten oder Zärtlichkeiten von seiten ihres Gatten war sie nicht besonders gewöhnt. Sie gestand sich kaum selber, daß sie darunter litt, entbehrte; ihr reiches, liebebedürftiges Herz klopfte jedesmal hoch auf bei solchen unerwarteten Beweisen, ein Gefühl von Glück durchströmte sie, das ihren Augen Glanz, ihren Wangen Farbe verlieh. „Warum kann es nicht immer so sein!“ dachte sie mit einem tiefen Seufzer. „Wie lieb wollte ich ihn haben! Wie dankbar ihm sein!“

Droben in dem dunklen Wohnzimmer stand Hafften und sah auf die Straße. Hinter den beschlagenen Scheiben des Wagens tauchte noch einmal in nebelhaften Umrissen das blasse, zarte Gesichtchen seines Weibes auf und nickte ihm grüßend zu, dann war es verschwunden — er frei und allein für die nächsten Stunden, mit denen er beginnen konnte, was er wollte. Ihm fiel ein, wie so mancher, der sich unter das Joch der Ehe beugte, sein Tun, sein Wollen und Handeln beschränken ließ; er hatte das nicht nötig. Neben ihm gab es niemals einen andern Willen als den seinigen, Evelyn hinderte ihn in nichts, sie vermißte also nichts in ihrem Zusammenleben. Aber freilich, es gab eine gewisse Art mit stummen, sanften Augen zu bitten, die er noch niemals bemerkt hatte, und eine gewisse Art mit gesenkten Lidern und unhörbaren Seufzern zu klagen, die ihn ebenso verständnislos fand. Wenn er seiner Frau niemals besondern Grund zur Unzufriedenheit gab, wenn er ihr vor allen Dingen Sachen verbarg, deren Kenntnis sie vielleicht gekränkt, ihn in ihren eigenen Augen herabgesetzt hätte, hatte er seiner Meinung nach seine Schuldigkeit vollauf getan. Er war einmal ein Lebemann, und die Frauen hatten eigentlich alles in allem mehr schuld daran,

wie er selber. Das waren bisher stets seine leichten Lebensanschauungen gewesen, und er hatte sich sehr wohl dabei befunden, er, und auch Evelyn. Aber heute abend, als er in dem stillen dunklen Zimmer stand, auf das heftige Rauschen des Bergwassers hörte, kam es doch plötzlich wie Vorwürfe und Gewissensbisse über ihn, wenn er an Antoinette dachte.

War es wirklich eine so zwingende Notwendigkeit gewesen, wieder mit ihr in Verbindung zu treten? Hätte er nicht doch vielleicht klüger gehandelt ihr fern zu bleiben? Die langen Jahre hatten Erinnerungen abgeschwächt, und wenn sie ihn nicht wiedergesehen, wäre es ihm vielleicht gelungen, durch einen Dritten das wieder zu erlangen, was in ihren Händen eine schneidende Waffe für ihn zu werden vermochte, und um dessentwillen er sich gezwungen sah, jetzt weiter zu gehen, wie er anfangs beabsichtigt hatte. Ohne daß er es recht gewahr geworden, hatten ihn nun wieder Fäden umsponnen, deren er sich vor Evelyn zu schämen hatte, die ihn fester und fester hielten und schließlich zum Verderben gereichen konnten. Wohin hatten sie ihn überhaupt schon geführt? Er mußte lügen und heucheln, täglich neue Ausflüchte ersinnen, seine Frau verleugnen, um die Eifersucht der Chansonette nicht zu entflammen, die er ernstlich fürchtete. Außerdem wurden ihm die Scherze der Kameraden fatal, die ihn Abend für Abend in der kleinen Eckloge sitzen sahen; aber mehr als alles das genierten ihn Deesenbergs Augen, die ihn bei solchen Begegnungen eigentümlich kühl maßen und schon einen wahren Haß gegen ihren Besitzer in ihm erzeugt hatten. Wozu das alles? Schuf er sich nicht selber ein Schreckgespenst, oder übertrieb er es geflissentlich?

Er mußte an jenen Abend denken, wo er auf Evelyns Nähtischchen zuerst jenen verhängnisvollen Brief gefunden hatte, und mit einem ungeduldigen Seufzer stampfte er mit dem Fuß auf. — Wenn er an jenem Abend nicht in das Kolosseum gegangen wäre? Wenn er ihr nicht, halb berauscht von Wein und ihrem Erfolge, gegenüber getreten wäre, würde er dann nicht anders — vielleicht richtiger — gehandelt

haben? Etwas wie Mitleid mit seiner gläubigen, vertrauenden kleinen Frau erfaßte ihn, aber — „auch sie muß ja darunter leiden, schwer leiden," dachte er weiter, „wenn Antoinette auf ihrem Schein besteht. Ja, wer immer alle Konsequenzen vorher ermessen könnte! Niedingen war ein so verflucht langweiliges Nest! Man gab dem Teufel gern den kleinen Finger!"

Er stand und starrte in die Dunkelheit hinaus, in der die großen weißen Flocken nur noch schattenhaft tanzten, und es war ihm auf einmal, als winke ein rosiges Gesicht mit kurzgeschnittenem blondem Lockengewirr ihm daraus entgegen. Er zögerte noch einen Augenblick und strich nachdenklich seinen langen dunklen Bart.

„Weiter auf dem einmal betretenen Wege," sagte er dann entschlossen mit einem kurzen Kopfaufwerfen, und kaum eine Viertelstunde später befand er sich in Zivil auf dem Wege in die Vorstadt, in der Antoinette wohnte.

Noch war es zu früh für ihr Auftreten im Kolosseum; er fand also genügend Gelegenheit, sich völlig mit ihr auseinanderzusetzen, obgleich er selber noch nicht ganz einig mit sich war, in welcher Art. Die Wirtin öffnete ihm mit dem Bescheid, daß das Fräulein nicht mehr zu sprechen sei, aber da sie dem schönen, freigebigen Herrn sehr gewogen war, machte sie eine verschmitzt lächelnde Kopfbewegung nach der Tür und hielt ihn nicht zurück, als er eintrat und mit bedeutsamem Druck ihre Hand ergriff.

„Ja, ja, Liebesleute!" sagte sie schmunzelnd zu der Jungfer, die in der Küche saß und nähte, „das zankt sich und verträgt sich, wie es gerade kommt. In der ganzen Welt ist es nicht anders."

Hafften hatte inzwischen die Türe geöffnet und war bei der Sängerin eingetreten. Antoinette saß in einem tiefen Sessel und rührte sich nicht, sie schien zu schlafen; er trat dicht neben sie und ergriff ihre Hand. „Toinette!"

Sie sah mit gefalteter Stirn zu ihm auf. „Ah wirklich! Bemüht sich der Herr Baron wieder einmal her? Eine große Ehre, für die ich aber in Zukunft danken muß."

Er zog einen Stuhl an ihre Seite und setzte sich. „Sei doch nicht unvernünftig, Kind! Was verlangst du eigentlich? Mehr als sich wegen eines unglücklichen Zufalls entschuldigen kann doch keiner.“

„Hast du dich etwa entschuldigt?“ fuhr sie zornig auf. „Natürlich! Was gelte ich dir neben den Damen deines Standes.“

„Ich habe mich allerdings bei dir entschuldigt, hast du nichts bekommen?“ Sie verneinte, und er gab ihr nun eine genaue Schilderung des Geschehenen. „Du hättest mich überhaupt in große Verlegenheit mit deiner Karte bringen können, Toinette, bedenke doch, wie viel Rücksichten ich zu nehmen habe!“ schloß er endlich.

Sie fuhr gereizt auf. „Ach, damit komme mir nicht. War eine der Damen vielleicht deine Braut? Überhaupt wer sind sie, daß du mich gegen sie zurücksetztest?“

„Bekannte!“ entgegnete er lakonisch, denn Antoinettes schlecht verhehlte Eifersucht amüsierte ihn.

Sie nagte an den Spitzen ihres Taschentuches. „Bekannte? Das sind ja sonderbare Damen, die sich dann von dir allein ins Kolosseum führen lassen! Ja, wahrhaftig, ich habe mir immer eingebildet, dergleichen täten die vornehmen Leute nicht.“ Sie sprang auf und trat dicht vor ihn hin, ihre Augen blitzten, ihre kleinen Füße stampften den Boden. „Sage mir augenblicklich, wer diese Damen waren!“

Er sah ihr lächelnd in das erregte Gesicht, der Zorn kleidete sie allerliebst, dann schlug er nonchalant ein Bein über das andere, legte sich in den Sessel zurück und erwiderte spöttisch:

„Da du so dringend darauf bestehst, schöne Freundin, die eine war die Frau eines mir sehr nahe stehenden Kameraden, die andere deren Freundin, auch eine Frau — zu deiner Beruhigung.“

Sie schwieg einen Augenblick, ihre Blicke hafteten an seinem Gesicht. „Franz!“ sagte sie plötzlich heftig, „du weißt, daß du zu mir gehörst, daß du nicht mehr dein eigener Herr

über dein Herz sein darfst; ich leide es nicht. Quäle mich nicht wieder so wie gestern, oder —" Sie schwieg und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Er sah ihr zu, anscheinend mit der ruhigen Miene eines Mannes, der im stillen die Kaprizen einer törichten Frau belächelt, in Wahrheit aber in einem kaum zu verbergenden Zustande der Erregung. Antoinette hatte seinerseits wohl etwas anderes erwartet wie Schweigen, sie blieb wieder vor ihm stehen. „Warum antwortest du mir nicht?" fragte sie.

„Weil ich auf den Schluß deiner Rede noch warte. Sollte es eine Drohung werden, liebes Kind!"

„Fürchtest du mich nicht?"

„Auf Ehre nein, Schatz! Ich wüßte nicht weshalb!"

Sie machte eine schnelle Bewegung auf den Schreibtisch zu, deutete mit der Hand darauf und sagte: „Sie sind nicht beim Schiffbruch verunglückt, jene Papiere — du weißt! Sie sind noch immer in meinem Besitz."

Hafften knirschte mit den Zähnen. Was ihm zuweilen eine sanguinische Hoffnung zugeraunt, lag nun in Trümmern. Dennoch zwang er sich zum Lachen.

„Aber du missest ihnen zu viel Wichtigkeit bei, Kind! Ihr Frauen seid darin töricht! Übrigens laß uns einen Kompromiß schließen, Toinette, ich erkenne ja deine Ansprüche gern an; nenne die Summe, die du haben willst, und liefere mir dafür die Papiere aus. Ich bin nicht geizig, du weißt es ja, und ich will dir gern geben, was sie dir wert scheinen."

„Willst du mir auch meine Liebe für dich, die bangen Stunden, die ich deinetwegen damals litt, bezahlen?" fragte sie langsam und sah ihn wieder unverwandt an. „Glaubst du, daß das möglich ist?"

„Nur keine Sentimentalitäten," rief er aufspringend aus. Es war ihm nicht mehr möglich, ruhig in seiner Stellung zu verharren. „Toinette, sei vernünftig, laß ein verständiges Wort mit dir reden! Riedingen war ein gottverdammtes Nest, das entschuldigt manche Dummheit, die dort begangen

wurde. Ich will ja tun, was ich kann, aber gib mir die Papiere heraus."

„Nein!"

Die Antwort der Chansonette klang so bestimmt, daß Hafften vor ihr stehen blieb und ihren Arm ergriff.

„Nein? Ist das dein Ernst?" fragte er erregt. „Hast du bedacht, daß ich dir das Recht gebe, die Summe nach deinem Ermessen zu nennen?"

„Ich brauche dein Geld nicht," sagte sie spöttisch, „ich habe mehr, wie du denkst; mehr, wie du vielleicht glaubst. Ich weiß, ich könnte dich jetzt mit meiner Forderung in arge Verlegenheiten bringen, du warst nie ein Rechner, und deine neue Erbschaft wird für dich nicht unerschöpflich sein, aber das hat alles keinen Zweck; ich — ich habe andere Pläne."

Sie zupfte mit gesenkten Augen an den Spitzen ihres Taschentuches; die mächtige Lampe, die im Zimmer brannte, ergoß ihr helles Licht auf die schöne, üppige Gestalt, die wie unschlüssig stehen geblieben war, und warf leuchtende Reflexe auf die Schleppe des purpurnen Schlafrockes, die breit auf dem Teppich lag. Franz von Hafften sah die Chansonette an; sein leicht erregtes Blut vergaß dabei völlig, was und wieviel für ihn auf dem Spiel stand.

„Toinette!" sagte er zärtlich.

Sie drehte sich hastig um und legte ihre Arme um seinen Hals. „Nicht wahr, du bist leichtsinnig nach wie vor! Ganz der Alte! Dein Vermögen ist nicht so bedeutend, um dir alle Launen zu befriedigen. Du spielst wieder — da ist auch einmal der tiefste Brunnen ausgeschöpft." Ihre Stimme hatte einen drängenden, bebenden Ton, der ihn überraschte; halb im Scherz antwortete er:

„Vielleicht!"

„Wirst du dann einst zu mir zurückkommen? dich daran erinnern, daß ich dich lieb habe?"

„Bin ich nicht jetzt schon bei dir?"

„Ja, aber so anders! Es ist etwas Fremdes zwischen uns, ich denke, dein Reichtum. Als ich in Amerika so viel



Sie drehte sich hastig um und legte ihre Arme um seinen Hals. (S. 80.)

Geld verdiente, dachte ich oft an dich und wünschte, mit dir teilen zu können. Wie ich wieder herkam nach Deutschland, wollte ich dir den Vorschlag machen —"

Er befreite sich plötzlich aus ihren Armen, ihre Worte berührten ihn peinlich. „Torheit, Toinette!"

„Hängst du wirklich an deinem bunten Rock mehr wie an mir?" fragte sie lächelnd. „Ich will ja nichts anderes als dich und deinen Namen. Jetzt freilich sehe ich ein, daß der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist, aber ich kann warten, und er wird kommen, nicht wahr, er wird!"

Hafften nagte an der Unterlippe, auf seiner Stirn standen Wolken. „Ich habe dich für vernünftiger gehalten," sagte er endlich unwirsch.

„Früher dachtest du anders!"

„Früher! Inzwischen hat sich die Lage der Dinge geändert."

„Ach so, ich begreife! Aber das entbindet dich nicht von Verpflichtungen! Du bist ja derselbe geblieben."

„Toinette," sagte er in Verzweiflung, „gib mir Gelegenheit, mich von meiner Schuld gegen dich zu befreien; sie drückt mich."

„Sie soll dich drücken! Das ist die einzige Zusammengehörigkeit, die einstweilen zwischen uns besteht. Vielleicht denkst du auch an heiraten, natürlich an eine deines Standes, und, ich hasse diese Weiber, die sich so hoch erhaben über uns dünken und innerlich vielfach keine Spur besser sind wie wir! Sie haben nur nicht die Gelegenheit, sind nicht so unbeschützt allen Versuchungen preisgegeben, kennen weder Mangel noch Verzweiflung, aber das hindert sie nicht, uns desto härter zu verdammen und zu verachten. Du, Franz, dürftest ein anderes Urteil über Mädchen, wie ich eins bin, haben; aber ihr Männer besitzt ein kurzes Gedächtnis, deshalb ist es besser, man erinnert euch manchmal daran."

Er lachte kurz und scharf auf. „Und das Ende?" fragte er dazwischen.

„Das Ende? Du gehörst mir! Ist das so schlimm?"

Sie sah ihm neckend in das Gesicht, er riß sie in seine Arme und küßte sie stürmisch.

„Sei lieb und gut! Gib mir den Brief und das Papier. Du bist schön und gefeiert, nur eine freie Entschließung ist deiner würdig. Gib mir die Papiere und ich schwöre dir —“

„Schwöre nichts,“ unterbrach sie ihn und bog sich rückwärts. „Noch habe ich ja so wenig verlangt, warum also dieser Eifer, diese Sorge?“

„Mein Gott, begreifst du das denn nicht?“ Er zitterte wie im Fieber, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Sie entschlüpfte ihm schnell. „Es ist jetzt Zeit, mich anzuziehen. Sage mir doch, Franz, welche von deinen beiden Begleiterinnen gefiel dir am besten?“

Er strich mit der Hand über das Gesicht, ihm war abscheulich zu Mut. „Ich weiß es nicht, Toinette,“ antwortete er zerstreut.

„Mir die Rothaarige, die schien lustig und guter Dinge, sie applaudierte mir auch; hast du es nicht bemerkt? Die andere dagegen, so kalt und blaß und still, das sind die hochmütigen, tugendhaften Frauen, die ich hasse! O, so unaussprechlich hasse!“

Sie ballte die kleine Hand zur Faust, ihre Augen funkelten. Ein häßliches Gefühl überschlich ihn, es kam ihm vor, als würde seine Frau herabgezogen, als die schöne Chansonette in diesem Tone von ihr sprach; trotz der laxen Moral, die seiner Meinung nach den Begriffen eines Lebemannes völlig entsprach, hatte er doch im tiefsten Herzen noch eine Empfindung für Frauentugend und Frauentreue, die Evelyn ihm verwirklichte. Antoinette, die keine Ahnung davon haben konnte, was in seiner Seele vorging, fuhr fort:

„Glaube mir, Franz, stelle eine von diesen, meinetwegen die Frau deines Freundes, an meine Stelle, und Du wirst erst sehen, wie trotz aller angenommenen Hoheit und Ehrbarkeit so gar kein Unterschied zwischen uns besteht. Bah, ich kenne die Frauen auch recht gut! Wir waren ja im Anfange unseres Lebens alle einmal dasselbe. Aber wem erzähle ich das? — Dir!

der du gewiß deine eigenen besseren Erfahrungen darin hast, als ich sie dir geben kann."

Er schwieg und trommelte heftig mit dem Fuß auf den Teppich, durch kein Wort wollte er sich verraten. Trotzdem sah Antoinette ihn erstaunt an.

„Ach, bist du vielleicht verliebt in das kleine Gänseblümchen?" fragte sie spottend. „Das macht deinem Geschmack keine große Ehre! Hüte dich, Franz, hüte dich! Ich bin nicht immer das sanfte Lamm, als das ich dir jetzt vorkommen mag."

Die kleine Uhr schlug voll, von draußen klopfte das Zöfchen, es war Zeit für die Chansonette; sie erhob sich trällernd und reichte ihm die Hand. „Adieu, Franz! Auf Wiedersehen!"

Er hatte beim Heimgehen das Gefühl, als wäre eine kleine Wolke, die er bisher nicht beachtet hatte, plötzlich dunkel und drohend vor ihm aufgetaucht und hätte mit ihrem finsteren Schatten eine ganze Strecke seines ebenen Lebensweges verdunkelt, sodaß er nur mit Unbehagen vorwärts zu sehen vermochte. Tief in Gedanken verfolgte er seinen Weg in die innere Stadt, als er auf einmal seinen Arm berührt fühlte. Zusammenschreckend drehte er sich um.

„Ich bin es nur," sagte Liane mit Augen und Lippen ihm entgegenlächelnd. „Mein Himmel, Hafften, man sieht Sie ja jetzt gar nicht mehr!"

„Haben Sie mich vermißt, schöne Frau?"

„Das muß ich wohl zugeben! Wann ich auch zu Evelyn komme, immer finde ich sie allein."

„Und das genügt Ihnen nicht?" Er fragte es scherzend, der alte, frivole Ton trat wieder in seine Rechte, und damit wurde auch die Last, die ihn drückte, um vieles leichter.

„Nein, ich habe keine Passion für Frauenverkehr! Ich bitte Sie, wovon soll man immer sprechen! Männer sind amüsanter, sie schmeicheln uns, und das hören wir gern. Wo stecken Sie denn jetzt?"

„Dienst! Dienst! Und wieder Dienst!"

„Ja, die Ausrede ist prächtig für Evelyn, aber mir dürfen Sie nicht damit kommen. Tarsen behauptet das Gegenteil; die faulste Zeit im ganzen Jahre sei gerade jetzt.“

Hafften strich seinen langen, schwarzen Schnurrbart.

„Versuchen Sie nur keine andere Gelegenheitslüge,“ sagte Liane eindringlich, „ich habe ebensogut gehört, daß Sie Stammgast im Kolosseum geworden sind, der schönen Chansonette halber.“

„Auch von Tarsen?“

„Bewahre, mein kleiner Finger hat es mir erzählt! Aber lieber Freund, ich bin doch tolerant! Warum machen Sie mir so ein großes Geheimnis aus Ihren kleinen Amüsements? Fürchten Sie, daß ich plaudere?“

„Ich will nicht gerade das Gegenteil behaupten, obgleich ich damit keineswegs etwas zugebe.“

Er sah sie dabei mit einem kleinen, spöttischen Lächeln von der Seite an; Lianes Leidenschaft, sich in die Angelegenheiten ihrer lieben Nächsten zu mischen, war allgemein bekannt.

„Nun, Sie sind nicht allzu höflich, trotzdem möchte ich Ihnen einen guten Rat geben. Darf ich das?“

„Bitte, ich bin ganz Ohr.“

„Vergessen Sie nicht völlig, daß Sie eine Frau haben.“

„Ah! Hat Evelyn sich etwa beklagt?“

„Evelyn? Sie wissen, daß das nie geschehen wird. Bei so verschlossenen Naturen muß man lernen zwischen Worten und Mienen zu lesen.“ Hafften lachte. „Meine Frau ist keine verschlossene Natur,“ behauptete er amüsiert, „im Gegenteil, offen und ehrlich wie ein Kind. Sie beschämt und langweilt mich manchmal damit.“

Die Kommerzienrätin blieb stehen und sah ihrem Begleiter gerade unter einer hellen Laterne fest in das Gesicht. Der üppige rote Mund blieb geschlossen, dennoch schien etwas in ihr eine sehr beredte Sprache zu führen, die ihn aufmerksamer werden ließ.

„Dann —“ sagte sie nach dieser stummen Rede und nestelte gleichgültig an ihrem Armband, das sich in der Quaste

des Muffes verfangen hatte, „habe ich vielleicht unrecht mit meinen ‚Vermutungen‘; ganz recht, bleiben wir bei dem Wort. Denken Sie nicht weiter an das, was ich gesagt habe.“

„O nein, so entschlüpfen Sie mir nicht. Ich weiß, Sie sind meine Freundin, Liane, Sie glauben einen Grund zu Ihrer Warnung oder was es sonst sein sollte, zu haben; heraus also damit.“ Er schob seinen Arm unter den ihrigen, die intime Freundschaft der Kommerzienrätin mit seiner Frau gab ihm einen Schein des Rechtes für derlei Vertraulichkeiten. Liane duldete sie, wandte aber den Kopf nach der andern Seite. „Ich bitte Sie, Hafften, bringen Sie mich nicht in Verlegenheit; ich bereue aufrichtig, daß ich mich vorhin so weit hinreißen ließ; aber, Sie haben recht, ich meine es ehrlich mit Ihnen.“

„Weiter!“

Der Ton, in dem er sprach, hatte die ganze unwiderstehliche Überlegenheit des Mannes, gegen den kein Widerspruch galt. Die verwöhnte, selbstbewußte Kommerzienrätin beugte sich gern und völlig diesem stärkeren Willen. Sie sah in Hafften nicht allein den schönen Mann, sondern auch den Herrn, dem die Frau gern einmal untertan ist, deshalb blinzelte sie ihm halb scheu in das Gesicht, und als ob sie darin nun die Bestätigung seiner Tyrannei gefunden, fuhr sie, ohne eine abermalige Aufforderung abzuwarten, fort:

„Ich meinte nur, Evelyn könnte sich schließlich von Ihnen so vernachlässigt fühlen, daß sie nichts dagegen hätte, sich von ihrem alten Jugendfreunde über die Unbeständigkeit des Gatten trösten zu lassen. Sie wissen ja, Hafften, die Ursachen sind meist so gering, das Vorwärtsschreiten so allmählich, so unbewußt —“

„Liane,“ sagte er heftig und preßte energisch ihren Arm, „Sie wissen, daß wir etwas derartiges an Evelyn niemals erleben werden, sie ist keine leichtsinnige Frau, die sich auf diese Art vielleicht zu entschädigen versucht. Ich denke, wir beide kennen sie darin genau.“

Die Kommerzienrätin warf trotzig die Lippen auf; die Verteidigung Evelyns ärgerte sie.

„Mit Ihrem Willen gewiß nicht, ich betonte das vorhin ausdrücklich," erwiderte sie mit geröteten Wangen, in die der Ärger das Blut getrieben hatte, „aber es ist ein eigenes Ding um so alte Freundschaft und Liebe — ich zweifle nicht, daß wenigstens Deesenberg diese einmal für Evelyn empfunden. Man verkehrt so viel vertraulicher, spricht so leicht ein unüberlegtes Wort, das dem andern Stoff zum Nachdenken gibt, kurzum — mein Gott, Hafften, muß ich Ihnen das alles erst sagen?"

„Beide haben selten Gelegenheit dazu. Wir Männer sympathisieren nicht besonders," sagte er kurz.

„Das letztere glaube ich gern, das erstere nicht. Ich bin beiden schon sehr oft auf der Straße begegnet. Unsere Residenz ist ja nicht groß, wer will, findet sich leicht."

Sie merkte, daß er innerlich zornig und erregt wurde, für sie ein wohltuendes, beruhigendes Bewußtsein. Ihrer Meinung nach paßte der schöne, leichtlebige Kavalier so gar nicht zu seiner einfach denkenden, zarten, kleinen Frau. Liane wäre sofort bereit gewesen mit ihrem Reichtum an ihre Stelle zu treten und stellte sich im Innersten das Zeugnis aus, daß sie ihn jedenfalls weit besser zu nehmen verstanden hätte, als Evelyn es tat. Sie gestand sich ja nicht direkt, daß sie letztere beneidete, aber doch unverhohlen ihr reges Interesse, das sie an Hafften nahm und überall durchblicken ließ. Wenn sie hier mit reger Phantasie lediglich aus ihrem Kopf einen kleinen Roman spann und bis an das Ende kam, dachte sie jedesmal: Vielleicht! — wer weiß!

In Wahrheit war sie Evelyn erst ein einziges Mal mit Deesenberg begegnet und hatte sich ihnen auf ihre Aufforderung bereitwilligst angeschlossen, aber diesen Umstand vergaß sie zu erwähnen.

„Sind Sie mir böse?" fragte sie endlich, als er noch immer schwieg, mit ihrer halblauten, bestrickenden Stimme und drückte seinen Arm etwas fester. „Versprechen Sie mir,

daß Sie das niemals sein wollen. Ich leide darunter, Hafften! Ich — mein Gott, ich meine es so gut mit Ihnen, verkennen Sie mich nicht!"

Liane hatte nach mancher Anstrengung ein kleines, spitzenbesetztes Tuch aus ihrem Muff gezerrt und drückte dasselbe nun gegen die Augen; es war, als schluchze sie dahinter leise.

„Nein, nein!" sagte er beruhigend, ergriff ihre Hand und hielt sie einen Augenblick fest in der seinen. „Beruhigen Sie sich doch, Liane. Ich weiß ja, daß Sie sich irren, aber auch ebenso gut, daß Sie glauben, mir mit Ihrer Bemerkung einen Dienst zu erweisen."

„Ja mein Himmel, das glaube ich. Und wenn Ihnen jemals etwas passiert, woraufhin Sie nach einem offenen Aussprechen verlangen, wollen Sie dann zu mir kommen, Hafften? Sie wissen, wir Frauen beurteilen manches so viel richtiger und schärfer als ihr."

„Ich verspreche es Ihnen, obgleich — nun die Zeit wird es lehren." —

Er war doch etwas zerstreut und nachdenklich, als er sich von ihr verabschiedete und abermals den Heimweg einschlug. Liane war schlau genug, um scharfe Beobachtungen zu machen, irgend etwas mußte ihr doch aufgefallen sein, um sie zu diesen Warnungen zu veranlassen. Er hatte Evelyn sehr vernachlässigt in letzter Zeit, sein Gewissen war durchaus nicht rein, aber das gab ihr noch keine Berechtigung das Gerede der Leute herauszufordern, wenngleich er seinen Kopf zum Pfande gegeben hätte, daß sie nur in aller Unschuld etwas getan, was böswillige Zungen ergriffen und kolportiert hatten.

Das Einfachste, um den Leuten den Mund zu stopfen, war, wenn er den Umgang seiner Frau mit ihrem Jugendfreund beschränkte, am besten ganz aufhob. Daß er ihr damit vielleicht eine Freude nahm, ließ ihn gleichgültig.

„Sie wird mir das Opfer bringen," dachte er achtlos und erstaunte doch im nämlichen Augenblick, daß er selber es eben unwillkürlich als Opfer bezeichnet hatte.

Der Wind pfiff kalt um die Straßenecke, die er soeben passierte; es hatte mit Schneien völlig aufgehört, nur ab und zu taumelte noch eine vereinzelte Flocke lautlos gegen das strahlende Laternenglas oder die breite Brust des hastig Ausschreitenden. Die kahlen Baumäste bogen sich unter der Last des Schnees, und ein feuchter Rauhreif hing sich ihm in den Bart. Das Wetter war häßlich, gar nicht recht verlockend, und Hafften entschloß sich zum Heimweg. In der ziemlich menschenleeren Hauptstraße der Residenz, die er zu passieren hatte, sah er vor sich in einiger Entfernung einen Herrn und eine Dame gehen, dicht nebeneinander. Obgleich der Schirm nicht mehr nötig war, den ersterer sorgfältig über seine Begleiterin hielt, deren Kopf er dadurch verdeckte, schloß er ihn doch nicht, sondern benutzte ihn als Schutzwehr gegen den kalten, immer heftiger werdenden Wind. Jede Bewegung des großen, schlanken Mannes gipfelte in feinfühlendster Höflichkeit für die Dame an seiner Seite, mochte er sich zu ihr herabneigen, den Mantel um sie zu ziehen, oder mit gebeugtem Kopf nach dem besten Übergang für seine Begleiterin suchen. Sie folgte ihm auch in allem ohne Zaudern. Hafften beobachtete sie still.

„Das ist so recht nach Weibersinn,“ murmelte er geringschätzend, aber dann auf einmal fuhr ihm die Überraschung durch alle Glieder. Der Schirm hatte sich gehoben, er glaubte in dem ungewissen Licht Evelyn zu erkennen. Hastig schritt er über die Straße auf die andere Seite des Trottoirs, und nach kurzem war er in gleicher Höhe mit den andern. Noch ein scharfer Blick hinüber aus den Falkenaugen; kein Zweifel mehr, er hatte seine Frau erkannt, trotz des trüben Gaslichtes und trotz der immerhin beträchtlichen Entfernung.

Ein gewisses, unbehagliches Gefühl durchschauerte ihn, es war, als ob aus den dunklen Häuserwinkeln Lianens Augen spöttisch und triumphierend auf ihm ruhten.

Evelyn hatte das liebliche, blasse Gesicht, das aus der schwarzen Spitzenumhüllung wie aus einem dunklen Rahmen heraustauchte, zu ihrem Begleiter aufgerichtet, während sie

eifrig auf ihn einsprach. Es kam Hafften vor, je näher er dem Paare kam, als ob ein besonders zufriedener, froher Ausdruck auf Evelyns Gesicht lag, und jetzt hörte er sie lachen, so froh und hell, wie sie zu Hause nie zu lachen pflegte.

Groll schnürte dem Beobachter das Herz zusammen; er konnte Deesenbergs Gesicht nicht sehen, das sich ganz seiner Begleiterin zugewandt hatte, aber mit welchem Rechte spielte der hier bei seiner Frau den Kavalier? War die Sache verabredet? — Es fiel ihm ein, daß Evelyn zuletzt jedes Abholen abgelehnt! Lag dem eine Absicht zu Grunde?



Er biß die Zähne zusammen, während er darüber nachdachte. War er etwa eifersüchtig? Bah! Auf einen Mann wie Deesenberg schon lange nicht, aber seine Ehre — seine Ehre konnte darunter leiden, und er war nicht gewillt einen Schatten darauf zu dulden — wenigstens nicht von anderen.

Mit ein paar mächtigen Schritten hatte er sie erreicht, zog den Hut, und sein „Guten Abend" klang kalt und scharf, als er sich ihnen in den Weg stellte. Evelyn wandte ihm schnell das Gesicht zu.

„Ach Franz!“ sagte sie mit tiefem Erröten und bot ihm die Hand. Er übersah sie.

„Ein sonderbares Zusammentreffen, nicht wahr?“ Er wandte sich ausschließlich an Deesenberg. „Ich bin Ihnen übrigens sehr dankbar für die Ritterdienste, die Sie meiner Frau erwiesen haben. Gestatten Sie mir nun Ihren Platz einzunehmen.“

Mit einer höflichen Verbeugung trat der Generalstäbler zurück.

„Wir begegneten uns zufällig,“ fiel Evelyn ein, der von irgendwoher ein geheimer Druck zu kommen schien, „gerade als ich mich von Frau von Reitzenstein trennte.“

Sie sah zu Hafften auf, den Schatten auf seiner Stirn kannte sie sehr gut.

„Welche Torheit auch, bei diesem Wetter zu gehen! Warum nahmst du keinen Wagen?“

„Daran war ich schuld, indem ich mich zu Evelyns Begleiter erbot.“

„Ich bedauere sehr, Herr Hauptmann, daß Sie sich die Mühe machten. Aber nun auch keinen Schritt weiter! Es wäre unverantwortlich, Sie in der Kälte und Nässe noch zu bemühen. Meinen verbindlichsten Dank für das Geschehene.“

Hafften sprach mit einer gewissen Nachlässigkeit, aber so determiniert, daß Deesenberg sofort still stand.

„Es ist mir immer ein Vergnügen Evelyn zu sprechen, und zu hören wie glücklich sie ist,“ sagte er kühl und griff mit der Hand an die Mütze. „Gute Nacht, meine Herrschaften.“

Ein schneller Blick aus den braunen Augen streifte ihn fast bittend. Er nahm scheinbar keine Notiz davon, verbeugte sich noch einmal und ging.

„Warum bist du so unfreundlich gegen Hermann?“ fragte Evelyn. „Es wäre doch natürlicher und hübscher, wenn wir freundschaftlich miteinander verkehren könnten.“

„Ich mag ihn nicht!“ gab er kurz zurück.

„O, du kennst ihn eben nicht, Franz! Er ist so gut,

so ehrenhaft, so zartsinnig!“ Sie wurde warm bei dem Lob, und er runzelte die Stirn.

„Es wäre mir lieb, wenn du weniger rühmliche Eigenschaften an ihm fändest,“ sagte er höhnisch. „Jugendfreundschaft! Welche Albernheit, davon so viel Aufhebens zu machen! Ich will nicht, daß die Leute darüber spötteln! Über meine Frau nicht!“

„Welche Leute?“

„Alle Welt! Glaubst du solche Zusammentreffen erregen nicht Verwunderung oder Zweifel überall?“

„Aber Franz!“ rief sie nun auch erregt, „Du darfst nicht zu weit gehen; was soll das bedeuten?“

„Meinen bestimmten Willen, deinen Umgang mit Deesenberg sehr zu beschränken.“

Sie schwieg gekränkt, aber etwas wie Erbitterung regte sich dabei in ihr. Er nahm und nahm ihr nur immer! Wieder etwas, woran ihr ganzes Herz hing, und was gab er dafür?! — So viel sie auch sann, nichts! Gar nichts!

---

## VI.

Die Weihnachtszeit war ganz nahe gerückt. In blendendem Licht und verführerischer Schaustellung prangten die Läden, durch die Straßen flutete eine geschäftige Menge. Für diejenigen Käufer, die an guter und teurer Ware Geschmack fanden, hatte man eine Weihnachtsmesse im Kunstgewerbehaus geschaffen, die sich eines regen Besuches erfreute. Evelyn und Liane gingen durch die prächtig dekorierten Räume, bewunderten, staunten und suchten nach etwas ganz Besonderem, noch nicht Vorhandenem für Franz von Hafften.

Es war eine frühe Vormittagsstunde und die Säle noch ziemlich leer, ein kalter Wintersonnenstrahl funkelte auf den prächtig gearbeiteten Gegenständen aus Cuivre poli und neckte die täuschend nachgemachten Blumen, die in mächtigen Körben die nächste Abteilung ausfüllten.

Evelyns Interesse hatte sich einem Ofenschirm zugewandt, dessen kunstvoller Rahmen eine nicht minder kunstvolle, japanische Goldstickerei umschloß; sie fragte nach dem Preise und unterzog alles einer so eingehenden Prüfung, daß sie auf nichts anderes achtete, während die Kommerzienrätin die Augen überall hatte.

Bald nach ihnen hatte eine sehr elegant gekleidete Dame am Arme eines ebensolchen Herrn die Verkaufsstelle betreten, ebenfalls suchend und musternd, und rief jetzt nach der Verkäuferin, die sich mit einigen entschuldigenden Worten von Evelyn entfernte.

Liane blickte mit regstem Interesse auf den goldblonden Tituskopf, der sich reizend von dem dunklen Pelzbesatz des Mantels abhob; unter dem Schatten des großen Rembrandthutes tauchte das hübsche, kecke Gesicht der Chansonette hervor, und als die Augen der beiden Frauen sich trafen, hatten sie sich auch beide erkannt.

„Evelyn,“ flüsterte die Kommerzienrätin, sich dicht an diese drängend, „sieh, das ist Antoinette! Wie hübsch! Wie elegant!“

Frau von Hafften sah auf; ihr dunkler Mantel streifte hart den königsblauen Samt der gefeierten Sängerin, und einer plötzlichen, unerklärbaren Regung folgend, zog Evelyn denselben hastig an sich und trat mit einer scharfen Bewegung zur Seite, so daß zwischen ihr und Antoinette Raum wurde. So schnell das alles vor sich ging, so instinktiv Evelyn gehandelt haben mochte, die Chansonette hatte es wohl bemerkt; ein wütender Blick durchflammte ihre hübschen, blauen Augen Dieses Zurückweichen einer Dame der Gesellschaft vor einer Berührung mit ihr traf sie wie ein Peitschenhieb und forderte die weniger abgeschliffenen Seiten ihres Charakters brüsk heraus. Sie drängte sich aufs neue dicht an Evelyn, der nun kein Ausweichen mehr möglich war, und die deshalb hastig und leise mit abgewandtem Kopf zu Liane sagte: „Laß uns gehen.“

„Du hast ja weder den Ofenschirm bezahlt, noch deine Adresse angegeben," erinnerte diese sie erstaunt.

„Ja so!" Evelyn wurde rot, während sie nach ihrem Portemonnaie suchte.

„Der Ofenschirm würde mir gefallen, wollen Sie denselben nicht mir überlassen?" fragte Antoinette und maß die junge Frau mit einem häßlichen, herausfordernden Blick.

„Nein!" Evelyn war sonst höflich und liebenswürdig gegen jedermann; daß gerade in diesem Augenblick ihre Stimme hart und unfreundlich klang, war nicht ihre Schuld, sondern der sie beherrschende Ausfluß des Widerwillens, den sie gegen dieses Weib empfand. Es war, als trete ihr in der hübschen, pikanten Erscheinung etwas Gemeines entgegen, gegen das ihre innerste, reine Natur selbst gegen ihren Willen sich wehren mußte.

„Das ist weniger höflich wie deutlich!“ sagte Antoinette mit einem kurzen Auflachen, und als sie wieder Evelyns Zurückweichen gewahrte, setzte sie hinzu: „Ich beschmutze Sie durchaus nicht, Madame.“

Bei den scharfen Worten klemmte der Begleiter der Schönen sein Monocle ein und sah mit dem Ausdruck unendlichen Erstaunens auf, dann schien ihm plötzlich irgend eine Erleuchtung zu kommen, er verneigte sich höflich vor den beiden Damen und bückte sich pflichtschuldigst, um Evelyn ein zu Boden gefallenes Goldstück aufzunehmen.

„Verzeihung, meine Damen, daß ich Sie nicht gleich erkannte — begrüßte!“ stotterte er in großer Verlegenheit.

Liane sah ihn groß und verwundert an, dann tuschelte sie ihrer Freundin laut genug zu, um auch von der andern verstanden zu werden: „Der gute Lazare versucht seine einzige taktvolle Handlung selber zu entschuldigen, das ist naiv!“

Evelyn aber hörte auf nichts. — Der süßliche Heliotropgeruch, der von Antoinette ausströmte, mußte ihr beängstigend auf die Nerven fallen. Sie hatte nur den einzigen Wunsch: fort! fort! Schnell und aufgeregt gab sie der Verkäuferin ihre Adresse — Frau von Hafften, Ringstraße 8. — Dann verließen sie den Stand.

Evelyn hatte nicht mehr gesehen, wie sich das Gesicht Antoinettes entfärbte, Liane aber hörte noch die laute Frage: „Wer war das?“

„Frau von Hafften!“ Der kleine, elegante Bankier wiederholte es verwundert.

„Die Frau welches Hafften?“

Antoinette hatte vergessen, daß sie etwas kaufen wollte, vergessen, daß die neugierigen Augen der Verkäuferin auf ihr ruhten, aber Lazare empfand das peinlich, er zog seine Angebetete mit sich fort, deren Blicke brennend an seinen Lippen hingen.

„Die Frau des Ulanenoffiziers, der hier allgemein der ‚schöne Hafften‘ genannt wird, einen andern kenne ich gar nicht!“

Der Ärmel von Lazares zobelgefüttertem Paletot wurde in diesem Augenblick heftig von einer kleinen, derben, zuckenden Frauenhand zusammengepreßt.

„Franz von Hafften?“ stieß sie tonlos hervor.

„Ganz recht! Seine Frau ist schwer reich! Schwer reich! Papa verwaltete ihr Vermögen; aber trotzdem soll es eine Liebesheirat gewesen sein.“

Ein unartikulierter Laut drang von den Lippen der Sängerin; jetzt erst sah er mit schreckhaftem Staunen ihr verzerrtes Gesicht.

„Was fehlt Ihnen, Antoinette?“

„Hinaus will ich, hinaus!“

„Und das Armband, um dessentwillen wir hergekommen sind?“

Sie stampfte mit dem Fuß! „Werfen Sie es in den Rinnstein,“ murmelte sie mit knirschenden Zähnen.

Er folgte ihr ohne ein weiteres Wort aus den Sälen in das Treppenhaus, bei ihrem ungestümen Vorwärtsdrängen hätte ihm auch kein Zögern geholfen. An das Treppengeländer lehnte sie sich in stummer, maßloser Wut, die Augen auf die bunte Glasmalerei der Fenster gerichtet, als wollte sie sie versengen, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt, mit dem Absatz den purpurnen Läufer bearbeitend, der auf den Marmorstufen lag.

Josef Lazare wurde es warm, als er, ebenfalls schweigend, auf das schöne Mädchen blickte. Nicht gerade, weil ihre Schönheit wirklich niemals faszinierender war als in solchen Augenblicken ungezähmter Wut, sondern weil er fürchtete, es könnten sich Zuschauer zu dieser Szene einfinden. Er öffnete verstohlen einen Knopf seines Pelzes nach dem andern. Die Ohren krampfhaft geschärft, ob unten die mächtige Hallentür klang, die Augen nach dem Ausgang der Säle gerichtet, stand er wie ein zahmes Jammerbild neben einem gereizten Raubtier. Himmel, wenn jemand käme! Der Erdboden mußte ihn alsdann barmherzig verschlingen.

„Antoinette!“ erlaubte er sich noch einmal mahnend zu flüstern.

Sie antwortete nicht. Sobald sie die Lippen öffnen würde, quoll all die Wut, Bitterkeit und Empörung in ungehemmtem Strome darüber, das fühlte sie wohl, und ein letzter Rest von Selbstbeherrschung hielt sie davon zurück. Mit zitternden Fingern zerrte sie an dem kostbaren Spitzentaschentuch, das sie in den Händen hielt; ein Opfer mußte sie haben Und während das feine Gewebe leise ächzte, dachte sie:

„O, der Abscheuliche! Belogen! Betrogen! Genarrt! Aber er soll es mir büßen, bitter büßen! Und noch viel mehr sie, die Hochmütige! Die Unverschämte! Ich will sie zertreten — zermalmen!“

Krach! Da gab das angespannte Stückchen Batist in ihren Händen endlich nach; ein langer Riß klaffte mitten hindurch, und sie riß und zerrte noch immer weiter, immer heftiger, als ob ihr das eine Beruhigung gewährte. Als endlich das Zerstörungswerk völlig gelungen, ballte sie die Fetzen zum Knäuel, ließ es fallen und schleuderte es verächtlich mit der Fußspitze die Treppe hinab; dann, als sie es still in einem Winkel liegen sah, wandte sie sich an den Bankier.

„Wir können gehen.“

„Was ist Ihnen denn, Antoinette?“ fragte der kleine Elegant, noch ganz konsterniert von dem Gesehenen.

Sie würdigte ihn keiner Antwort, ging die Treppe hinab und stieg in den wartenden Wagen, ihm die Türe vor der Nase zuschlagend. „Ich will allein bleiben,“ sagte sie zum offenen Fenster hinaus.

„Aber unser Diner?“

„Wenn Sie Hunger haben, essen Sie allein, sonst holen Sie mich in zwei Stunden wieder ab.“

Das blasse Gesicht verschwand im Fond, der Wagen rollte fort. Joseph Lazare blieb ziemlich verdutzt und geärgert auf dem schmutzigen Straßendamm stehen und ließ sein

Monokel fallen. Sorglich den Kragen seines Zobelpelzes schließend, dachte er: „Künstlerinnen sind alle launenhaft. Himmel, ich möchte nichts im Bösen mit ihr zu tun haben! Was sie nur auf einmal hatte?“

Er ging mit zierlichen Schritten um die Ecke, ohne eine Ahnung davon zu haben, was Antoinettes geschäftiges Gehirn zusammenbraute. Und das war Unheil, ein Stein, der ins Rollen gekommen, noch unentschieden ließ, wen er mit seiner Wucht zermalmen würde. — — —

Evelyn hatte seit ihrer Vermählung keinen Tag im Jahre so gern festlich begangen wie Hafftens Geburtstag, der kurz vor dem Weihnachtsfest fiel, zu einer Zeit, in der die Saison noch nicht begonnen und außer Konzert und Theater die Auswahl der Vergnügungen überall beschränkt war. Im Regiment sah man deshalb diesem Tag mit besonderer Zufriedenheit entgegen. Hafftens Weinkeller war berühmt, als Wirt war er der liebenswürdigste Mensch, und auch Evelyn, trotz ihrer zurückhaltenden, etwas stillen Art und Weise, verstand es den Gästen ihr Haus angenehm zu machen.

Am heutigen Tage war sie noch sorgsamer wie sonst bemüht, alles auf das Zierlichste anzuordnen. Hatte doch Hafften selbst den Wunsch ausgesprochen, auch Deesenberg bei sich zu sehen, um sich seiner gesellschaftlichen Pflicht gegen ihn einmal zu entledigen, und der Hauptmann hatte die ergangene Einladung angenommen. Evelyn setzte einen kleinen frauenhaften Stolz darein, ihm ihre Häuslichkeit im schönsten Licht zu zeigen, sie konnte kein Ende finden im Umräumen und Neuarrangieren, rückte hier eine Vase anders, ordnete dort an einem Strauß und kam endlich nach einem letzten Überblick zufrieden aus dem Speisezimmer in ihr Boudoir zurück, um sich eine kleine Weile auszuruhen. Hafften schlief in dem entlegenen Schlafzimmer, die Dienstleute waren in der Küche beschäftigt, um sie war es ganz still. Die Hände im Schoß verschränkt, träumte Evelyn mit offenen Augen. Von der Straße herauf tönte dumpfer Lärm und das Rauschen des Wassers; allmählich begannen die Laternen aufzublitzen

und warfen ein schwaches, zitterndes Licht in das dunkle Zimmer, streiften die Ränder der breitblätterigen Juccapflanzen mit hellerem Schein und den Kopf des Apollo in seiner herrlichen Schönheit. Da wurde draußen die Glocke gerührt. Evelyn sprang auf. Sollten schon Gäste kommen? Unmöglich, es war noch zu früh. Sie hörte den Diener sprechen, der geöffnet hatte, es klang wie Frage und Antwort. Sollte Liane gekommen sein, wie es schon manchmal geschehen, um ihr noch etwas vorzuplaudern, ehe die Gäste kamen? Dann waren Umstände nicht nötig. Sie öffnete jetzt selbst die Türe ihres Boudoirs. Eine dunkle Frauengestalt, in dem halben Licht unerkennbar, drängte sich hastig über die Schwelle, süßlicher Heliotropenduft begleitete sie, und Evelyn erfaßte ein unbeschreibliches Gefühl.

„Ist der Herr von Hafften zu sprechen?“ fragte die Fremde, brüsk eintretend, ehe jemand sie zu hindern vermocht hätte.

„Bedaure! Aber ich bin seine Frau! Was wünschen Sie?“

Antoinette nickte und zog die halbgeöffnete Tür des Boudoirs hinter sich zu. „Auch gut! Es ist ja gleich, an wen ich mich wende.“

Evelyn begann zu zittern; sie wußte längst, wer es war, die mit ihr sprach, obgleich es noch völlig dunkel um sie blieb. Mit einem unheimlichen Gefühl sah sie das hübsche Gesicht mit dem blonden Haar, die kecken Augen, alles! alles! Und das stand in irgend einer Beziehung zu ihrem Manne. Was würde sie hören? Ihr schwindelte, und doch — die Chansonette konnte nicht mit solcher Sicherheit auftreten, wenn sie sich nicht dazu berechtigt glaubte. Wortlos ging Evelyn an den zierlich geschmückten Kamin und entzündete eine der großen Lampen, die derselbe trug. Weißes, mondähnliches Licht ergoß seinen ruhigen Schein über die beiden Frauen, deren Herzen gleich erregt klopften, wenn auch die Ursache dazu verschieden war. Sie bildeten in dem lauschigen, luxuriösen Zimmer den schärfsten Kontrast. An der Sängerin alles degagiert, kampfeslustig, herausfordernd, Evelyn von

Furcht gefoltert, das weiße Latzschürzchen noch über dem einfachen Hauskleid ein Veilchen neben einer farbenprächtiger Tulpe. Neugierig, spöttisch, erstaunt ruhten die Augen Antoinettes auf dem fast noch kindlichen Gesicht ihrer Nebenbuhlerin, dann sagte sie: „Schließen Sie nur ganz die Türe, Frau von Hafften, es ist besser, wenn niemand unser Gespräch hört.“ Sie stützte die Hand im feinen



dänischen Handschuh auf die Lehne des nächsten hellblauseidenen Sessels, Evelyn die ihrige auf die Platte des Tisches. Auge in Auge standen sie einander gegenüber. Schon darin lag für Antoinette ein Triumph, ein häßliches Lächeln umzuckte den roten Mund.

„Sind Sie nicht neugierig auf die Ursache, die mich herführt?“

„Sprechen Sie!“ Evelyn hatte sich allmählich gefaßt, sie fühlte, was sie auch hören mochte, sie mußte jeden Eindruck beherrschen, wenn sie nicht ihrer Nebenbuhlerin eine hämische Genugtuung bereiten wollte.

„Franz von Hafften ist ein erbärmlicher Lügner gegen mich gewesen, er hat mich bis heute in dem Glauben gelassen, daß er unverheiratet sei, mich liebe — mit einem Wort: er hat Sie ebenso schmählich verleugnet und betrogen, wie mich, gnädige Frau; nur der Zufall ließ mich das alles erfahren.“

„Und darum sind Sie hergekommen? Um mir das zu sagen? — Ich dulde keine Anklagen gegen meinen Mann, am wenigsten von einer Dritten, wie Sie es sind.“

„Ah! Sie halten mich für zu tief stehend, um meinen Äußerungen Glauben zu schenken! Ich bin für Sie die Chansonette, die Paria unter den ehrenwerten, anständigen Frauen, nicht wahr? Ich kenne diese Kluft, die Sie zwischen uns aufreißen möchten, sehr genau, und ich sage Ihnen, sie ist gar nicht vorhanden, sie besteht nur in Ihrer Einbildung. Fragen Sie doch einmal die Männer, wer von uns mehr geliebt wird, wir oder Sie? Fragen Sie Ihren eigenen Mann, und wenn er ehrlich sein will, werden Sie über seine Antwort staunen. — Aber Sie glauben mir nicht!“

„Nein, ich glaube Ihnen nicht,“ sagte Evelyn ruhig.

Antoinette lachte. „Wenn er Sie abends allein ließ, wissen Sie, wo er dann war? Im Kolosseum, um sich an meinen Triumphen zu erfreuen! Wenn er spät nach Hause kam oder nachmittags Dienst vorschützte, saß er neben mir und wiederholte die alten Beteuerungen und Schwüre! Ich glaube nicht, daß er dabei an Sie dachte. — Auch habe ich ein Anrecht an ihn, das ich geltend machen werde, woran Sie mich weder hindern sollen noch können.“

„Ein schamloses Anrecht in Bezug auf Ihre Person,“ sagte Evelyn, und sie wußte selbst nicht, woher sie die

Worte und den Mut nahm, sofort den Kampf mit der Gehaßten aufzunehmen.

„Wie man es nehmen will! Der einzige Unterschied ist eigentlich nur der, daß wir uns kaufen lassen, während die Frauen der Gesellschaft den Mann ihrer Wahl kaufen, der ja für die Meistbietende immer zu haben ist. Es scheint mir, Sie haben einen ziemlich hohen Preis für die Ehre bezahlen müssen, Frau von Hafften zu werden!"

Evelyn erhob den Arm gegen die Tür. „Hinaus!" sagte sie kalt.

Aber Antoinettes Finger umfaßten den Arm wie mit eisernen Klammern und rissen ihn herab, ihr glühendes Gesicht war in nächster Nähe von Evelyns Augen, und sie zischte fast, als sie sagte: „Wenn ich will! Aber ich will nicht, ich habe Ihnen noch mehr zu sagen. In meiner Hand liegt Ehre, Stellung und Zukunft Ihres Mannes. Heute behandeln Sie mich wie eine zudringliche Bettlerin, aber es soll noch einmal der Tag kommen, wo Sie auf den Knieen vor mir liegen und mich um Schweigen, um Gnade anflehen. Dann werde ich Ihnen dasselbe sagen wie Sie eben mir: Hinaus! — Vielleicht hätte ich unter anderen Umständen Franz geschont, man kann mit Männern nicht so arg rechten, sie sind leichtsinnig und begehrlich, wir wissen das alles und haben sie trotzdem gern. Aber Sie haben mich beleidigt, ich hasse Sie, und um Ihretwillen will ich Ihren Mann zu Grunde richten. Wenn Franz das erfährt, wird er Ihnen sein Lebenlang dankbar sein, nicht wahr? Oder glauben Sie, daß Ihr Geld genügt, um den Flecken von seiner Ehre wieder abzuwaschen, den ich hervorziehen werde, um ihn aller Welt zu zeigen?"

Evelyn schwankte, die Chansonette schüttelte nicht mehr wild ihren Arm, aber ihr war, als hätte diese Bewegung sich auf ihre ganze Umgebung ausgedehnt. Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht, und kaum verständlich stieß sie hervor: „Was wissen Sie von meinem Manne?"

„Wollen Sie vielleicht, daß ich es Ihnen erzähle?

Fragen Sie ihn doch selber, Sie sind ja seine Frau und gewiß edel genug, nun auch die Konsequenzen mit ihm zu tragen, an denen Sie schuld sind."

„Franz! Franz! Er kann nichts Unrechtes getan haben!" stöhnte Evelyn und fuhr mit der Hand an die Stirn.

„Unrechtes? Ist das Ihre einzige Sorge? Fürchten Sie nicht vielmehr, daß er den kleidsamen Waffenrock ausziehen muß, daß Sie Ihre Stellung in der Gesellschaft verlieren? — Spielen Sie mir gegenüber nicht die Edle, ich weiß wie Frauen rechnen."

Evelyn hatte nichts mehr gehört, ihr Kopf brauste, und feurige Funken tanzten vor ihren Augen. „Womit können Sie Ihre Anklagen beweisen?" fragte sie endlich tonlos.

„Ich habe Papiere darüber in Händen."

„Worüber, worüber denn?" Evelyn preßte die Hände zusammen und sah mit einem verzweifelten Blick in Antoinettes Gesicht.

„Fragen Sie Franz," sagte diese achselzuckend, „erinnern Sie ihn an Riedingen, und er wird Ihnen vielleicht beichten."

Langsam wandte sich Evelyn zu ihr und sah sie aus dem blassen, starren Gesicht mit unnatürlich großen, glanzlosen Augen an. „Das werde ich nicht tun! Wenn er mir sein Vertrauen geben will, wird er selbst es mir entgegenbringen."

„Sie wollen also schweigen? Ihn weder ärgern noch fragen und quälen? — Sie wollen sich wie eine Heilige gegen ihn benehmen?"

Antoinette war so verwundert, daß sie Evelyn ansah, als traue sie ihren Sinnen nicht mehr. So töricht konnte ihrer Meinung nach keine Frau handeln, und sie hatte gerade häusliche Szenen für Hafften gewünscht, gehofft, sich schon dadurch gerächt zu sehen.

Evelyn schwieg. Sie bebte, als schüttele sie der Sturmwind, eine maßlose Bitterkeit erfüllte sie, eine Scham für ihren Gatten, die sie zu Boden drückte, und daneben das Gefühl, als sei ihr soeben das teuerste gestorben, als sei die ganze Welt jetzt eine einzige, trostlose Öde. Wenn er Antoinette

wirklich liebte, dann freilich konnte sie ihm nie etwas gewesen sein. Wie bitter weh die Erkenntnis tat!

Antoinette, als sie keine Antwort bekam, zog langsam den Halbschleier herab. „Nun kann ich gehen!“ sagte sie, aber Evelyn hätte, wenn sie aufmerksam gewesen, leicht einen schwankenden Ton in ihrer Stimme gehört, der dem unerwarteten Ende des Gespräches galt. „Sie wissen jetzt alles! Vor allen Dingen, daß Ihr Mann in meiner Macht ist. Und wenn Sie mir wieder begegnen, dann werden Sie wohl keine Veranlassung mehr haben, Ihr Kleid aufzuraffen, als ob es etwas Schmutziges streife, wenn es mich berührt. Sie haben mich beleidigt, ich werde Sie demütigen, dann sind wir quitt. Leben Sie wohl, gnädige Frau, und tun Sie nun, was Ihnen gut scheint.“

Sie ging — und Evelyn sank in den Stuhl, der ihr zunächst stand, unfähig zu denken, zu empfinden. In Ihren Schläfen hämmerte es schmerzhaft, und das Herz tat ihr so weh, als sei es plötzlich gebrochen. „Es ist unmöglich!“ sagte sie halblaut, und dann mußte sie doch wieder nachrechnen, wie selten Franz in der letzten Zeit zu Hause gewesen. Dienst! Und wieder Dienst! Sie hatte es stets geglaubt, aber er sie betrogen, um bei Antoinetten sein zu können. Wie furchtbar schwer sie auf einmal dachte! Es war, als mache es ihr Mühe, sich eine einzige richtige Vorstellung aus ihrem Hirn loszuringen. Gebrochen war sie, ganz zerschmettert! „Und ich habe ihn doch so lieb gehabt!“ flüsterte sie wieder und merkte nicht einmal, daß sie wie von etwas Vergangenem sprach. Erbärmlich und hoffnungsarm war von nun an ihr Leben! Wem sollte sie noch vertrauen, wenn ihr Gatte sie betrogen und verraten hatte; wen noch lieben, wenn er sich wirklich von ihr gewandt um jener — Antoinette — willen!

Sie hörte, daß die Uhr schlug; ein verworrenes Erinnern, daß sie Gäste erwartete, daß die Zeit verging und sie sich ankleiden müsse, befiel sie, aber es fehlte ihr die Kraft, sich aufzurichten. Und von einer Gefahr hatte Antoinette gesprochen, ihr mit Papieren gedroht, mit einem Eklat, um sich

an ihr zu rächen. Was bedeutete das alles? O Gott, in all diesem Wirrsal nur einen Lichtstrahl, nur einen sichern Weg, den sie zu gehen hatte! Evelyn preßte den Kopf in die Hände. Franz von dem Geschehenen zu sprechen, war ihr eine Unmöglichkeit. So sehr auch das Herz zuerst dagegen revoltieren wollte, hatte sie doch längst eingesehen, daß ihr Gatte seine freie Zeit nicht so zugebracht, wie es sich eigentlich gehörte. Sobald er erfuhr, sie wußte um seine Verirrungen, mußte er sich vor ihr gedemütigt und beschämt fühlen, ihre Gegenwart ihn bedrücken, jede Zärtlichkeit ihrerseits sein Gewissen erwecken, kurzum, sie wurde ihm anstatt Trösterin, zur unwillkürlichen Mahnerin an Beschämendes. Evelyn in ihrem arglosen, strengdenkenden Gemüt argumentierte so, sie empfand so fein und konnte sich nicht denken, daß Hafften wahrscheinlich mit einem Scherz, einem Kuß oder dergleichen sich über die Peinlichkeit des Moments hinwegsetzen würde. Eines stand fest bei ihr, sie mußte Antoinettes Besuch verheimlichen — gesehen hatte sie glücklicherweise außer dem Diener niemand — vor allen Dingen vor Franz verheimlichen. Aber was sollte sie weiter tun? Konnte ihr denn keiner raten? War es nicht möglich, Mittel und Wege zu finden, die das Damoklesschwert über ihrem Haupt zurückhielten? Sie wußte nicht, warum sie vor der Chansonette ein Gefühl des Abscheues und Grauens empfand. Nach landläufigen Begriffen mochte sie ja ein ganz anständiges Mädchen sein, aber sie war so himmelweit verschieden von all den Frauen, die Evelyn bisher gekannt hatte. In anderer Luft lebend und groß geworden, hatte sie keine Entschuldigung für dies Mädchen, verletzte sie jedes ihrer Worte und Blicke, besonders dann, wenn sie von ‚Franz' sprach — von Franz, ihrem Gatten!

Ob Liane mit ihrer Menschenkenntnis Rat wußte? Nein, die durfte noch weniger etwas erfahren — aber Hermann — Hermann von Deesenberg! Wie eine Zentnerlast fiel es ihr plötzlich vom Herzen. Ihm konnte sie blind vertrauen; er würde weder spötteln noch witzeln, noch ihre Angst verlachen wie Liane. — Sie war so hilflos gewesen, daß schon allein

dieser Gedanke sie aufrichtete. Er mußte helfen, er war ja immer ihr Freund und Berater gewesen in Priesfelde, er würde auch ihren Mann nicht hart verurteilen, schon aus Freundschaft für sie. Freilich, Franz nahm es ihr gewiß übel, wenn sie ohne sein Wissen sein Geheimnis an einen Fremden verriet! —

Sie preßte die Hände an die hämmernden Schläfen, Tränen drängten sich in ihre Augen — da hörte sie Hafftens Schritt, er pfiff einen Walzer und kam ihr mit jedem Ton näher. Heftige Angst befiel sie, nur jetzt ihm nicht in das Gesicht sehen müssen, kein Wort von ihm hören! Sie sprang auf und flüchtete an den Kamin, dabei trat sie auf einen feinen dänischen Handschuh, der auf dem Teppich lag; Antoinette mußte ihn verloren haben. Evelyn bückte sich und hob ihn auf, ein Gefühl des Widerwillens stieg ihr in die Kehle, aber schon hatte Hafften die Portiere zurückgeschlagen und stand auf der Schwelle. Erstaunt, fast ärgerlich sah er auf seine Frau.

„Ich begreife dich nicht, Evelyn, du bist ja noch im Hauskleid."

Mit unverständlichem Murmeln schlüpfte sie an ihm vorüber, der Handschuh brannte wie Feuer in ihrer Hand.

„Mache dich hübsch," rief er ihr nach und trat selber vor den Spiegel, sich zu bewundern.

Sie hatte ihn nicht angesehen, aber sie wußte, er sah heiter und gut aus. Nein! Gegen ihn mußte sie schweigen!

Mit zitternden Händen machte sie Toilette, es war etwas fieberhaft Hastiges in ihr. Die Wangen glühten, aber die Finger blieben eiskalt. Manchmal blieb sie mitten im Zimmer stehen nnd besann sich, was sie noch zu tun habe, ach ja, den Schmuck — und die Blumen! Es war wunderlich, daß sie zu gar keinem Bilde gelangen konnte, wie sie eigentlich aussah, aus dem Spiegel schien ihr immer wieder Antoinettes Gesicht entgegen zu lachen, und den häßlichen Heliotropgeruch des Handschuhes wurde sie nicht wieder los.

Dann aber fiel ihr beruhigend ein, Hermann würde ja kommen, gegen ihn durfte sie ihr Herz ausschütten.

Als die Kommerzienrätin in Evelyns Gesicht sah, wunderte sie sich im stillen und hatte ihre Freundin im Verdacht, heimliche Toilettenkünste in Anwendung gebracht zu haben, so fremd erschien sie ihr plötzlich; als aber in dem Gewoge und Gewirr der Begrüßung Deesenberg die kleine kalte Hand der Hausfrau berührte, sagte er sofort erschrocken:

„Was ist Ihnen, Evelyn?"

Sie sah hilflos und scheu zu ihm auf, er kannte diesen Blick genau.

„Später!" flüsterte sie. „Ich muß mit Ihnen sprechen, Hermann."

Statt aller Antwort drückte er ihre Hand fest und warm; es war, als ginge dieser Druck ihr bis an das Herz. Sie wußte auf einmal genau und sicher, daß sie recht tat, offen gegen ihn zu sein, daß sie an ihm in jeder Lebenslage einen Freund besaß. Der wirre Druck, das beängstigende Herzklopfen ließ nach, sie wurde ruhiger. Nur zögernd ließ er ihre Hand los, ihn ängstigte und bekümmerte Evelyns Erregung, die doch niemand außer ihm bemerkte, und er erwog in Gedanken die Möglichkeit, bald einen ungestörten Augenblick zu finden, um ihren Kummer zu hören.

Es war, als ob Liane den Wunsch der beiden ahnte und auf alle Fälle zu verhindern strebte. Sie selbst hatte sich Deesenberg zum Tischnachbar ausgebeten und kam mit ihrem planlosen Plaudern vom Hundertsten in das Tausendste, ohne daß es ihr gelang, mehr wie achtungsvolle Aufmerksamkeit bei ihm zu erreichen. Er sah über den Tisch hinüber zu Evelyn, die jetzt auffallend blaß und schweigsam zwischen ihren Nachbarn saß, die Lider gesenkt, mit Messer und Gabel spielend, ohne das Geringste zu genießen. Ihre Haltung war schlaff und zusammengesunken, als drücke sie ein heimliches Leid, und wenn es schärfer um den blassen Mund zuckte, blickte sie zu ihm hinüber, als müsse sie sich aus der Gewißheit seiner Gegenwart Kraft holen.

Liane bemerkte seine Blicke, aber erst dann gelang es ihr, sein volles Interesse zu erregen, als sie scheinbar absichtslos anfing von ihrer Freundschaft für Evelyn zu reden, und die kluge Frau wußte sofort, als er lebhaft darauf einging, dies sei der Zauberstab, um dem spröden Instrument weiche Töne zu entlocken.

„Nur passen sie nicht ganz zusammen," sagte sie endlich mit einem erläuternden Blick auf Hafften und seine Frau, „ich kann das beurteilen, denke ich und Ihnen gegenüber als Evelyns Jugendfreund auch wohl Wort haben. Er ist aus robusterem Stoff gemacht und ahnt meist gar nicht, wenn er sie kränkt; sie dagegen ist empfindlich wie eine Mimose und macht sich das Leben dadurch unverhältnismäßig schwer. Im Prinzip bin ich durchaus gegen die Theorie, daß in der Ehe die Naturen sich ergänzen sollen, Gleichartigkeit scheint mir die erste Bedingung zum Glück, wenigstens zum Frieden."

„So glauben Sie, daß Evelyn nicht glücklich ist?" fragte er und sah beinahe angstvoll in ihr Gesicht. „Ich denke, sie liebt ihren Gatten, das scheint mir das sicherste Fundament in der Ehe."

Die Kommerzienrätin knabberte an einem Stückchen Dessert, sie schien ganz damit beschäftigt.

„Freilich wohl. Schöne Männer werden immer von ihren Frauen geliebt! Wenn sie nur auch einsehen wollten, daß dann andere nicht zu verurteilen sind, die denselben Geschmack haben; Männer sind einmal nicht pflichttreu, sie haben meist nur einen unklaren Begriff davon und gestatten sich wohl oft, alles zu vernachlässigen, sobald es sich um ihr Vergnügen handelt."

„Gnädige Frau," sagte Deesenberg eindringlich, obgleich nur im Flüsterton, „das klingt wie eine schwere Anklage."

Liane lachte: „Ah bah! Sehen Sie Evelyn an, die Tugend ist ein Teil ihrer selbst, wird ihr so leicht! Und doch ist es bei ihr nichts anderes als Unkenntnis des Bösen!"

Deesenberg fühlte sich empört von der frivolen Art und Weise, in der die Kommerzienrätin über Dinge plauderte, die

ihm heilig erschienen; er fiel in sein früheres kaltes Schweigen zurück, und doch nagte ihm am Herzen, was er soeben anhören mußte. Wie kam Evelyn zu dieser Freundin? Und hatte Liane ein Recht zu der Leichtfertigkeit, mit der sie Hafften beurteilte? —

Endlich war das Souper zu Ende. Man setzte in sehr animierter Stimmung die Konversation im Salon weiter fort, und da erst gelang es Evelyn sich unbemerkt davon und in das Eßzimmer zurück zu schleichen.

Die Kronen brannten noch, ihr Licht spiegelte sich in den halbgeleerten Krstallgläsern



mit funkelndem Wein, wirr durcheinandergeworfen lagen die Servietten, das Silberzeug, verschoben standen die Stühle, und welk hingen die Blumen in den Vasen die Köpfe. Die Dienerschaft versuchte geräuschlos abzuräumen, aber ein Wort der jungen Hausfrau schickte sie wieder fort. Zitternd stand sie dann an einem kleinen Kredenztischchen, etwas verdeckt durch den schweren altdeutschen Türvorhang, an dessen Falten sie sich schmiegte. Deesenberg hatte sie fortgehen sehen, wenn er loskommen konnte, würde er sie hier finden, dann wollte sie ihm ihr Herz ausschütten. Unerwartet schnell stand er neben ihr.

„Evelyn, da bin ich! Was ist Ihnen geschehen?" fragte er hastig und griff nach ihrer Hand.

Sie sah zu ihm auf. Tränen stürzten ihr unaufhaltsam aus den Augen. „Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll,“ murmelte sie.

„Ohne alle Einleitung. Bin ich nicht Ihr Freund, Ihr Bruder, Evelyn? Sie haben keinen treueren auf der Welt, wie mich.“

Seine Hand behielt sie in der ihrigen, es war, als suche sie sich daran aufzurichten.

„Antoinette war bei mir! Vorhin!“

„Die Chansonette?“ Er war so erstaunt, daß er zurücktrat und sie anstarrte, als ob er glaubte, nicht recht gehört zu haben.

„Ja — sie suchte mich auf — — ach Hermann, es ist zu schrecklich.“ Evelyn verbarg das glühende Gesicht in den Händen, sie schämte sich ihn anzusehen. Ein Blitz des Schreckens, der Erkenntnis überflog plötzlich seine Züge. Er beugte sich zu ihr herab.

„Evy! Liebe kleine Evy,“ flüsterte er innig, „sagen Sie mir alles! Vielleicht kann ich Sie trösten.“

Sie schüttelte hoffnungslos den Kopf. „Sie spricht von Anrechten, die sie an ihn hat — an Franz meine ich natürlich! — Von Papieren, die ihn kompromittieren, die ihm Ehre, Stellung und Ansehen kosten, sobald sie nur will! — Mein armer Kopf ist so verwirrt, ich weiß nicht mehr, was ich denken soll.“ Wieder sah sie so hilflos zu ihm auf, wie ein verirrtes Kind blicken mag, das keinen Rat weiß.

„War das alles, Evelyn? Sagte sie nichts mehr?“ drängte er.

„O ja, aber das gehört nicht zur Sache,“ antwortete sie errötend. „Wir müssen ihn retten, Hermann; nicht wahr — wir werden ihn retten!“

Angstvolles Flehen durchbebte jedes Wort, lag in den zitternden Lippen, den dunklen Augen, er drückte beruhigend ihre Hand.

„Haben Sie mit Ihrem Gatten schon gesprochen?“

„Nein, nein, das darf nie geschehen! Denken Sie doch,

wenn er erführe, ich wüßte um eine Sache, die — der er — über die er aus freien Stücken nie zu mir gesprochen hat, wenn er beschämt, wie ein entlarvter Verbrecher vor mir stehen sollte — ich ertrüge es nicht, und auch er nicht. Für Franz muß das Ganze ein Geheimnis bleiben."

„Und was wollen Sie tun, Evelyn?"

„Ihm helfen um jeden Preis! Denken Sie nur, wie ihn Tag und Nacht dieses Bewußtsein quälen und martern mag! Wie er darunter leiden wird! Ich will ihm helfen, und Sie sollen mir beistehen, Hermann. Wollen Sie?"

„Das ist ein eigen Ding, Evelyn," sagte er zögernd. „Ich bin ein Fremder —"

„Mein treuester Freund und Berater, haben Sie mir das nicht selbst gesagt, Hermann? Und wollen Sie sich jetzt, wo ich Ihrer so dringend bedarf, wegen irgend einer törichten Einbildung zurückziehen und mich allein in meinem Jammer lassen?"

„Wer weiß im voraus, wo das Bessere für Sie liegt."

„Aber mein Gott, ich liebe ihn doch! Er ist doch mein Gatte!" sagte sie erstaunt und sah ihn groß an. „Kann ich da etwas anderes tun, als ihn zu schützen versuchen, so weit meine Kräfte reichen?"

Sie liebte ihn! Ja wohl, da lag der Schlüssel zu dem Heroismus, den die furchtsame, kleine Evelyn auf einmal zutage treten ließ. Sie liebte ihn mit der ganzen selbstlosen, demütigen Gewalt, die sich ohne zu zaudern eher selbst zum Opfer bringt, als leidet, daß der Geliebte vor ihr erröten müßte. Sie liebte ihn! Damit war eben alles erschöpft, jedes Bedenken aus dem Felde geschlagen, und gerade weil Deesenberg bei dieser Erkenntnis in scharfem Schmerz sein Herz sich zusammenziehen fühlte, gerade deshalb sagte er ohne Zögern: „Gut! Was Sie wollen, soll geschehen."

„Ich weiß eben nichts," meinte sie mit einer hilflosen Schulterbewegung, als hätte sie das Bedürfnis sich anzulehnen, „das sollen Sie mir erst raten, Hermann."

„Bin ich der Einzige, der bis jetzt davon weiß?"

„Der Einzige!"

„Vor allen Dingen schweigen Sie auch zu der Kommerzienrätin!"

Evelyn sah ihn an. „Wie können Sie denken, daß ich Franz bloßstellen werde! Ach Hermann, nur zu Ihnen habe ich das Vertrauen, daß Sie schweigen und mir helfen werden."

„Was in meiner Macht steht, soll geschehen, gewiß! Erzählen Sie mir nur alles ausführlich."

Das geschah, und während sie sprach, bald stockend und errötend, bald hastig, strich er ihr mit leisem Finger selbstvergessen über das glänzende, dichte, dunkelblonde Haar, wie damals, als sie noch Kinder gewesen.

Als sie endlich hochatmend stillschwieg, sagte er: „Das ist eine ernste, vor allen Dingen empfindliche Geschichte."

Sie sah erschrocken in sein düsteres Gesicht, so erschrocken, daß er es nicht übers Herz brachte, sie ohne Trost zu lassen; eilig setzte er hinzu: „Verlieren Sie nur den Mut nicht, ich werde helfen — freilich weiß ich noch nicht recht wie — aber die Überlegung kommt schon."

„O Hermann! Ich wußte ja, Sie würden mich nicht trostlos verlassen — und Sie sind so klug, sagte Tante Julie immer, Sie werden auch wissen, was geschehen muß. Wie dankbar bin ich Ihnen!"

Sie hatte seine beiden Hände erfaßt und drückte sie heftig erregt in den ihren. Die Farbe kehrte in ihre Wangen und der Glanz in ihre Augen zurück. Das felsenfeste Vertrauen, das sie ihrem Jugendfreunde immer entgegengebracht, leuchtete daraus hervor. Mit jenem naiven Egoismus der Unerfahrenheit, der nichts anderes kennt als sein eigenes Leid, fiel es ihr gar nicht ein, zu sehen, wie seine Züge sich veränderten und er nur mit aller Anstrengung Herr über die häßliche Empfindung wurde, die immer stärker in ihm aufwallte.

„Nun bin ich wieder ganz ruhig," sagte sie mit tiefem Aufatmen. „Aber nicht wahr, Sie werden mir Nachricht geben, was Sie in dieser Angelegenheit tun werden. Täglich! Ja?"

„Täglich! Und noch eins. Boten Sie ihr Geld, Evelyn?"

„Nein! Wie sollte ich!"

„Desto besser. Vielleicht war es nur ein Erpressungsversuch. Geben Sie mir auch in diesem Punkt freie Hand?"

„In diesem wie in jedem andern, mein lieber, lieber Freund! Wann wollen Sie den ersten Versuch machen?"

„Morgen!"

„Und wann sehe ich Sie?"

Deesenberg zauderte ein wenig, es widerstrebte ihm im Innersten, Hafftens Haus zu betreten, um Evelyn heimlich, wie es sein mußte, zu benachrichtigen, obgleich alles, was geschah, ja nur im Interesse ihres Gatten war. Ließ sich keine andere Zusammenkunft ermöglichen? Er überlegte; es galt vorsichtig zu sein, damit die Frau eines Kameraden nicht bloßgestellt wurde, aber ehe er noch mit seinen Entschlüssen zu Ende kam, wurde die Portiere hastig zurückgeschlagen, und Hafften selbst stand auf der Schwelle. Er sah sich mit dem flimmernden Blick um, der ihm eigen, sobald er erregt wurde, und sagte dann erstaunt und mißbilligend, indem er völlig in das Zimmer trat:

„Du hier, Evelyn? Und nicht bei den Gästen? Was sollen die von solcher langen Abwesenheit der Hausfrau eigentlich denken?"

Brennendes Rot schlug wie eine Flamme in das Gesicht der jungen Frau, die hastig ihre Hände aus denen Deesenbergs riß.

„Ich komme gleich," stotterte sie fassungslos.

„Du wirst mir gestatten, dich in den Salon zurückzuführen," sagte er und faßte energisch nach ihrem Arm. „Verzeihen Sie, Herr Kamerad, daß ich Ihnen auf diese Weise Ihre Dame entführe, aber es ist nicht möglich, einem alles zu geben, wenn die Mehrheit auch noch Ansprüche erhebt. Kommen Sie mit uns?"

Hafftens Worte klangen sehr höflich, dennoch lag in der ganzen Art und Weise, in der Wendung des Kopfes über die Schulter, kurz in jeder Bewegung ein Etwas, das Deesenberg verletzte.

„Wollen Sie mir zuerst gestatten, ein Glas Wasser zu trinken?“ sagte er und trat von dem Ehepaar zurück, um den Worten die Tat folgen zu lassen.

„Wasser?“ fragte Hafften erstaunt. „Darf ich Ihnen nicht lieber ein Glas Wein anbieten?“

„Danke sehr, ich bin mit trinken fertig.“

„Wie es Ihnen beliebt.“

In Deesenbergs Hand klirrten Glas und Karaffe ein wenig, er war innerlich erregt. Ein dumpfes, drückendes Vorgefühl hatte sich seiner bemächtigt, und er konnte es nicht wieder los werden. Es kam ihm vor, als stände er am Anfang einer schiefen Ebene.

Hafften hielt den Arm seiner Frau fest an sich gepreßt, seine Stirn war zornig gefaltet. „Was soll das heißen, Evelyn?“ fragte er schroff. „Willst du mit aller Gewalt der Welt Grund zum Gerede geben? Deine unpassende Handlungsweise scheint mir gerade dazu angetan! Aber ich werde es nicht dulden! Um keinen Preis! Verstehst du mich?“

Sie war wieder blaß geworden und sah ihn nicht an, die Augen zu Boden geschlagen, schwieg sie. Er stieß unmutig mit dem Fuß auf den Boden. „Lache! Sieh heiter aus! Sollen sie etwa an eine eheliche Szene hinter den Kulissen glauben?“

Evelyn lächelte, als sie über die Schwelle trat. Franz hatte recht, sie mußte sich beherrschen. Ach! Was auch geschah, was noch geschehen würde, alles, alles — um seinetwillen! —

Die Gäste hatten sich endlich entfernt, wenigstens die Verheirateten mit ihren Damen; im Salon waren die Lichter erloschen, und die Hausfrau hatte sich mit ein paar freundlichen Worten von den wenigen Junggesellen, die Hafften noch zu einigen zwanglosen Stunden bei sich zurückzuhalten pflegte, verabschiedet. Er liebte es nicht, sich durch die Gegenwart seiner Frau geniert zu fühlen. Auch Deesenberg war geblieben, fast gegen seinen eigenen Willen, aber Gernshausen hatte ihn festgehalten und behauptet, das Allerheilgste

des liebenswürdigen Wirtes sei wirklich sehenswert. — Außerdem fühlte er sich auch unruhig. Den ganzen Abend hindurch war es ihm nicht mehr gelungen mit Evelyn ein Rendezvous für den nächsten Tag zu verabreden, soviel Mühe er sich auch gegeben, aber jetzt eben als sie hinausging, hatten ihn ihre Augen wieder so bittend und beschwörend, zugleich aber auch so voller Vertrauen angesehen, daß er entschlossen war, keine Stunde ungenützt verstreichen zu lassen.

Das Rauchzimmer oder das „Allerheiligste", wie sie es scherzend nannten, war wirklich dem Renommé entsprechend, das es unter den Kameraden genoß. Sybaritisch bequem und luxuriös ausgestattet, bot es jedem bald einen Platz, der ihm zusagte. Der Rauch der echten Zigarren kräuselte sich in der Luft, vortreffliches Bier schäumte in den Gläsern, und Tarsen, der auf einer Chaiselongue liegend, das Mundstück eines Nargileh zwischen den Lippen hielt, sagte so recht mit vollem Behagen und einem melancholischen Seufzer: „Was für ein glücklicher, beneidenswerter Kerl Sie doch sind, Hafften!"

Der Angeredete lachte. Er hatte die Füße auf das Kamingitter gestellt und sich bequem in den Fauteuil zurückgeworfen, nun drehte er den Kopf etwas über die rechte Schulter, um den Sprecher anzusehen. „Ich nenne es einfach ein menschenwürdiges Dasein, für jedes andere Leben danke ich!"

„Das Danken allein genügt nicht, man muß außerdem auch Glück haben," meinte Gernshausen mit einer leisen Hinweisung, daß es nicht immer so um Hafften gestanden hatte.

Dieser verstand ihn wohl. „Wer den rechten echten, eisernen Willen hat, zwingt das Glück schon zum Frohndienst. Wenn **wir** nicht dazu fähig sein sollten, wer dann?"

„Ach Gott," sagte Tarsen kleinlaut, „diese Fähigkeit geht mir ab, fürchte ich; ich werde wohl mein ganzes Leben den Säbel in der Faust und die Kette am Bein fühlen. Der jüngste Sohn ist immer abhängig."

„Heiraten Sie reich, das ist das beste Auskunftsmittel.“

„Erst finden,“ entgegnete der junge Offizier, der heut offenbar in melancholischer Stimmung sein mußte.

„Bah, so reden Sie? Sie? Einer der Unsern? Das allein berechtigt Sie schon zu den größten Ansprüchen.“

„Und diese Ansprüche an das Leben heißen Geld, nicht wahr?“ fragte Deesenberg laut herüber.

Hafften drehte sich um und fixierte den Sprecher eine Sekunde. „Für uns allerdings, ja!“ sagte er lässig und warf die Zigarre in den Kamin, sich dabei ein wenig vornüberbeugend, so daß das Folgende nicht völlig verständlich für die Entfernteren war. „Es gibt freilich Leute, die es ihrer Natur gemäß unterschätzen. Diese natürlich verstehen nichts von unsern Lebensanschauungen, zu denen wir durch unsere Stellung berechtigt sind. Philister, die keinen Begriff von unsern Ansprüchen haben! Von jemand, der gewöhnt ist, abends Käsebrot zu essen, kann man kein Verständnis für die Pein des Entbehrens von Champagner erwarten. Hierin liegt die genügende Signatur für alles andere.“

„Allerdings, ich begreife.“ Deesenberg war aufgestanden und hatte sich dem Sprechenden genähert, kühler Spott lag jetzt auch in dem Ton seiner Stimme.

„Sie begreifen?“ fragte Hafften noch immer in seiner nachlässigen Art und sah zu ihm auf. „Das ist mir wirklich lieb zu hören.“

„Ich begreife, daß der Standpunkt des Einzelnen nach Ihrer Ausführung, Herr Kamerad, verschieden sein muß, daß man aber trotzdem in die mißliche Lage kommen kann, einen Menschen, der sich von Käsebrot nährt, ehrenhafter und anständiger zu finden, als jemand, der nur gewöhnt ist, Champagner zu trinken.“

Hafften fuhr auf, seine Augen blitzten. „Was ich sagte, sollte kein Vergleich sein. Ich bedauere, daß Sie sich getroffen fühlen, Herr von Deesenberg.“ Er nahm die Zange und stieß in den flammenden Kamin, daß die Funken nur so stoben.

„Getroffen?“ fragte Deesenberg mit kühlem Lächeln. „Der Standpunkt, auf dem ich mich befinde, scheint mir ein durchaus respektabler zu sein. Trotzdem — —“

„Ach, nur nicht persönlich werden,“ begütigte Gernshausen den immerhin Erregten und zog ihn auf den verlassenen Platz zurück. „Über Prinzipien und Geschmack gibt es keinen Streit. Unser charmanter Wirt hat ebensowenig ganz unrecht, wie Sie, Deesenberg, die Menschen sind verschieden.“

Der junge Hauptmann schwieg und biß sich auf die Lippen. In diesem Augenblick schon begann seine Selbstverleugnung für die Jugendfreundin. Es war schwer, furchtbar schwer, aber — es mußte ertragen werden.

---

## VII.



Den ganzen Vormittag hatte Deesenberg damit zugebracht, zu überlegen, auf welche Weise er wohl Evelyn am nützlichsten sein könnte, in welcher Art er am besten eine Vereinbarung mit Antoinette träfe; aber je mehr er nachsann, je weniger wollte ihm etwas besonderes einfallen. Wenn er sich

Hafftens Worte vom gestrigen Abend zurückrief, neigte er zu der Ansicht, daß die Chansonette alten Beziehungen zu große Wichtigkeit beigelegt und eine Macht in Händen zu haben glaubte, die bei näherem Hinsehen zerstäubte. Hafften war gewiß zu klug gewesen, sich jemals in die Hände einer solchen Frau zu geben, nach den Auslassungen besonders, die er vor aller Welt gestern getan, wäre das ganz unmöglich gewesen, wenigstens für Deesenbergs Empfinden. Wenn sich die Sache aufklären ließ, Evelyn dadurch ihre Ruhe zurückgegeben wurde, dann war er zufrieden, und je eher das geschah, desto besser war es.

Die Sonne war also kaum gesunken, als er sich auf den Weg nach der Blumenstraße machte und endlich an Antoinettes Tür klingelte. „Ist Fräulein Berger zu sprechen?" fragte er die öffnende Zofe.

„Ja wohl!"

„Treffe ich sie allein?"

Ihm war plötzlich eingefallen, daß vielleicht Hafften gerade da sein konnte, und eine solche Begegnung mußte er um jeden Preis zu vermeiden suchen.

Das verschmitzte Gesicht der Zofe zeigte, daß sie die Frage nach ihrer Ansicht auffaßte. „Ganz allein!" sagte sie lächelnd.

„Wollen Sie Fräulein Berger fragen, ob sie mich empfangen will?"

„Sie ist da drin," war die bezeichnende Antwort, und ihr Finger wies auf die nächste Tür, „ich werde anklopfen."

„Ja!" rief die Sängerin von innen; die Klinke wurde aufgedrückt, und Deesenberg stand vor Antoinette. Sie musterte ihn neugierig in dem herrschenden Zwielicht. „Ach, ein Unbekannter! Bitte, treten Sie ein!"

„Ich wollte mich erst anmelden lassen," entschuldigte er sich, aber Antoinette fiel ihm lachend in die Rede.

„So streng geht das bei mir nicht zu. Da kommt eben jeder und macht mir Komplimente und sagt mir Schmeicheleien! Sie sind doch auch deshalb hergekommen, nicht wahr?"

„Streng genommen nein! Der Grund meines Kommens ist ein anderer!“

„Ach, das ist lustig, daß Sie mir das so geradezu sagen, nun bin ich sehr neugierig. Also bitte!“

Sie zeigte mit der Hand auf einen Fauteuil und ließ sich in die Sophaecke gleiten. Jede ihrer Bewegungen kopierte glücklich die vornehme Dame, und dennoch hätte niemand, der die Welt kannte, sie auch nur einen Augenblick dafür halten können.

Deesenberg legte den Hut vor sich auf den Tisch, von dem aus einer prächtigen Jardinière Blumen herüberdufteten, und sah dann ernst und nachdenklich zu Boden. Er fand nicht den rechten Anknüpfungspunkt, obgleich er nur verschlossen, weder schüchtern noch verlegen war. Antoinette glaubte das letztere; mit einer schnellen, weichen Bewegung bog sie sich zu ihm hinüber und fragte mit lachenden Augen: „Soll ich Ihnen helfen?“

„Ich komme im Auftrage einer andern Person, Fräulein Berger.“

„Das wußte ich vorher! Ist Franz von Hafften Ihr Freund?“

Er sah sehr überrascht aus. Das schmeichelte ihr, und sie fuhr fort: „Niemand auf der Welt könnte ein Interesse daran haben, mir einen Dritten zu schicken. Weiß er — wissen Sie alles?“

„Nichts, gar nichts weiß ich! Es ist auch nicht Herr von Hafften, der mich zu Ihnen sendet, sondern — seine Frau!“

„Ah!“ Antoinette fuhr in die Höhe, die lachende Liebenswürdigkeit in ihren Zügen erlosch; mit bösen, fast feindlichen Blicken sah sie auf ihr Gegenüber. „Das ist dann etwas anderes,“ sagte sie mit kaltem Spott. „Ich vermute, daß diese Dame Ihnen sehr am Herzen liegt.“

Deesenberg wollte auffahren, aber er besann sich; wie konnte er eine Frau wie Antoinette für etwas verantwortlich machen, was außerhalb der Grenzen ihres Begreifens lag. „Sie haben recht,“ sagte er ruhig, „das Wohl dieser Dame

liegt mir sehr am Herzen; um sie vor einem Leid zu bewahren, wäre mir kein Opfer zu groß — und deshalb, Fräulein Antoinette, bin ich heute bei Ihnen."

Die Chansonette blickte mit gerunzelter Stirn zu Boden. „Sie können nicht erwarten, daß ich mich nach diesem Geständnis sehr für Ihren Besuch erwärme."

„Das verlange ich auch nicht, meine Mission ist eine andere," sagte er eifrig, „die Papiere sind es, auf deren Erwerb es mir allein ankommt."

„Das glaube ich!" Antoinette warf sich mit einem scharfen Lachen in die Sophaecke zurück. „Und Sie bieten mir Geld dafür, nicht wahr?"

„Das lag in meiner Absicht."

„Und Sie sind sicher, daß ich darauf eingehen werde!"

„Ich sehe keinen Grund daran zu zweifeln."

„Geld! Geld! Als ob Geld alles bedeutet!" sagte sie verächtlich. „Nun ja, wer von allen Mitteln entblößt ist, der mag Schacher treiben mit sich oder seinen Gefühlen, mit dem Letzten, was ihm noch geblieben. Aber ich, wie käme ich dazu?"

„Dann geben Sie sie mir bedingungslos — aus Großmut!"

„Glauben Sie, ich bin verrückt?" meinte sie höhnisch. „Nein, mein bester Herr von Deesenberg, wer wie ich die Leiter hinauf, dann bis zur untersten Sprosse hinab und wieder hinauf gestiegen ist, der lernt Stützen schätzen und gibt sie nicht leichtsinnig aus der Hand."

„Sie sehen in diesen Papieren, deren Inhalt ich nicht einmal kenne, eine Stütze für sich? — Fräulein Berger, solche Stützen täuschen."

Sie schwieg und spielte mit den Schleifen ihres Negligees; es schien ihm, als wäre sie nachgiebiger gestimmt, er wagte noch einen Versuch.

„Es kommt mir vor, als sei ein Umtausch dieser ominösen Papiere in Banknoten eine sicherere Spekulation! Frau von Hafften ist reich, sie wird nicht handeln, wenn Sie einen Preis machen."

„Natürlich ist sie reich, warum hätte er sie sonst genommen!“ meinte sie wegwerfend. „Männer wie Hafften verkaufen sich teuer. Sie sind gewöhnt von Frauen geliebt zu werden, finden es selbstverständlich, daß man ihnen Opfer bringt und messen danach nur ihren eigenen Wert immer höher. Franz hätte sich nicht gebunden ohne viel Geld!“

Deesenbergs Herz zog sich krampfhaft zusammen. Das war auch das Urteil der Welt! Er hatte sich teuer verkauft! Und sie — Evelyn — war nur eine unumgängliche Zugabe gewesen, die er mit Humor in Kauf nahm, sie — die Evelyn, die er liebte, hoch stellte, deren Wohl und Wehe ihm als schwere Sorge auf dem Herzen lag. Er hätte sie herausreißen mögen aus der Atmosphäre, die ihm für sie nicht rein genug war, sie an sein Herz nehmen und in irgend einen stillen, schönen Erdenwinkel flüchten, aber — sie liebte doch nun einmal ihren Mann, sie sorgte nur um ihn, sie war glücklich mit ihm — das hatte er fast vergessen! Mit einem schweren Seufzer blickte er wieder auf die Sängerin. „Haben Sie sich entschlossen, Fräulein Berger?“

„Gewiß, Sie sollen dieselbe Antwort haben wie Hafften. Die Papiere sind mir um nichts feil, sie bleiben in meinen Händen. Unschädlich, so lange ich nicht will; eine zweischneidige Waffe, sobald ich will!“

„Haben Sie bedacht,“ begann Deesenberg wieder, und seine Stimme bebte vor zurückgehaltener Erregung, „was mit diesem Entschluß gleichbedeutend ist?“

„Gleichbedeutend? Wird's mich etwa kümmern, daß ich Leuten angstvolle Stunden mache, die mich nichts angehen? Die ich hasse! Wer fragt denn nach mir, wenn ich mich gekränkt fühle, wenn ich weine und mein Leben verwünsche? Kein Mensch! Und was bin ich denn weniger als die, um derentwillen Sie sorgen? Glauben Sie, weil ich nicht zu eurer Gesellschaft gehöre, weil ich nicht auf der Höhe des Lebens stehe, ich hätte nicht dieselben Anrechte, dieselben Schmerzen und Gefühle?“

„Nun wohl, Fräulein Antoinette, wenn Sie so sprechen,

dann weiß ich bestimmt, daß wir uns einigen werden," rief er freudig erregt sich zu ihr beugend. „Eine Frau, bei der das Herz zu sprechen vermag, ist Vorstellungen nicht unzugänglich."

„Wissen Sie das so genau?"

„O ja, sicherlich! Sie müssen sich doch sagen, daß Sie dabei nichts gewinnen, wenn Sie Hafften verderben! Und aus reiner Lust am Bösen werden Sie es doch nicht tun wollen! Bedenken Sie, das Glück einer Familie, die Ehre eines Namens steht vielleicht auf dem Spiel, und ist das einmal zerstört, wer vermag es wieder aufzubauen? Es ist eine schwere, schwere Verantwortung für den, der an solchen Grundvesten mit frevelhafter oder leichtsinniger Hand rüttelt."

„Glück! Ehre!" sagte sie spöttisch und schnippte mit den Fingerspitzen ein Stäubchen von ihrem Ärmel. „Das sind sehr klangvolle Worte, aber dahinter steckt meist nicht viel. Was ist Ehre?"

„Kein Standes-, kein Erbrecht, kein Monopol! Sie ist ein Gemeingut aller Menschen ohne Ausnahme. Wer sie hoch hält, besitzt sie, wer sich ihrer aber entäußert, vermag sie sich nicht wieder zu erringen." Deesenberg war warm geworden, auf seinem Gesicht lag der echte, ehrliche Abglanz seiner Worte, und sinnend blickte ihn die Chansonette an.

„Nein, nein!" rief sie plötzlich heftig emporfahrend. „Sie sollen mich nicht bestechen! Ich will nicht tun, was Sie von mir verlangen! Glauben Sie, umsonst hätte ich alle die Pläne seit Jahren geschmiedet und im Auge behalten? Und außerdem, ich liebe Hafften! Sehen Sie mich doch nicht so erstaunt an! Ja, ich liebe ihn, vielleicht anders als seine tugendhafte Gattin, besser oder schlechter, gleichviel. Wissen Sie, ob er mich nicht wieder liebt, ob, wenn er ganz freie Wahl hätte, unbeeinflußt von Vorurteilen, er mich nicht derjenigen vorziehen würde, um die Sie so freundschaftlich sorgen und bangen?"

Deesenberg blickte prüfend auf das schöne Mädchen vor sich. In der Tat, Evelyn trat für manchen vielleicht neben

ihr in den Schatten, und doch — und doch! Es schien ihm schon ein Verbrechen, beide miteinander zu vergleichen. Sie hielt seinen Blick aus, ihre Augen bohrten sich herausfordernd in die seinen; endlich warf sie sich lachend zurück.

„Sind Sie bald fertig?“

Er zuckte zusammen. Wider Willen traten ihm die Worte auf die Lippen, die soeben in seiner Seele klangen: „Er könnte Sie lieben, und hätte auch Sie betrogen?“

„Bah!“ meinte sie leichtfertig, „wer wird alles so schwer nehmen. Das habe ich mir abgewöhnt! Freilich, er ließ mich in dem Glauben, er sei unverheiratet, und das schenke ich ihm nicht, aber er hat mich damit so tief nicht beleidigt wie seine Frau, die tat, als beschmutze meine Nähe sogar ihr Kleid. O, sie soll sich wundern, diese hochmütige Person! Demütigen will ich sie! Demütigen, so tief wie sie es selber nicht ahnt, und dann rufe ich ihr den Augenblick ins Gedächtnis zurück, wo sie vor mir zurückschauderte. Das sagen Sie ihr! Und daß ich nie, nie mich in Güte mit Franz auseinandersetzen werde — ihretwegen!

„Abscheulich!“ rief Deesenberg empört. „Frau von Hafften ahnt von alledem nichts; wenn sie Sie beleidigt hat, mag es ohne ihre Absicht geschehen sein, und die Konsequenzen, die Sie daraus ziehen, sind unwürdig. Außerdem — ich bemerkte das vorhin schon einmal — sind Sie so ganz sicher, daß die Ansprüche oder was Sie sonst zu haben glauben, nicht leere Einbildung Ihrerseits sind?“

Antoinette klopfte mit dem Fuß den Boden, man hörte nichts als das taktmäßige Geräusch des kleinen Absatzes. Heiß und dunkel war es in dem Zimmer, atemraubend, als braue sich irgendwo ein unsichtbares Gewölk zusammen. Deesenberg fühlte den Druck auf seinem Gemüt schwerer und schwerer werden, bis endlich Antoinette zuerst wieder sprach:

„Sie haben ehrliche Augen,“ sagte sie, „und ich wäre imstande, Ihnen zu glauben, wenn Sie mir etwas versicherten. — Sie sollen die Papiere lesen! Es ist eine Dummheit, das weiß ich wohl, aber wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben,

über den Inhalt zu schweigen, dann will ich es trotzdem tun. Schließlich lassen Sie mich dann am Ende in Ruhe mit Ihren Vorschlägen, — wollen Sie?"

Die Augen der Chansonette leuchteten; er sah nur diese beiden schimmernden Punkte vor sich, sonst war alles umher verschwommen. Während der Dauer zweier langer Atemzüge kämpfte er einen schweren Kampf. Wenn die Papiere auch nicht so viel enthielten, wie Antoinette glaubte, immerhin stellten sie Hafften — seinen Feind, vor ihm bloß. Seinen Feind? Nein, das durfte er ja nicht sein; war er doch hier, um für ihn zu handeln. Also, was er auch lesen würde, er mußte sich mit den Tatsachen abfinden und nur Hafftens Interesse im Auge haben — für Evelyn, nur für Evelyn! Aber deshalb blieb es doch hart, recht hart und schwer! Seine Stimme war etwas tonlos, als er endlich sagte: „Geben Sie her!"

Sie entzündete ein Licht, trat damit an den Schreibtisch am Fenster und wühlte mit achtloser Hand in einer Schublade, aus der sie endlich eine lederne Brieftasche nahm, mit der sie zu Deesenberg zurückkam. Einen Augenblick wog sie diese unschlüssig in der Hand, dann schlug sie sie auf und nahm zwei zusammengebrochene Papiere heraus; das eine augenscheinlich ein Brief, das andere ein Quartblatt, in der Quere mit wenigen Zeilen beschrieben, unter denen Hafftens Name deutlich sichtbar war. Sie rückte das Licht dicht an die Ecke des Tisches, trat hinter den Hauptmann und hielt einen Zipfel des Dokumentes fest, augenscheinlich darauf vorbereitet, es jeden Augenblick zu verteidigen. Ihre Schulter lehnte dicht an der seinen, ein schwüles, sinnverwirrendes Parfüm von ihr ausgehend, umwob ihn, aber Deesenberg war für momentane Eindrücke nicht empfänglich. Seine Augen hafteten starr auf dem Papier, seine Hände begannen zu zittern. Willenlos fast ließ er es sich entziehen, und dann las er Zeile für Zeile des Briefes, den ihm die Chansonette reichte. Zeile für Zeile! Und doch meinte er, der Atem bliebe ihm in der Kehle, und ein häßliches, wider-

wärtiges Gefühl kroch ihm über den Nacken. Das war schlimmer, als er sich gedacht! Schlimmer und dabei empörend! Ein Laut des Abscheues sprang ihm auf die Lippen, und um ihn zurückzuhalten, erhob er sich selber hastig und lief im Zimmer auf und ab. Sein ganzes Leben lang war ihm die Ehre das Höchste, das Heiligste gewesen, ihr hatte er alles andere untergeordnet, und nun war ihm plötzlich, als sehe er sein Idol entthront, beschmutzt, voller häßlicher Flecken, geschändet von einem, der die Pflicht hatte, es ebenso hoch zu halten, wie er. In diesem Augenblick hatte er sogar Evelyn vergessen, so sehr ging ihm die Erkenntnis zu Herzen, daß es Menschen geben konnte, die darin ganz anders dachten als er, und die trotzdem vor den Augen der Welt so tadellos und unantastbar dastanden, als meinten sie es ebenso ehrlich mit ihren Heiligtümern wie jemand, der diesen sein ganzes Lebensglück geopfert hatte und noch opfern würde, ohne ein Wort der Klage.

„Nun?" rief Antoinette endlich, ungeduldig werdend. „Sie reden kein Wort, Herr von Deesenberg. Haben Sie sich von meinen Anrechten überzeugt?"

„Ja!" sagte er ruhig. Und dann blieb er plötzlich vor ihr stehen und faßte nach ihren beiden Händen, etwas angstvoll Flehendes lag in seinem Ton: „Aber gerade darum bitte ich Sie desto ehrlicher, geben Sie mir die beiden Schriftstücke! Sie dürfen nicht nein sagen! Haben Sie überlegt, was da heraufbeschworen werden kann? Für Sie ist es — Sie sagten es selbst — bisher nur eine stumpfe Waffe gewesen, aber sie kann zweischneidig werden und alles vernichten, Ehre, Ansehen, Lebensglück, selbst gegen Ihren Willen!"

„Sie sind sehr beredt für die Frau, die Sie lieben," entgegnete Antoinette verdrossen. „Oder glauben Sie etwa, es spräche etwas anderes aus Ihren Worten als die Sorge um sie?"

Als hätte er sich daran verbrannt, so jäh ließ Deesenberg ihre Hände fallen, ein glühendes Rot des Zornes und der Scham schlug in sein Gesicht. Es war ihm, als zöge

ein Unverschämter mit brutaler Hand den Schleier von der tiefsten Herzenswunde, die er mit sich herumtrug, und als stände ihm dafür das Recht zu, denselben zu Boden zu schlagen. Er mußte sich daran erinnern, daß die Missetäterin ein Weib war, eine von jenen, denen nur natürlich erschien, was ihn mit Schrecken und Seligkeit zugleich erfüllte. Eine Chansonette, gewöhnt, das Höchste zu dem Niveau herabzuzerren, auf dem es ihr begreiflich und begehrenswert wurde. „Überlegen Sie noch einmal," sagte er, im Zimmer auf und ab gehend, um sich zu beruhigen. „Frau von Hafften bietet Ihnen Geld für die Papiere, viel Geld! Fordern Sie!"

Von irgend woher kam ein leiser Zugwind. Das Licht im Leuchter duckte sich und lohte dann wieder hoch auf, gespenstig liefen dunkle Schatten und helle Lichter durch das Zimmer, über die blinkende Fläche des Spiegels und die beiden einander so unähnlichen Menschengesichter. Antoinette heftete ihre Augen fest auf den hochaufgerichteten, ruhelosen Mann, der eine unsichtbare Schranke zwischen sie und sich gezogen zu haben schien, die sie als Beleidigung empfand. Sonst huldigte man ihr, warb um ihre Gunst, er stand ihr unempfindlich, sogar mit einem Gefühl des Abscheues gegenüber. Hatte sie ihre Macht verloren oder gab es in dem Herzen, wo das Bild des feinen, blassen Gesichtes herrschte, keinen Platz für sie und ihresgleichen? Einen Augenblick wandelte sie die Lust an, die Probe darauf zu machen, aber als sie in Deesenbergs Züge blickte, die das Licht gerade grell beleuchtete, schien ihr das Beginnen nutzlos, nicht der Mühe wert. Männer wie Hafften, ja, das war etwas anderes, aber Deesenberg! Und auch für Hafften war sie nur Spielzeug gewesen. Er lachte jetzt vielleicht über ihre Leichtgläubigkeit. Was war sie ihm überhaupt? Was war sie ihm neben seiner Frau! Ein ohnmächtiger Zorn durchrüttelte wieder ihre Nerven, wenn sie so an Evelyn dachte. Mit schnellen Schritten eilte sie zum Schreibtisch zurück und Deesenbergs Arm festhaltend, zog sie ihn mit sich. In den

aufgezogenen Schubladen glitzerten Goldstücke, Schmucksachen und zerknitterte Banknoten.



„Ich brauche Ihr Geld nicht," rief Antoinette triumphierend, tauchte die weiße Hand in das Gold und ließ es klirrend durch ihre Finger laufen. „Was Sie hier sehen, ist noch lange nicht alles, ich kann haben so viel ich will, täglich! stündlich! Noch bin ich jung und schön, noch kann ich Beleidigungen rächen, wie es mir gefällt, ohne daß ich mir mein Recht dazu abkaufen lassen muß. Was frage ich nach Ihrer Frau von Hafften —" der Name klang unsäglich spöttisch — „mag sie selber weiter für sich sorgen. Ich lasse mich durch den Gedanken an sie nicht im geringsten beeinflussen. Das mögen Sie ihr bestellen."

Die Augen der Chansonette funkelten, Deesenberg blickte fest und starr in sie hinein. Ein Abscheu vor der schönen Mädchenerscheinung befiel ihn gegen alle Vernunft so heftig, daß er ihn nicht völlig zu beherrschen vermochte;

Antoinette wenigstens erriet ihn instinktiv, sie lächelte. Ihre weißen Zähne blitzten durch die roten Lippen, wie gesponnenes Gold glitzerte eine Strähne ihres Haares in dem unruhigen Lichtschein.

„Ich kann Sie zu nichts Besserem, Edlerem zwingen, es liegt Ihrer Natur fern," sagte Deesenberg kühl, „aber vielleicht gelingt dem Überdruß, was durch nichts anderes zu erreichen ist. Fortan finden Sie mich aller Orten und überall auf Ihren Wegen, und meine Gegenwart soll Ihnen stets eine lebendige Mahnung an das sein, wozu ich Sie für moralisch verpflichtet halte — zur Herausgabe der Papiere."

Sie schüttelte zornig den Kopf. „Niemals!"

Er griff nach Hut und Handschuhen. „Auf Wiedersehen, mein Fräulein."

„Wenn Sie Ihre Drohung ausführen, werden Sie bald genug in das Renommé kommen, mir nachzustellen."

„Das muß ertragen werden."

„Frau von Hafften könnte eifersüchtig werden."

Er zuckte die Achseln und schwieg.

„Oder Franz!"

Mit einer stummen Verbeugung näherte er sich der Tür. Antoinette sah ihm nach; beide Hände unter den blonden Kopf geschoben, lehnte sie nachlässig am Schreibtisch, verführerischer wie jemals auf der Bühne. Plötzlich lachte sie auf.

„Gehen Sie nur, ich weiß doch, was dahinter steckt! Auf Wiedersehen also." Sie hörte auf die verhallenden Schritte, dann warf sie ungestüm die Schublade zu. „Eins wie das andere, eins wie das andere," murmelte sie grollend, „aber — der Ton macht die Musik —" sie dachte dabei an Evelyn und Deesenberg. Woher sollte sie den Unterschied zwischen sich und jener auch begreifen können!

Mit erleichtertem Aufatmen verließ der Hauptmann das Haus; ihm war, als wehe der kalte, scharfe Wind alles Häßliche von ihm ab, was ihm in der letzten Stunde nahe getreten war, obgleich es doch nur ein schönes Mädchen gewesen, um deren Gesellschaft ihn vielleicht mancher beneidet

hätte. Ihm galt eine Antoinette nichts, gerade nur so viel wie eine prangende Giftpflanze, die sich an ein duftendes Veilchenbeet drängt, versuchend, jene zarten, süßen Kinder Floras zu erdrücken. O, daß er sie hätte ausreißen und hinwegschleudern können! Aber sie blieb stehen, ihm zur Qual, einer andern vielleicht zum Verderben. Vor allen Dingen strebte er nun, Evelyn zu beruhigen. Daß sie mit bangem Herzen auf ihn wartete, wußte er, daß er nahezu unverrichteter Sache zurückkam, drückte ihn tief nieder, aber jedenfalls lag schon im gegenseitigen Aussprechen für beide eine Beruhigung. Er ging die erleuchteten Straßen hinab, völlig mit seinen Gedanken beschäftigt, erst am Flußufer schlug er den dunkelsten direkten Weg zu Hafftens Wohnung ein. Vielleicht sah ihn Evelyn, vielleicht konnte er ihr noch schnell ein tröstendes Wort sagen. Gerade den Fenstern gegenüber stand er in seinem dunklen Zivilanzug unter einem blätterlosen Baum, hinter sich das sprudelnde, gurgelnde Wasser, vor sich die matt blinkenden verhängten Scheiben; ab und zu bewegte sich ein Schatten dahinter, aber deutlich vermochte er nichts zu erkennen. Mit sehnsüchtigem Herzen dachte er an Evelyn, seinen schmerzlichen Seufzer erstickte Wind und Wasser, aber gerade als ob seine Gedanken die Macht gehabt hätten, sie herbeizuziehen, schlug plötzlich oben der Vorhang zurück, und ihr süßes, bleiches Gesicht spähte in das Dunkel hinaus.

Sie mußte ihn gesehen haben! Schreckhaft bewegte sie den Kopf rückwärts und seitwärts, während Deesenberg von unten ein Zeichen gab; dann verschwand sie hastig. Ob sie wagte, herunter zu kommen? Auf einmal tat sich leise die Tür auf, eine verhüllte Gestalt schlüpfte ins Freie.

„Evelyn!“

Mit einem schnellen Schritt war er ihr entgegengeeilt, sie faßte zitternd seinen Arm, dann führte er sie behutsam, aber wortlos die einsame, dunkle Quaistraße hinunter.

„Nun?“ fragte sie furchtsam, und in den dunklen Augen, die sich auf ihn hefteten, schimmerte es feucht wie von verhaltenen

Tränen. Sie dauerte ihn grenzenlos. Wieder tat er den festen Schwur, ihr alles aus dem Wege zu räumen, so weit seine Kräfte reichen. Jetzt nahm er nur ihre kleine, kalte Hand. „Seien Sie ruhig, Evelyn, es kann — es wird noch alles gut werden."

„Haben Sie die Papiere gelesen?"

„Ja!"

„Und ist Franz wirklich — wirklich verdammenswert?"

Er schwieg, aber dabei besann er sich krampfhaft, was er ihr nur sagen solle, um ihn in ihren Augen etwas zu entlasten. Kein Sterbenswort fiel ihm ein, und doch hätte er Gott weiß was darum gegeben.

„Was steht darin?" fragte sie endlich zitternd und lehnte sich fester auf seinen Arm.

„Ich gab mein Wort, darüber zu schweigen."

Sie seufzte tief auf. Es war hart für sie, im Dunkeln bleiben zu sollen, aber der Gedanke, Deesenberg um nähere Aufklärung zu bitten, kam ihr gar nicht. Ohne Worte fand sie sich in ihr Schicksal.

„Was werden wir nun tun?"

„Nichts vorläufig — oder doch — Evelyn, vertrauen Sie mir nur noch eine kleine Weile."

„Immer! — Immer! — Hat er sie sehr geliebt, Hermann?" Fast wie ein Hauch kam die letzte Frage über ihre Lippen. Sie hatte so oft daran gedacht im Laufe der Nacht und des heutigen Tages.

„Nein," antwortete er fast zornig, „die Leidenschaften des Mannes brauchen nicht immer Liebe, um zu erwachen. Denken Sie doch nicht darüber nach, Evelyn, es beunruhigt Sie unnütz."

Sie sah wieder zu ihm auf, diesmal rannen die Tränen langsam über ihre Wangen, und aufschluchzend, selbstvergessen drückte sie ihren Kopf an seinen Arm. Verzweiflung befiel ihn, als er sie so leiden sah, und trieb ihm wider Willen Worte auf die Lippen: „Frauen nehmen manches schwerer als es ist, weil sie nicht verstehen, wie weit der Mann von

ihnen verschieden ist. Leidenschaft ist nicht immer Liebe! Sie stürmt wohl einen Tag durch die Seele des Mannes, stirbt dann und hinterläßt nichts als Staub. Die schönste Liebe in einem Frauenherzen mag die sein, die hoch erhaben über allen Stürmen — ungebeugt von der Erde Lasten träumen kann — aber die stärkste Liebe ist die, die durch den Schlamm watet und sich die Stirn von der Sonnenglut versengen läßt. Und so, Evelyn — nicht wahr — so lieben Sie Ihren Mann?"

Ihre Tränen waren getrocknet. Etwas Wunderliches, Ungekanntes bewegte plötzlich ihr Herz, träumerisch sah sie in Deesenbergs Gesicht, als sie leise flüsterte: „Ja!"

„Und wer so lieben kann, ist stark; kann alles unternehmen und alles leiden, wird besser und edler selbst im Ringen gegen ein Gefühl, das mächtiger und gewaltiger ist —"

Er hielt plötzlich jäh inne. Für wen sprach er denn zu dem jungen Weibe an seinem Arm? War es lediglich für Hafften, oder hatte sein eignes Empfinden endlich Stimme gefunden und brach sich gegen seinen Willen Bahn? Mit einem unsicheren, zögernden Blick streifte er ihr Gesicht, es war ganz ruhig und friedvoll. Sie sah geradeaus auf das tobende Wasser, über dem in dem fahlen Licht ein duftiger Schleier zu liegen schien, während der Wind mit den losen Haaren auf ihrer Stirn spielte.

„Sie werden sich erkälten, Evelyn," sagte er nach einer kleinen Pause, „und vielleicht werden Sie auch zu Hause vermißt."

„Ja, ich will gehen. Tausend, tausend Dank, Hermann, daß Sie mich so getröstet haben. Ach, was ist es doch Schönes um einen ehrlichen, wahren Freund! Gewiß will ich mutig und stark sein, und es wird uns gelingen, Franz zu befreien, aus welchen Fesseln es auch immer sei; nicht wahr, Hermann?"

„Gott gebe es!" sagte er mit tiefem Seufzer.

„O, wenn wir beide wollen, wenn wir beide alles tun! Ich zweifle gar nicht mehr daran und auch das verdanke

ich Ihnen. Sorgen Sie nur dafür, daß es auch unser wohlgehütetes Geheimnis bleibt bis zum Schluß!"

„Evelyn, sind Sie ganz einig mit sich? Wollen Sie nicht doch vielleicht Ihrem Gatten Mitteilung machen?"

„Nein, nein," wehrte sie ängstlich, und der alte scheue Ausdruck trat wieder in ihr Gesicht. „Sie kennen Franz nicht, er ist manchmal so — empfindlich! Erst wenn alles zu Ende ist, dann — wird er auch sehen, was für einen guten Freund er in Ihnen fand, und dann wird alles besser werden, als es jetzt den Anschein hat. Gute Nacht, lieber Hermann."

Nun ging sie eilig von ihm fort auf ihr Haus zu, er sah noch das Wehen ihres dunklen Kleides, hörte den dumpfen Schlag der Haustür, aber die Beklemmung, die ihn gefaßt hielt, wollte nicht weichen. Evelyn sah die Sache zu leicht an. Er hätte sich darüber freuen sollen, statt dessen bedrückte es ihn. Wenn es ihm nicht gelang, den Schlag abzuwenden, wurde sie nur desto tiefer getroffen. Er konnte keine Ahnung davon haben, daß nur seine Nähe es gewesen, die sie so plötzlich beruhigt, daß jetzt schon wieder bange Gedanken auf sie einstürmten. Als sie die Treppe hinaufschlüpfte, fand sie vor der verschlossenen Korridortür ihrer Wohnung die Kommerzienrätin stehen, die ihr staunend entgegensah.

„Wo kommst du denn her, Evelyn?"

Verlegen strich sich die junge Frau das Haar aus der Stirn und murmelte etwas von einem eiligen Gang.

„Wärst du es nicht, würde ich auf ein Rendezvous schließen," sagte Liane dreist, „oder wie, sollte am Ende doch der teure Jugendfreund deine Sprödigkeit so weit besiegt haben, daß du im geheimen alte Erinnerungen mit ihm aufwärmst? Dein Mann mag ihn einmal nicht!"

„Liane, ich bitte dich!"

„Nein, ich bitte dich, Liebchen, laß einmal den hohen Ton fahren. Die Welt und das Leben sind geschaffen, um sie nach besten Kräften zu unserm Genuß zu verbrauchen. Du

kennst meine Ansicht darüber. Ich will dir gewiß selbstlos in allen kleinen Scherzen beistehen, vorausgesetzt, daß sie ohne Eklat enden und du mir volle Offenheit entgegenbringst. Das einzige, was man in diesem Dasein zu beachten hat, gipfelt darin, dem Skandal aus dem Wege zu gehen, alles andere hat nicht viel auf sich; aber in diesem Punkt verstände nicht einmal ich Spaß, geschweige denn dein Mann. Nun also — erleichtere dein kindliches Gewissen.“ Sie faßte Evelyn unter den Arm und zog sie in das lauschige Boudoir, dort blieb sie neugierig vor ihr stehen. „Eh bien?“

„Ich habe nichts zu beichten.“ Das Gesicht der jungen Frau brannte, aber ihre Augen loderten hell und zornig.

„Gott, wie langweilig ist diese Tugendhaftigkeit,“ rief die Kommerzienrätin affektiert gähnend und warf sich in einen Sessel. „Wäre ich Mann, ich würde solche Frauen wie dich fliehen, Evelyn. Da ist kein Temperament, kein Esprit, der dir das Blut einmal schneller durch die Adern treibt. Sage mir nur, womit füllst du dein Leben aus?“

„Ich tue nach besten Kräften meine Pflicht.“

„Bah, es hängt nicht von uns ab, ob wir Leidenschaften haben wollen oder nicht. Aber natürlich, du begreifst das nicht.“

„Und ich strebe auch nicht danach, es zu lernen,“ sagte sie ruhig und blickte mit zusammengelegten Händen in das flackernde Kaminfeuer. Ihr war, als höre sie Deesenbergs Stimme von der Liebe sprechen. So, gerade so hatte sie bisher die Liebe im Herzen getragen, wenn sie auch niemals dafür einen Ausdruck gefunden. So mußte das Gefühl sein, das sie an Hafften band; aber natürlich, von solcher Liebe konnte Liane nichts verstehen, es wäre nutzloses Beginnen, ihr davon zu sprechen.

„Du träumst schon wieder,“ murrte die Kommerzienrätin ärgerlich, „während ich mir die Lippen wund schwatze. Wenn ich nur wüßte, woran du immer zu denken hast!“

„An Franz!“ hätte Evelyn beinahe geantwortet, und doch wußte sie nicht ganz sicher, ob es nicht eben Deesenbergs

Bild gewesen, an dem ihre Gedanken gehangen. Er war ja so gut und hatte sie so sehr getröstet! —

Die letzten Tage vor dem Weihnachtsfest hatten mehr oder minder in jedes Haus seine Unruhe getragen. Auch Evelyn stand am Heiligabend eifrig beschäftigt, einen Baum zu putzen, obgleich keine Kinderaugen da waren, sich daran zu erfreuen, keine Kinderhände, nach all den Süßigkeiten begehrlich zu langen. Sie hatte es bisher immer so gehalten und war zufrieden gewesen, wenn Franz sie erst herzlich geneckt und dann doch an ihrer gewohnten Feier teilgenommen hatte. Mochte er sie wirklich für kindisch halten, sie blieb nun einmal so, wie sie erzogen worden.

In dichten Flocken fiel der Schnee, eine halbe Dämmerung lag schon, trotz der frühen Stunde, auf allen Gegenständen im Zimmer, das die grünen Tannennadeln durchdufteten. Evelyn ging hin und her, das Rauschen ihres Kleides war das einzige, was die Stille unterbrach. Sonst hatte sie mit ihrer leisen Stimme bei dieser Beschäftigung fröhlich geplaudert, ihrem Manne Kindheitserinnerungen erzählt und sich selbst völlig darin versenkt. Heute blieb es still, obgleich Franz auf dem Sofa lag und blauen Rauch in die Luft blies. Aber seine Stirn war bewölkt. Sie wußte, was ihn bedrücken mochte, gerade deshalb schwieg sie. Unversehens stieß sie an eine Schachtel mit Lichthaltern, die klirrend zu Boden fiel, und als sie sich danach bückte, rief Hafften ärgerlich: „Wozu nur all die Kindereien, Evelyn!"

Sie trat ihm etwas näher, freilich ohne aufzusehen und ohne die frühere sorglose Herzlichkeit in der Stimme. „Liane kommt doch und die Kinder des Portiers. Es ist schon spät, und ich muß mich beeilen. Dir hat es ja früher auch Vergnügen gemacht. Willst du mir nicht ein wenig helfen, Franz?"

„Nein, das will ich nicht. Wir können unsere Zeit gescheiter zubringen, als Konfekt an Bäume zu hängen, das niemand ißt, und Wachslichte anzuzünden, die uns nur den Teppich beschmutzen. Die Hauptsache ist, daß jeder sieht,

was er bekommt. Laß die Gaslampen anzünden, und du hast denselben Zweck erreicht.“

„Warum wollen wir uns keine Ausnahme von der Alltäglichkeit gestatten? Heut — wo es doch jeder tut,“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Mich langweilt deine sogenannte Pietät sträflich,“ gestand er mit einem Gähnen, „aber hindern will ich dich selbstverständlich nicht, nur mich, bitte, laß dabei aus dem Spiel; zu dem Zweck hättest du dir Decsenberg einladen müssen.“

Eine heiße Röte schoß ihr in das Gesicht; so spöttisch der Ton geklungen, in dem ihr Gatte gesprochen, er hatte



damit nur das berührt, woran sie schon heimlich seit Tagen gedacht, ohne zu wagen es auszusprechen. Vielleicht, wenn sie nur einmal den Mut dazu gefunden, brauchte Hermann den heutigen Abend nicht einsam zuzubringen, konnte sie ihm in ihrer Häuslichkeit die unvergessenen Stunden in Priesfelde zurückrufen, und ein Blick von ihm würde ihr sagen, daß er sie verstand. Ihr war, Weihnachten könnte unter diesen Umständen eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als nur in Gesellschaft ihres Mannes und Lianes, und mit einem raschen Entschluß sagte sie: „Lassen wir ihn zu uns bitten, noch ist es nicht zu spät.“

Hafften lachte und sprang zu gleicher Zeit vom Sofa auf, er war augenscheinlich froh, seine üble Laune loszuwerden.

„Ich denke nicht daran! Soll ich etwa deiner Sentimentalitäten halber unliebsame Gäste dulden? Liegt dir soviel an dem steifleinenen Patron, kann ich ja gehen, dir wird der Abend nur angenehmer dadurch werden."

„Aber Franz!" Evelyn war tief erschrocken und bekümmert neben ihn getreten und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Wie kannst du nur so etwas sagen! Du warst doch der erste, der es in Anregung brachte — und ich dachte Lianes wegen —"

„Liane hat einen besseren Geschmack!"

„Nun, sei mir nicht mehr böse und geh nicht fort, bleibe doch heute abend wenigstens hier! Es ist so traurig, immer allein zu sein." Ihre Stimme brach, Tränen drängten sich in die dunklen Augen. Sie hatte noch nicht oft geklagt, aber jetzt gerade übermannte sie, was doch seit letzter Zeit alles zwischen sie und ihren Gatten getreten war.

„Um des Himmelswillen nur keine Tränen," sagte er noch immer gereizt, natürlich nicht des Streites wegen, den er fast absichtlich heraufbeschworen um seiner Stimmung ungeniert die Zügel schießen lassen zu können, sondern weil ihn die Angelegenheit mit Antoinette von Tag zu Tag mehr beunruhigte und er auch heute einen Gang zu ihr für durchaus notwendig hielt. „Ich werde wiederkommen, wenn dein Zauber hier vorüber ist, dann stört euch meine Gegenwart nicht in eurer kindlichen Feier, und ich brauche mich über all die Torheiten nicht zu ärgern. Um acht ungefähr bin ich wieder hier."

Er ging, und sie blieb allein mit ihrem Tannenbaum, den Wachslichtern und Zuckersachen, allein mit ihrem rebellischen Herzen, das immer noch nicht fassen konnte, wie alles auf der Welt dem unerbittlichen Wechsel anheimfällt. Es war zum ersten mal, daß Franz sie an diesem Tage allein ließ, und eine tiefe Mutlosigkeit und Trostesbedürftigkeit überfiel sie. Heiße Tränen tropften auf den Zuckerengel in ihrer Hand, verwuschen ihm seine roten Farben und den flimmernden Glanz, so daß er unansehnlich und unbrauchbar wurde

Vielleicht ging Franz in diesem Augenblick zu Antoinette! Evelyns Knie begannen zu zittern, sie mußte sich setzen. Ach! Wenn nur ihre Finger nicht doch zu schwach waren, jenen verhängnisvollen Knoten zu lösen!

Hafften war in der Tat auf dem Wege zu der Chansonette. In seiner rechten Paletottasche befand sich ein umfangreiches, elegantes Etui, ganz danach angetan, das Herz einer Frau zu erweichen, und er hoffte auf etwas Ähnliches für sich, denn in den letzten Tagen wollte es ihm nirgends gelingen, Antoinette zu treffen, so daß er schon ungeduldig geworden, der Zofe sehr energisch erklärt hatte, er käme am Heiligabend zum letzten mal, sie möchte das bestellen. War es nun die Erwägung, daß niemand zu dieser Zeit mit leeren Händen kommen würde, oder hatte sich die Sängerin eines andern besonnen, genug, er wurde ohne weiteres eingelassen.

Aber Antoinette kam ihm nicht wie sonst freudig entgegen. Sie saß mit dem Rücken nach der Tür und tat, als habe sie seinen Eintritt überhört. Mit einem belustigten Lächeln über ihre neueste Laune ging er auf sie zu und berührte leicht ihre Schulter.

„Schläfst du, Toinette?"

Sie runzelte die Stirn und preßte die Lippen zusammen. „Ich bin sehr erstaunt, daß Sie heute für mich Zeit haben, Herr Baron."

„So sei froh, daß es der Fall ist und schmolle nicht länger, Kind. Sieh her, was ich dir mitgebracht habe."

Er holte das Etui aus der Tasche und drückte auf das Schloß. In blauem Samt gebettet, ruhte ein kostbares Armband in Schlangenform mit strahlenden Brillantaugen, in denen sich das Licht der Lampe funkelnd brach. Es war ein ebenso geschmackvolles wie kostbares Stück, und Antoinette schloß die Hände fest ineinander, um einen Ruf des Entzückens zu unterdrücken. Gleich darauf fragte sie höhnisch: „Und was würde Ihre Frau sagen, Herr Baron, wenn sie von diesem Geschenk an mich erführe? Ich bezweifle, daß sie diese kleinen Scherze auf Kosten ihres Geldbeutels gutheißen würde."

„Was geht dich meine Frau an?“ In der Überraschung entschlüpften ihm die Worte; nun sie gesprochen, war er auch zu stolz, sie zurückzunehmen.



„Also du gibst es zu! Du versuchst nicht einmal zu streiten! Erbärmlicher Lügner!“ Ihre Augen funkelten fast so wie die der Schlange vor ihnen auf der Tischplatte. Er ergriff sie fest am Arm:

„Sachte, sachte, Toinette! Vergiß nicht, zu wem du sprichst, oder“ — die Adern an seiner Stirn schwollen. „Alles muß Grenzen haben.“

„Drohe mir nur,“ rief sie außer sich und suchte sich zu befreien, „du – den ich in meinen Händen halte und zu Boden treten kann, wenn ich will. Warum hast du mir verheimlicht, daß sie deine Frau war; warum hast du mich belogen? O du, du —“

Sie kam nicht weiter, er legte ihr energisch die Hand auf den Mund, auch seine Augen flammten.

„Schweig! Oder bei Gott, ich könnte vergessen, daß du ein Weib bist.“

Wie eine Katze fuhr sie mit ihren scharfen Nägeln über seine Hand. Alles was vom Sumpf jahrelang an ihr haften geblieben, teils unbeachtet, teils wohlverborgen, trat in diesem Augenblick schleierlos zu Tage.

Sie schrie, stampfte mit den Füßen, brachte ihre Katzenpfötchen in gefährliche Nähe seines Gesichts, kurz, betrug sich wie eine Megäre. Hatte sie geglaubt, Hafften würde durch ihre Kenntnis der wahren Tatsachen gedemütigt sein, sie mit Bitten oder Liebkosungen zu besänftigen suchen, so fand sie sich darin getäuscht. Schrankenlos riß sie daher alles nieder, was von Anstand und guter Sitte ihr bisher noch übrig geblieben. Bei einer heftigen Wendung ihres Kopfes fiel ihr Blick zufällig auf die glitzernde Schlange, sie griff nach ihr, warf sie zu Boden und stampfte mit den Füßen so lange auf dem Schuppenleib herum, bis er, verbeult und ruiniert, auf dem Teppich lag.

„Nun,“ rief sie höhnend und wies darauf hin, „nun gib es deiner Frau, nachdem ich es verschmäht, wie ich dich jetzt auch ungeteilt ihr überlassen werde, bis ich euch beide am Boden vor mir liegen sehe.“

Sie drehte sich um, ohne eine Antwort abzuwarten, und warf die Türe des Nebenzimmers schallend hinter sich ins Schloß. Franz von Hafften blieb noch einen Augenblick stehen, dann schüttelte er sich und verließ die vier Wände, in denen er so ungastlich behandelt worden war.

Er taxierte Antoinette nicht hoch genug, um mehr wie ein vorübergehendes Unbehagen über diesen Ausbruch zu empfinden, ja, er würde vielleicht mit der Empfindung eines Menschen, der aus einem häßlichen Bade wieder in reine Luft kommt, darüber gelächelt haben, wenn nicht jene Papiere gewesen wären, der ewige, unzerreißbare Faden, der ihn an dies Weib fesselte. Die Sache war doch nicht mehr so leicht abzuschütteln, wie er manchmal noch hoffte, und in solch

einem Gemütszustand wie der, in dem er sie eben gesehen, war die leidenschaftliche Person zu allem fähig.

In solchen Händen lag sein Schicksal! Ehre, Stellung, Vermögen, kurz alles! Wie oft schon hatte er diesem Jugendleichtsinn geflucht, wie oft würde es noch geschehen und jedesmal nur bitterer, ohnmächtiger, ohne daß er imstande war, ihn gänzlich zu verwischen. Die Gespenster der Vergangenheit! Mußten sie denn ewig hineinragen in die Gegenwart und Zukunft?

Franz von Hafften hatte sich in seinem Leben fast nie mit Nachdenken beschäftigt, ihm war der Augenblick genug, aber als er aus der schwülen, warmen Zimmerluft der Chansonette ins Freie trat, die lautlosen, weißen Flocken ihn einhüllten und die Kälte ihm die Stirn klar hielt, da kamen die Gedanken als ungerufene Gäste.

Er hatte einige Schritte vorwärts gemacht und achtete nicht auf das Klirren eines geöffneten Fensters, als dicht vor ihm aus der Höhe ein kleiner, dunkler Gegenstand niedersauste und aufschlagend im Schnee dicht vor seinen Füßen liegen blieb. Es war das Samtetui mit dem kostbaren zerstörten Armband. Das Schloß hatte sich bei dem harten Fall geöffnet, der Deckel schlug zurück; nun funkelten das Gold und die Brillantaugen der Schlange in dem Lichtstrahl einer Laterne zu ihm empor. Er zögerte, ob er es liegen lassen oder aufnehmen sollte, unschlüssig sah er herab auf das mißachtete Stück, das er für die Chansonette von dem Gelde seiner ahnungslosen, vertrauenden Frau gekauft hatte.

Zum ersten mal fühlte er, daß er nicht so gegen Evelyn handelte, wie es sich gehörte, zum ersten mal befiel ihn etwas wie Sehnsucht nach der leisen, süßen Stimme seiner Frau.

Ein Vorübergehender drehte den Kopf nach ihm, der noch immer mitten auf dem Trottoir stand und zu dem Schmuckstück herabsah; er konnte sich nicht länger aufhalten. Wenn Antoinette zudem gewollt, hätte sie bereits die Zofe herunterschicken können, jetzt war es zu spät. Er bückte sich schnell und hob das Etui auf.

---

## VIII.

In der Gesellschaft hatte man neuerdings manches zu flüstern, und der Gegenstand der meist hinter dem Fächer geführten heimlichen Gespräche war niemand anders, als der junge, von den Vorgesetzten überall bevorzugte Generalstabshauptmann Hermann von Deesenberg. Wenn er davon gewußt, hätte es ihn wohl am aufrichtigsten verwundert, obgleich er vertraut genug mit den Gewohnheiten seiner Welt war. Niemand konnte wissen, was ihn täglich auf Antoinettes Weg führte, aber es genügte allen, daß man ihn dort fand. Zuerst hatte die Chansonette ihren wunderlichen Verfolger freundlich, spöttisch begrüßt, dann hatte sie ihn ausgelacht, zuletzt mit zornig funkelnden Augen angesehen, und jetzt endlich strafte sie ihn mit eiskalter Verachtung.

Jüngere Kameraden, die die ganze Sache von Anfang an beobachtet hatten, kolportierten die verschiedenen Abstufungen dieses sonderbaren Verhältnisses, zu dem man nicht recht einen Grund auffinden konnte, in der Gesellschaft, man spöttelte darüber und nannte ihn hinter seinem Rücken: „Ritter Toggenburg.“

Sie begriffen alle nicht, daß, wenn er es auf einen Annäherungsversuch bei der hübschen Antoinette abgesehen hatte, er nicht dreister zu Werke ging; dies Schmachten schien ihnen ebenso nutzlos wie lächerlich, kein Spott dafür beißend genug, und als erst Hafften davon erfuhr, sagte er mit seinem lauten Auflachen:

„Bekommt die tadellose Lebensführung dieses Musterknaben endlich einen Riß? Diese Heiligen sollte man erst kennen! — Ihre Langweiligkeit ist das Aushängeschild für ihre Tugenden. Sie sehen solange mit Verachtung um sich, bis die Gelegenheit zu sündigen einmal nicht an ihrer Tür vorübergeht, sondern anklopft, dann liegen sie desto ungeschickter drin. Gönnen wir ihm das Vergnügen!“ — Damit war der Stab über Deesenberg gebrochen.

Gernshausen, der überall die Partei seines Freundes,

den er achtete und schätzte, nahm, fand einmal Gelegenheit, ihm einige Winke über das herrschende Geklatsch zu geben, aber Deesenberg schien dafür durchaus kein Verständnis zu haben und lehnte jede Warnung sowie jede vorsichtige Frage schroffer, wie sonst seine Art war, ab. Wie sollte er sich rechtfertigen? Was auch kam, er mußte es hinnehmen als einen Dorn mehr auf dem Wege, den er für Evelyn ging. Er wunderte sich freilich, daß man ihm gerade Geschmack an Frauen wie Antoinette zutraute, er dachte mit halbem Lächeln, daß man ihn eigentlich höher taxieren durfte als es geschah; aber was wußten schließlich alle die Leute, die in weiterem oder engerem Verkehr mit ihm standen, von seinem Innenleben.

Wenn er nur seine Aufgabe zum Ziele führte, wenn er nur Evelyn von dieser drückenden Sorgenlast befreite, dann war er reichlich für all die kleinen Nadelstiche belohnt, die ihn jetzt trafen, und das einzige, was ihn ernstlich bekümmerte, war nur, daß er bisher so gar keine Fortschritte machte. Sobald sie sich begegneten, trafen Evelyns Augen ihn so ängstlich fragend und bittend, daß er nur mit schmerzlichem Widerstreben immer dieselbe stumme, verneinende Antwort gab.

Sie begegneten sich jetzt öfter, der Karneval begann, brachte Einladungen über Einladungen, und wenn auch Deesenberg anfangs beabsichtigt hatte, sich so fern wie möglich davon zu halten, die Geselligkeit zog ihn doch allmählich in ihren Strudel, und er folgte ihr nicht einmal ungern, wußte er doch, daß er Evelyn fast überall traf. Er hatte ihr Haus nicht wieder besucht und hielt sich auch in den Gesellschaften meist fern von ihr, aber es kam doch ein Moment, ein flüchtiger Blick, ein kurzer Händedruck beim Begrüßen, den er als liebe Erinnerung mit nach Hause brachte.

Nahm sie ihm sein Fernhalten übel? Der Gedanke hatte ihn zuerst oft beunruhigt, wenn er die lieben, dunklen Augen so verwundert und vorwurfsvoll auf sich gerichtet sah, aber er wollte kein Parlamentieren mit der Sünde, und das war in seinen Augen schon sein Gefühl für sie. Er wollte

vor sich selber rein bleiben und sein Gewissen nicht damit belasten, ihr armes kleines Herz noch mehr zu beunruhigen.

Auf dem heutigen Ball beim General Hartenfels traf er sie wieder, er wußte es, als er den Uniformsrock noch einmal in die Taille zog, den Mantel umhing und davonging. In den heißen, erleuchteten Zimmern unter all dem Gewoge von Spitzen, Seide, Samt und Diamanten suchte sie sein erster Blick, aber Hafftens schienen noch nicht da zu sein. Er trat in eine Fensternische und hielt noch einmal Umschau, umsonst, sie fehlte. Ein Gefühl von eisigem Weh befiel ihn plötzlich. Wenn er sie nun nie mehr sehen würde — nie mehr! Wie leer waren die Räume für ihn trotz all der rosigen, lachenden Gesichter, trotz des Sprechens und Lachens ringsum. Für ihn gipfelte das ganze Leben in dem Anblick jenes einen lieblichen, blassen Gesichtchens, das die andern so gar nicht in den Schatten stellte und ihm doch unvergleichlich erschien.

„Was soll das werden?" fragte er mit bangem Herzen, als er sich angstvoll bewußt wurde, daß das mächtige Gefühl, das in ihm für sie lebte, seine Sinne und Gedanken völlig ausfüllte, daß es ihn fessellos beherrschte. „Wird meine Kraft immer ausreichen, es zu verbergen? Werde ich niemals — selbst gegen meinen Willen nicht — etwas von dem verraten, was mich bewegt, und dadurch ihren Frieden stören?"

So kleinmütig und verzagt wie in diesem Augenblick hatte er sich noch nie gefühlt, so leidenschaftlich hatte sein Herz noch nie geklopft. Er dankte Gott, daß er allein war, und daß die Kameraden sich nur um weiße Schultern und blitzende Augen drängten.

Als er auf die Tür blickte, stand Evelyn darin. Sie sah nicht auf, als sie am Arm ihres Gatten auf die Generalin zuging. Ihm schien sie blasser wie gewöhnlich, die Augenlider warfen einen tiefen Schatten auf ihre Wangen, aber wunderlich, sein Herz, das bis jetzt so rebellisch geschlagen, wurde bei ihrem Anblick auf einmal ruhig und ganz still. Was auch in ihm gären mochte, dieses Gesicht hatte die

Macht, alles zu Boden zu zwingen, durch den Ausdruck der Reinheit und Unschuld, den es ausstrahlte. Kein frevelhafter Wunsch, kein heißer Blick durfte ihr nahen, sie erstarben von selbst, und Deesenberg fühlte mit wehmütiger Freude die Stärke der Macht, die in der Reinheit der Frau liegt.

Und diese Frau war Hafftens Gattin! —

Erst nach Stunden begegneten sie sich im Gewühl der Gäste und konnten einen vertraulicheren Gruß miteinander austauschen; wunderbar blieb es nur, daß Evelyn auch hierbei die Lider gesenkt hielt.

„Sind Sie krank?“ fragte Deesenberg, denn in der Nähe schien sie ihm noch bleicher wie von weitem zu sein, „oder ist die Toilette schuld, Evelyn, daß Sie mir heute einen so leidenden Eindruck machen!“

„Es wird wohl die Toilette sein.“ Sie strich mit gesenktem Kopf an den schweren cremefarbenen Atlasfalten herab. „Ich glaube, diese Farbe ist nur für Blondinen vorteilhaft. Vielleicht bin ich auch etwas erkältet! Aber bitte, lassen Sie uns ein wenig zurücktreten, Hermann, das Licht blendet mich.“

Sie machte hastig einige Schritte zur Seite, er blieb neben ihr. Sie kam ihm heute so anders vor wie sonst.

„Sehen sie meinen Mann?“ fragte sie und öffnete den Fächer, „ich habe mich schon vergeblich nach ihm umgesehen.“

„Nirgends! Vorläufig brauchen Sie sich aber nicht zu beunruhigen, ich bleibe bei Ihnen. Genügt Ihnen das?“

Er versuchte mit dieser scherzenden Frage sie heiterer zu stimmen, aber es schien ihm nicht zu gelingen; sie machte eine schnelle Kopfbewegung und blickte flüchtig zu ihm auf. An ihren Augen sah er die Spuren kürzlich vergossener Tränen; um diese zu verbergen, war sie scheuer, zurückhaltender noch wie sonst. Er erschrak bei diesem unerwarteten Anblick.

„Evelyn, was ist geschehen? Sie haben geweint! Bitte, sagen Sie mir alles.“

Um ihren Mund zuckte ein wehmütiges Lächeln, während sie an den Blumen vor ihrer Brust zupfte.

„Nichts, gar nichts!“ entgegnete sie hastig. „Sie wissen



ja, Hermann, ich bin manchmal kindisch — leicht zu Tränen geneigt. Und ich kann es Franz nicht so schlimm anrechnen, wenn er manchmal gereizt und heftig ist, bin ich es doch auch

schon in dieser ewigen, angstvollen Erwartung. Später wird alles besser n erden — ich sage mir das selbst und bin doch so töricht. Zanken Sie mich tüchtig aus, anstatt mich so bekümmert anzusehen. — Sie verwöhnen mich damit nur. Ach Hermann, wäre diese schwere Zeit doch erst vorbei!"

Sie schloß die Lippen fest zusammen und blickte wieder zu Boden, die Tränen waren so rebellisch.

„Er quält Sie also, Evelyn, und doch sollte er Ihnen danken, sein ganzes Leben lang danken! So viel Selbstverleugnung — so viel Liebe!" Er brach ab, seine Stimme klang erstickt und dumpf.

„Aber er weiß ja nichts davon — und wenn — wer von uns ist ohne Sünde!"

„Wer von uns ist ohne Sünde!" wiederholte er leise.

Evelyn blickte zu ihm auf, jetzt lächelte sie wieder mit dem alten, süßen Kinderlächeln. „Einen kenne ich doch. Sie Hermann!"

Und dabei begehrte er eines andern Weib! — Abwehrend hob er die Hände. „Nein, nein! Wenn Sie wüßten, Evelyn!"

„Daß Sie der beste, treueste Freund sind? Das weiß ich gerade gut genug. Liane erzählte mir neulich, daß man davon spräche, Sie wären überall auf den Wegen der Chansonette zu finden, Sie bewürben sich um ihre Gunst, alle Welt tadelte Sie schon deshalb. Ich allein weiß den Zusammenhang, Hermann, darum erschrak ich so. Machen Sie sich keine Unannehmlichkeiten meinetwegen, ich bitte Sie! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn ich das wüßte! So weit darf selbst unsere Freundschaft nicht gehen, versprechen Sie mir das!"

Ihre Hand lag auf seinem Arm, die Wärme der weichen Finger durchglühte ihn elektrisch.

„Seien Sie ruhig, Evy, ganz ruhig!" flüsterte er, sich zu ihr herabbeugend. „Sehen Sie, da kommt gerade Ihr Mann."

Die junge Frau wurde rot; dann nach kurzem Zögern und einem vertraulichen Kopfnicken ging sie auf Hafften zu, während Deesenberg die Türe zum Tanzsaal gewann. Es

war ihm peinlich, die Gatten zu beobachten. Drinnen kam ihm ein alter, ordengeschmückter Geheimrat entgegen.

„Na, nur immer munter heran an das Vergnügen," sagte er mit jovialem Lachen. „Junge Leute wie Sie haben noch die Verpflichtung, das Tanzbein zu schwingen, obgleich es manchmal sicherlich nur ein ‚sogenannter Genuß' ist. Nachher, wenn Sie Ihre Arbeit getan haben, kommen Sie zu uns ins Rauchzimmer, da ist es angenehmer und bequemer."

Deesenberg sah einen Augenblick in die kreisenden Paare, die sich nach den Klängen eines Strauß'schen Walzers vor ihm drehten. Warum, wenn er überhaupt tanzen wollte und mußte, hatte er Evelyn nicht aufgefordert? Sie war freilich nicht in der rechten Stimmung gewesen, er aber ebensowenig, und der alte Herr hatte recht, es war seine Pflicht, eine Arbeit, die er zu absolvieren hatte, genau so wie manche andere. Er sah sich nach einem geeigneten Objekt dazu um und bemerkte, daß die Tochter des Regierungspräsidenten ganz in seiner Nähe saß. Sie war eine hochmütige, spitznasige, sehr prüde Person, über die erste Jugendblüte hinaus, ein Ballschrecken für diejenigen, deren Pflicht es war, mit ihr zu tanzen. Deesenberg war es gleich, er trat auf sie zu, verbeugte sich und bat um einen Tanz. Die Dame maß ihn von oben bis unten, warf dann den Kopf in den Nacken und bedauerte mit sehr kurzem, schnippischem Ton — da sie gesonnen sei, die nächste halbe Stunde auszuruhen. Deesenberg frappierte das Benehmen, er legte ihm aber kein besonderes Gewicht bei und wandte sich an die Nachbarin der verneinenden Schönen, ein junges, lebhaftes Mädchen, Komtesse Conny L., mit der er schon auf mancher Gesellschaft zusammengetroffen war und getanzt hatte.

„Ich danke sehr," sagte auch die Komtesse und blickte verlegen in ihren Schoß. „Mama erwartet mich dort drüben," und blutübergossen flog sie davon.

Das war, wenn überhaupt ein Zufall, jedenfalls ein höchst merkwürdiger, und der Hauptmann verließ ohne weiteres die Seite der tanzlustigen Damen; nach einem dritten

Korbe hatte er kein Verlangen, und so begab er sich zu den älteren Damen hinüber. Auch hier traf er auf spöttische Blicke, verzogene Lippen, eifriges Flüstern, das bei seinem Nahen erstarb.

„Ich habe es meiner Conny direkt verboten mit ihm zu tanzen," sagte die Gräfin L. zu ihrer Nachbarin. „Man kann mir gewiß nicht nachreden, ich sei intolerant, aber es darf doch nicht zu weit gehen. Man spricht überall schon von dieser unbegreiflichen Art, um die Gunst einer solchen — Person zu werben."

Deesenberg verstand die geflüsterten Worte nicht, aber auch ohne das wurde ihm klar genug, daß irgend etwas Feindseliges gegen ihn im Gange war; kurz entschlossen nahm er den leeren Stuhl neben der Gattin seines Chefs und fragte ohne Umstände:

„Exzellenz, sagen Sie mir doch, was ich verbrochen haben kann? Ich müßte taub und blind sein, wenn ich nicht merken wollte, daß man mich meidet, und ich bin mir doch nicht der geringsten Schuld bewußt."

„Lieber Hauptmann," die wohlwollenden Gesinnungen des Gatten für Deesenberg hatten sich auch auf seine Frau übertragen, „es tut mir aufrichtig leid, aber warum sind Sie nicht ein wenig vorsichtiger gewesen. Alle Welt spricht von Ihrer Affaire mit der Chansonette."

„Mit der Chansonette?" Ungläubiges Erstaunen klang aus Deesenbergs Ton, die Dame an seiner Seite drehte sich, darüber frappiert, ganz zu ihm herum.

„Gewiß, so ist es! Welche kluge und vernünftige Frau wäre nicht bereit, eure kleinen Torheiten in diesen Sphären zu übersehen. Wir sind tolerant, und die Welt ist es ebenfalls — bis zu einem gewissen Grade, darüber hinaus aber darf sie es nicht mehr sein. Nicht wahr, Sie verstehen mich."

Deesenberg nickte mechanisch mit dem Kopf. „Aber ich gebe Ihnen mein Wort, Exzellenz —"

„Still, still, ich habe nicht den Ehrgeiz, Ihr Beichtvater zu sein," sagte die Dame mit feinem Lächeln, „und Entschuldigungen will ich ebenso wenig hören. Nur warnen wollte ich Sie, lieber Deesenberg, und das ist hiermit geschehen."

„Aber ich begreife nicht," wiederholte er fassungslos, schwieg dann jedoch still. Was sollte er zu seiner Rechtfertigung sagen! Der Schein sprach gegen ihn, und die Welt urteilt nach dem Schein; wonach sollte sie anders urteilen? Aber Bitterkeit überwältigte ihn doch. — Da stand Hafften, lächelnd, großartig, unantastbar. Niemand ahnte, was sich hinter den leichten Formen des glänzenden Offiziers barg, er aber wurde verkannt, verlästert, weil er entschlossen war, ihn ohne sein Wissen und Willen zu befreien. Freilich um Evelyns willen — und doch war es süß, ihretwegen zu leiden.

In diesem Augenblick trat sie unter die schwere Stoffportiere, die aus dem Nebensaal in den Ballsaal führte, Arm in Arm mit der Kommerzienrätin. Sie hielt mit der einen Hand ein wenig die tief herabfallende Draperie empor, und — er täuschte sich nicht — während Liane mit ihrem Begleiter plauderte, suchten ihre Augen ihn, lächelte sie, als sie ihn sah. Wie gern hätte er sich ihr genähert, aber das Bewußtsein, daß die Gesellschaft ihn in Bann und Acht getan, drückte ihn nieder und hielt ihn fern. Endlich kamen alle drei aber dicht an ihm vorüber.

„Nun, Herr von Deesenberg," sagte Liane mit jener koketten Kopfwendung, die sie immer an sich hatte, wenn sie gefallen wollte, „warum so einsam? Gibt es hier nicht genug, Sie etwas zu erwärmen? Warum haben Sie mich noch nicht begrüßt?"

Da brach der Ärger doch bei ihm durch. „Ich fürchtete Sie zu kompromittieren, gnädige Frau!"

„Ah! Wieso? Hat man Ihnen einen Spiegel vorgehalten? Ja, mein verehrter Herr Hauptmann, die Welt stellt nun einmal die Anforderung einer äußerlichen moralischen Toilette an uns, die Hauskleidung ist überall verpönt."

Der halb frivole, halb spöttische Ton, in dem sie das sagte, reizte ihn nur noch mehr. „Ich meine heut die Erfahrung gemacht zu haben, daß man das Verbrennen der Hexen ein wenig zu früh eingestellt hat, gnädige Frau," sagte er zornig. „Die Geschöpfe, die man früher mit Wasser und Feuer verfolgte, sind gar nicht so, wie man sich gemeinig-

lich einbildet. Die Hexen des vergangenen Jahrhunderts sind eigentlich auch nichts anderes gewesen als alle diejenigen jungen und alten Damen von heute, die sich auf das Studium der Privatgeschichten und Privatbeziehungen anderer legen und sie nach eigenem Gutdünken und eigenen Ideen zurechtrücken."

„Ei, sieh da," lachte Liane amüsiert, „ich wußte nicht, daß Sie auch scharf sein können, Herr von Deesenberg."

„Was bedeutet das alles?" fragte Evelyn bestürzt und blickte bald auf den Hauptmann, bald auf Liane. „Ich verstehe nichts." — Niemand antwortete ihr.

„Hat man Sie brüskiert? beleidigt?" forschte Liane interessiert.

„Man hat es wenigstens versucht!"

„Fräulein von Bergensleben? — Das sähe ihr ähnlich."

„Aber mein Gott, so klärt mich doch erst einmal auf!" bat Evelyn noch einmal, und dann sagte die Kommerzienrätin lachend:

„Man macht ihm den Vorwurf, der schönen Antoinette zu offenkundig zu huldigen. Man sagt — und nicht mit Unrecht — der Mensch kann alles tun, was er will, aber nur mit der gehörigen Diskretion — unterm Schleier; ja, ja, mein lieber Herr von Deesenberg, unterm Schleier alles, öffentlich nichts!"

Ein blasses, verstörtes Gesichtchen hob sich atemlos zu der schlanken Männergestalt empor. „Ach Hermann, ist es möglich! O, wie sehr, sehr unglücklich bin ich!" flüsterten Evelyns Lippen.

Er berührte leicht ihren Arm, ein Ausdruck unbeugsamer Energie lag ihm um Mund und Augen. „Darin mag jeder handeln, wie es ihm geboten erscheint, Frau Rätin; ich trage nicht allzu schwer an dem Unwillen der Gesellschaft."

„Aber Sie haben heute abend keine Tänzerin gefunden; ist das nicht empfindlich genug?"

Er zuckte die Achseln. „Es drückt mich nicht zu Boden."

„Tanzen Sie mit mir, Hermann," bat Evelyn entschlossen und schob ihre kleine Hand unter seinen Arm. „Es beginnt gerade ein Walzer, und ich — bin Ihnen das schuldig," flüsterte sie errötend. Er sah zärtlich in ihr emporgerichtetes Gesicht, aber Lianes Hand glitt rücksichtslos zwischen beide.

„Keinen Heroismus, Kleine, wenn ich raten darf. Ich kann tun, was ich will, aber du hast Rücksichten auf deinen Mann zu nehmen. Alles, was jetzt in Deesenbergs Bannkreis kommt, sengt unrettbar mit an. Ich habe den Mut dazu, aber du, Evelyn, auf keinen Fall."

„Die gnädige Frau hat recht," sagte Deesenberg mit einem tiefen Seufzer und ließ Evelyns Arm fallen, „aber auch Ihr großmütig gebotenes Opfer nehme ich nicht an, gestatten Sie mir, mich zu verabschieden, meine Damen."

„Gott sei Dank," nickte Liane, als er gegangen war, und dann plauderte sie auf die junge Frau ein, erzählte von all den kursierenden Gerüchten und fügte endlich lachend hinzu: „Er hat recht, wir sind alle große Klatschbasen, aber was hilft es, wer unter Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. Übrigens hat er mir noch nie so gut gefallen, wie heute im Zorn, und du Evelyn, bist ganz elegisch geworden."

Ja, sie machte sich Vorwürfe, nagende, brennende Vorwürfe! Nicht eine flüchtige Sekunde hatte ihr reiner Sinn den Verdacht fassen können, den die Welt auf Deesenberg warf, nicht einen Augenblick kam ihr der Gedanke, das schöne Mädchen hätte vielleicht wirklich Eindruck auf den Mann machen können. Ihr Jugendfreund stand zu hoch dafür, Verleumdungen über ihn verhallten ungehört. Das Geräusch, die Musik, die Gemütsbewegung hatten ihr Kopfweh verursacht, Liane tanzte, so zog sie sich unbemerkt in ein kleineres Nebengemach zurück und überließ sich ganz ihren sie niederdrückenden Grübeleien. Auf einmal stand auch Deesenberg auf der Schwelle. „Gott sei Dank," rief sie emporfahrend und streckte ihm beide Hände entgegen, „Gott sei Dank, Hermann, daß ich Sie noch einmal sprechen kann!"

Er küßte ihre Hände und sagte ernst: „Evelyn, Sie sind aufgeregt, aber ganz umsonst, was frage ich danach!"

„Es hat Sie gekränkt, Hermann!"

„Daß Sie davon erfuhren, ist mir viel schmerzlicher gewesen; ich hätte der Kommerzienrätin gern den Mund zugehalten."

„Ach, und ich nahm zuerst die Sache so leicht! Können Sie mir verzeihen?“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen.“

„Und gerade heute! Ich kam mit der Absicht her, Ihnen eine kleine Freude zu machen, wenn ich Sie allein sprechen konnte.“

„Mir?“

„Wissen Sie nicht, welch ein Tag heute ist? Ich habe schon wochenlang daran gedacht. Ihr Geburtstag! Tante Julie hat gewiß keinen Atemzug getan, ohne im Geiste bei Ihnen zu sein.“

„Und Sie haben ihn auch nicht vergessen?“

„Wundern Sie sich darüber? Man sieht ja alles erst im rechten Licht, wenn es uns verloren ist, so geht es mir mit Priesfelde, mit Ihnen! Sehen Sie her, Hermann, das habe ich Ihnen zugedacht, es ist nur wenig, aber vielleicht eine liebe Erinnerung.“

Sie holte aus der Tasche ein kleines Kästchen, das ihr Bild auf Elfenbein gemalt enthielt. Das Gesicht noch sehr jung, gerade auf der Scheide zwischen Kind und Jungfrau, die Haare ländlich schlicht gescheitelt, einen mächtigen Kragen um den schmächtigen Hals, aber ihre Augen, der kindlich-liebliche Ausdruck des schmalen, ovalen Gesichts unverändert. Deesenberg warf nur einen Blick darauf und fühlte, wie es ihm die Kehle zuschnürte. So hatte er sie damals gekannt, so hatte er sie geliebt, alle die Jahre hindurch.

„Für Sie wird es nicht lächerlich sein, wie für Franz,“ sagte ihre weiche Stimme neben ihm, „er spottete über die altfränkische Tracht und behauptete, er könne das Bild nicht ohne Grausen ansehen; aber mit Ihnen ist das etwas anderes, Sie kannten mich damals.“

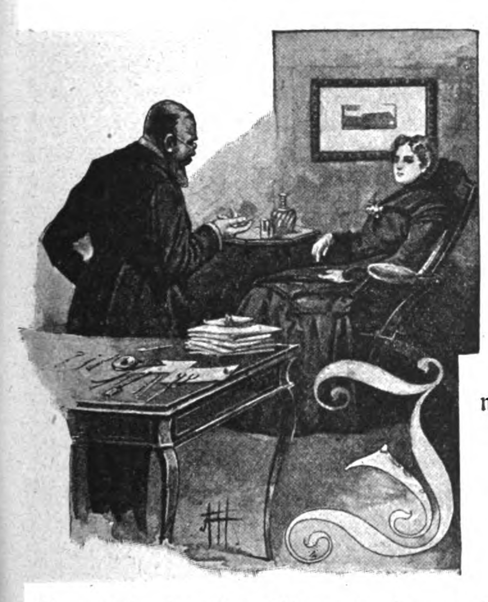
Er hatte ihre Hand gefaßt, die das schmucklose Etui hielt, sie wunderte sich, wie heiß seine Finger waren, wie sie zuckten; mit scheuem Blick streifte sie sein Gesicht, es schien ihr verwandelt. Schweigend küßte er die Hand, die er noch immer in der seinen hielt, zu sprechen war ihm unmöglich. Mochte die ganze Welt mit Steinen nach ihm werfen, was fragte er danach.

„Ich bitte dich, Evelyn,“ sagte Liane, die von Tarsen

auf ihr Verlangen hierher geführt war, übellaunig und echauffiert. „Warum vergräbst du dich so! Alle Welt fragt nach dir, ich soll überall Rede und Antwort stehen. — Herr von Deesenberg, gönnen Sie meine Freundin doch auch einmal der Gesellschaft.“ Leise fügte sie hinzu: „Dein Mann sucht dich überall, er ist ärgerlich, und ich kann es ihm nicht verdenken, du bist zu unvorsichtig.“

„Mein Gott, worin denn?“ fragte Evelyn erstaunt, und die Kommerzienrätin zuckte spöttisch die Achseln.

---



## IX.

In das Sprechzimmer eines berühmten Spezialarztes für Halskrankheiten fiel ein blasser Wintersonnenstrahl, schlüpfte über all die geheimnisvollen Marterwerkzeuge, die in seinem Licht opferdurstig gleißten, und blieb endlich behaglich auf dem krausen, goldenen Kopf Antoinettes haften, die in einem tiefen grünsamtenen Fauteuil saß und die Gesichtszüge des älteren Arztes, den sie soeben um seinen Rat befragt hatte, gespannt beobachtete.

Seit einiger Zeit hatte sie zu ihrem Schrecken bemerkt, daß ihre Stimme nachzulassen begann, daß ganz plötzlich ein Ton versagte, wie bei einem schadhaften Instrument, dann wieder Husten und Heiserkeit sie quälte und nach jedem solchen Anfall die Töne rauher und klangloser wurden. Voller Furcht hatte sie sich endlich an einen Arzt gewandt, nachdem ihre Freunde sie ebenfalls schonend auf all diese unleugbaren Tatsachen aufmerksam gemacht hatten. Und nun saß sie hier und erwartete ihr Urteil. Es lautete grausam und schonungslos! Nach und nach würde sich ihre Stimme immer mehr verlieren, bis zur absoluten Heiserkeit, und endlich, wenn sie nicht alle möglichen Rücksichten auf ihren Zustand nähme, ihr Leiden in Kehlkopfschwindsucht ausarten.

„Aber Herr Doktor,“ sagte die Chansonette verzweifelt, „das kann ja nicht sein! Was soll ich denn machen, wenn ich nicht mehr singen kann? Sagen Sie mir doch, daß es eine Hilfe gibt; ich will ja alles tun.“ Leicht geärgert und leicht gerührt, wie sie war, von jedem Moment beherrscht, brach sie in jammervolles Weinen aus.

Der Arzt klopfte ihr beruhigend auf die Schulter. „Sie wollten meine ehrliche Meinung wissen, ich hielt es für meine Pflicht, sie Ihnen nicht vorzuenthalten.“

„Und was soll ich tun?“

„Gar nichts! Das Klima von Kairo könnte vielleicht günstig auf Sie wirken; das ist das einzige, was ich Ihnen verordnen kann.“

„O mein Gott!“ stöhnte Antoinette und rang die Hände mit den blitzenden Juwelen, „das ist ja schrecklich! Was soll ich nun machen?“

„Vorläufig nur sich schonen. Beschränken Sie Ihr Auftreten tunlichst, so lange Ihr Kontrakt noch läuft; nachher würde ich Ihnen freilich raten, ihn nicht zu erneuern.“

„Geben Sie mir irgend etwas zum einnehmen, Herr Doktor!“

„Aber ich versichere Sie, das ist alles nutzlos.“

„O, geben Sie mir etwas,“ schrie sie unter Tränen und

stampfte mit dem Fuß den Boden. „Ich will nicht sterben. Ich will nicht mit Singen aufhören! Wenn es auch noch so schlecht schmeckt, ich schlucke alles herunter.“

Der Arzt betrachtete kopfschüttelnd seine hübsche ungebärdige Patientin, er kannte dergleichen und gab als der Klügere nach, indem er ihr irgend eine unschuldige Mixtur verschrieb, deren Rezept Antoinette mit strahlenden Augen einsteckte.

„Das ist doch lieb von Ihnen! Ich werde ganz gehorsam sein; passen Sie auf, es dauert nicht lange, und ich bin wieder gesund.“

„Aber keine Nachtwachen. Keine schweren Weine und Speisen, mit einem Worte — keine Soupers,“ drohte der Doktor mit aufgehobenem Finger.

Antoinette machte ein sehr langes Gesicht. „Und Sie glauben wirklich, daß das alles die Folgen des abscheulichen Schiffbruchs von damals sind?“

„Ohne allen Zweifel. Sie haben sich nachher nicht genügend geschont.“

„Aber Ihre Medizin wird mir helfen,“ meinte sie hoffnungsvoll und barg das Papier wie einen kostbaren Schatz.

„Armes Kind!“ sagte der Arzt, der hübschen, eleganten Erscheinung nachsehend, zu sich selber, „wie lange wird es dauern, und es geht abwärts — abwärts, bis zum Ende.“

Antoinette fuhr währenddessen nach Hause, aber je weiter sie kam, je mehr sank ihr das Herz. Wenn der Doktor doch recht behielt? Sie sah zurück auf ihre Vergangenheit und zog zum erstenmal ein Fazit ihres Lebens. Traurig kam es ihr vor. Man hatte ihr gehuldigt, von Triumphen war sie zu Triumphen geeilt; Mangel oder Not kannte sie nicht mehr, seitdem sich ihr die Pforten des Kunsttempels geöffnet. Sie wußte aber noch recht gut, was es bedeutete, arm zu sein! Wenn sie nicht mehr der Öffentlichkeit angehörte, schwand der größte Reiz, der sie jetzt umgab. Hübsche Mädchen gab es überall, und Jugend und Schönheit vergehen so schnell. Ein Gefühl von Angst krampfte ihr plötzlich das Herz zusammen

Wenn der Doktor recht hätte! Wenn die Medizin wirklich nichts half!

Sterben! Sie hatte noch nie daran gedacht! Wann hätte sie dazu Zeit haben sollen? Ihre Tage waren ausgefüllt mit Zerstreuungen, ihre Abende mit Flittern und bunten Seidenröckchen, süßen Worten, Schmeicheleien und Champagnerschaum. Im Grunde gefiel ihr das Leben! Sie hatte nur einmal ernstlich daran gedacht, es mit einem andern zu vertauschen, als sie in den schönen Hafften verliebt war. Aber das war längst vorüber; der Haß, den sie jetzt gegen ihn empfand, gipfelte mehr in ihrer verwundeten Eigenliebe und Eitelkeit, als in irgend einem tieferen Gefühl.

Am besten wäre es schon, sie ginge nach Kairo; aber die Reise kostete Geld, und wenn sie hier ihre Stellung aufgab und ihre Freunde verließ, wer würde dann noch lange an sie denken! Sie wußte, daß sie von ihrer Zofe, ihrer Wirtin unablässig bestohlen worden war; die großen Summen, die sie aus Amerika mitgebracht, waren in ihren Händen zusammengeschmolzen. Was hatte sie bisher danach gefragt! Leicht verdient, leicht verloren, das war überall der Lauf der Welt. Aber arm konnte sie nicht wieder werden! In der Erinnerung an die kalten Stuben, die geflickten Kleidchen, das billige Essen schauderte sie. Noch hatte sie ja die Papiere, für deren Herausgabe ihr Hafften jede Summe geboten; und er war reich, er würde froh sein, sich loskaufen zu können, wenn sie auch viel Geld forderte. Die Papiere erschienen ihr auf einmal als ein wichtiger Faktor, mit dem zu rechnen es sich lohnte.

Eilig sprang sie aus dem Wagen, die Treppe hinauf und an den Schreibtisch. Wenige Worte, und er war von ihrer Absicht in Kenntnis gesetzt. Sie dachte in diesem Augenblick nicht daran, ob es ihm eine willkommene Beruhigung sein würde, sie dachte auch nicht daran, was sie einstmals für Hoffnungen an diese Papiere geknüpft. Der Preis allein war ihr alles! Je eher die Sache geregelt wurde, je besser war es. Besser freilich ständen jetzt wohl die Dinge, wenn sie klüger gewesen

und ihn am Weihnachtsabend nicht zum Zorn gereizt hätte; aber trotzdem würde er kommen, es galt nur noch, ihn so hoch wie möglich zu nehmen.

Völlig von diesem Gedanken beherrscht, klangen die wenigen Zeilen so dringend, so verheißungsvoll, daß er kaum zögern würde, sie sofort aufzusuchen. Ein kleiner Bursche brachte sie in das Kasino. Antoinette wußte, daß heute der Tag des allwöchentlichen Liebesmahles war, und da ihr augenblicklich nichts daran lag, Ärgernis zu erregen, wählte sie diesen Weg, ihre Botschaft in Hafftens Hände gelangen zu lassen. —

Es dunkelte bereits draußen. Die mächtigen Gaskronen flammten und beleuchteten drinnen dasselbe bunte, etwas wüste Bild. Hafften war sehr animiert, er hatte in letzter Zeit öfter vorgezogen, seine Sorgen und unbehaglichen Anwandlungen mit Wein zu betäuben. Er macht alles so leicht und färbt die Zukunft rosig. Die Ordonnanz brachte auf einem kleinen silbernen Brett den Brief, der soeben an den Freiherrn abgegeben worden war; Hafften öffnete ihn unter den Neckereien seiner Kameraden. Nachdem er den Inhalt überflogen, warf er übermütig den Kopf in den Nacken.

„Die Weiber, die Weiber," sagte er mit triumphierendem Lächeln, „zeigt ihnen nur, daß ihr sie nicht einst nehmt, und sie laufen euch selber nach. Darin bleibt sich jede gleich!"

„Holla," rief Tarsen, „da müßte man schon so ein moderner Rattenfänger sein wie Sie, Hafften; uns passiert das nicht so leicht."

„Nun — und?" flüsterte ihm vertraulich sein Nachbar zu, als der Oberleutnant mit lauter Stimme Champagner bestellte.

Hafften knipste die Spitze seiner Zigarre ab und zog das brennende Spiritusflämmchen zum anzünden näher zu sich. „Mir eilts nicht!" meinte er achselzuckend, inspizierte aber doch mit schnellem Blick die Uhr, die kurz vor Sieben war.

„Ein Billetdoux — ein Rendezvous?" fragte der Kamerad an der andern Seite mit neidischem Blick, denn obgleich er

gern als Don Juan gelten wollte, hatte er wenig Glück bei den Damen. Wenn Ihnen nur nicht einmal mit eigener Münze heimgezahlt wird."

Der Oberleutnant maß den Sprechenden von oben bis unten und wandte sich dann zur Seite: „Ich glaube, Sie haben schon zu viel getrunken," meinte er wegwerfend, „deshalb verlange ich keinen Kommentar zu Ihren Worten."

„Vielleicht erleben wir es doch noch," murmelte der so Abgefertigte in den Bart, „es ist eine Affenschande."

Hafften schien nicht genug bekommen zu können mit Trinken. Machte der in Aussicht stehende Sieg über das einzige drohende Hindernis auf seinem sonst so ebenen Lebenswege ihn so übermütig? Antoinette hatte geschrieben: „Ich erwarte Dich heute abend noch bestimmt; sehr wichtige Besprechungen mit Dir wegen Deiner Papiere. Komm auf alle Fälle." — Sie hatte sich die Sache also überlegt und war bereit, nachzugeben; es hieß jetzt nur, den Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Morgen konnte sie bei ihrer Veränderlichkeit schon wieder andern Sinnes sein. Es mußte also heute abend noch geschehen. Vor dem Auftreten war es bereits zu spät, also blieb ihm nur noch das Kolosseum übrig. Der Zeiger der Uhr rückte weiter und weiter, Hafften vergaß manchmal, darauf zu sehen; endlich begannen einige der Herren aufzubrechen, und nun sprang auch er in die Höhe, schnallte den Säbel um und kam auf die Straße. Von den Türmen schlug es halb Zehn. Wenn er noch zur Zeit kommen wollte, war kein Augenblick zu verlieren. Es fiel ihm zwar ein, daß er in Uniform sei, und das Kolosseum nicht zu den Lokalen gehörte, deren Besuch in Uniform gestattet war; aber die glückliche Sorglosigkeit, die einige Gläser Sekt verleihen, ließ ihn das nicht allzu schwer nehmen. Er knöpfte den Paletot zu, sprang in die nächste Droschke und fuhr hinaus.

Der Portier betrachtete ihn verwundert, es schien, als wolle er seinem Erstaunen in Worten Ausdruck geben. Aber ohne darauf zu achten, stieg Hafften mit nicht ganz sicheren

Schritten die Treppe hinauf, trat in die Loge, setzte sich aber ganz in den Hintergrund, kaum einigen wenigen Blicken zugänglich.

Der Vorhang war soeben im Begriff zu fallen, er sah in dem verschwindenden Spalt nur noch ein rotes Seidenröckchen und wußte nun, daß er zu spät gekommen, daß Antoinettes Auftreten bereits beendet sei. Ungefähr eine halbe Stunde blieb er noch sitzen, verließ dann das Theater, und stellte sich draußen vor dem Eingange auf. Die Hände in den Taschen seines Paletots vergraben, den Säbel, der jeden Schritt klirrend begleitete, lang nachschleppend, ging er auf und ab, nur von dem einen Gedanken beherrscht, die Chansonette heute noch zu sprechen. Einige aus dem Publikum verließen bereits das Haus, die Straße herab taumelte aus irgend einem Lokal ein Trunkener; da kam Antionette. Aber sie war nicht allein; an ihrer Seite ging mit kleinen, kurzen Schritten ein elegant gekleideter, schmächtiger junger Mann, durch kostbaren Pelz, Schnabelschuhe und mächtigen Stock mit Goldknopf den Nachwuchs irgend eines reichen Bankhauses dokumentierend. Er sprach eifrig auf Antoinette ein, und sie hörte scheinbar so interessiert zu, daß sie vergaß, auf Hafften zu achten, der stehen blieb und dem Paar entgegensah. Er überlegte einen Augenblick, ob die ganze Sache Komödie war, angezettelt ihn zu ärgern, oder ob die Chansonette nicht auf gute Manier von ihrem Begleiter loskonnte, und wie er sich dabei zu benehmen habe. Seine Eitelkeit fühlte sich durch dies scheinbare Übersehen auf das tiefste verletzt. Wer war er, daß ihm das passieren konnte! Noch dazu um dieses kleinen, geschniegelten Herren willen, den er hochmütig übersah. Vergessend, daß er Uniform trug und deshalb besser tat, jetzt nach Hause zu gehen, kehrte er, nur in der Absicht, Antoinette zu zwingen seine Gegenwart anzuerkennen, ohne rechte Überlegung, plötzlich hastig um. Rasselnd fuhr der Säbel mit ihm herum, und, während Hafften halblaut und herrisch: „Toinette!" rief, dem taumelnden Trunkenen, der indessen die Straße herab dicht

hinter Hafften gelangt war, zwischen die Beine. Allen Haltes beraubt fiel er nun auf das Trottoir. Ein dumpfes Aufschreien, eine Flut lallender Schimpfreden auf den glänzenden Offizier, dessen Knöpfe im Strahl einer indiskreten Laterne aufblitzten, war die Folge. Der junge Bankier drehte sich bei dem unerwarteten Geräusch um und betrachtete erstaunt die sich seinen Blicken darbietende Szene. Antoinette, der die Situation komisch erscheinen mochte, und die allein wußte, was Hafften gegen allen Gebrauch in Uniform hergeführt, lachte laut und ausgelassen auf.

Mit einem Schritt war er an ihrer Seite. „Toinette!“ wiederholte er noch einmal, diesmal im drohenden Tone.

„Was wünschen Sie, Herr Baron?“ Ihre Antwort klang spöttisch und herausfordernd.

Josef Lazare, der mit prüfendem Blick die Hünengestalt seines Nebenbuhlers gemessen, hielt es für klüger, die Augen abzuwenden und zu tun, als habe er nichts gehört.



„Ich will dich sprechen!“ schnauzte Hafften, den ihr Begleiter im Grunde genommen blutwenig kümmerte.

„Kann nicht.“ Sie zog die Schultern in die Höhe und drückte auch noch pantomimisch ihr Unvermögen aus. Sprach doch Lazare soeben von einer projektierten Reise

nach dem Orient und seinem Schmerz, die schöne Antoinette zurücklassen zu müssen.

„Dein Brief heute abend.“

„Kann nicht! Ein anderes Mal.“

Sie lächelte, und er fluchte in sich hinein. Dieses Weib brachte ihn systematisch zur Verzweiflung! Endlich hatte er geglaubt am Ziel zu sein, endlich! Und nun, im letzten Moment, sah er sich wieder getäuscht.

„Dort steht mein Wagen,“ sagte der kleine Bankier und wies auf ein elegantes Coupé, dessen Kutscher fast unter seinem mächtigen Pelzkragen verschwand. „Kommen Sie, Antoinette, Kälte schadet Ihrer Stimme, und es ist kalt.“

„Viel Vergnügen!“ murmelte Hafften ironisch und griff an die Mütze; es war die einzige Möglichkeit, seinem Zorn Ausdruck zu geben.

Der Wagen rollte davon. Er ballte die Faust, als er ihm nachsah. In den weichen Kissen sagte Lazare zu der Dame seines Herzens: „Antoinette, machen Sie mich nicht eifersüchtig; die Herren Offiziere sind nicht meine Passion, sie bringen mir das Blut in Wallung. Frauen sind töricht! Das doppelte Tuch tut es ihnen so leicht an.“

Und sie antwortete darauf lachend: „Als ob es uns nicht in euren Augen doppelten Wert gäbe, wenn ihr seht, solche Leute bemühen sich um uns! Hafften war meinetwegen heute in Uniform im Kolosseum. Ist Ihnen das noch kein Beweis, daß er in mich verliebt ist?“

„Ob Sie ihn auch ganz so schlecht behandeln wie mich?“ fragte er zweifelnd.

Die Sängerin lachte hell auf; eine andere Antwort schien ihr nicht von nöten. —

Eine halbe Stunde später betrat Hafften die kleine Weinstube, in der die Ulanen gewöhnlich zu frühstücken pflegten. Sie war um diese Zeit leer, und da er wütend war und niemand mehr sehen mochte, wählte er diesen Aufenthalt. Er konnte es sich nicht ganz verhehlen, daß er einen leichtsinnigen Streich gemacht, der ihm noch dazu nicht das Erhoffte ein-

gebracht hatte. Das Kolosseum, so oft es im allgemeinen von Offizieren besucht wurde, gehörte doch nicht unter die Lokale, in denen man sich öffentlich in Uniform sehen lassen durfte. Er erinnerte sich zwar, sehr vorsichtig gewesen zu sein, aber über den Zufall ist eben niemand Herr. Wenn Deesenberg dort gewesen und ihn bemerkt hätte! Der Mensch war ihm sehr unbequem mit seinem ruhigen, prüfenden Blick, der immer etwas an dem zu tadeln schien, was er um sich herum sah.

Hafften bestellte eine Flasche Rüdesheimer, dann noch eine und wieder eine. Der Wein ist das beste Mittel gegen allerlei dumme und schwarze Gedanken; warum sollte er nicht im Wein Vergessen suchen. Und das hatte er reichlich getan, als er endlich schwerfällig aufstand und nach Hause ging. —

Aber jedes Heute hat ein Morgen! Evelyn war längst aufgestanden, als Hafften endlich die schweren, brennenden Lider hob. Er hatte keinen Dienst und durfte sich eine verlängerte Ruhe also gönnen. Heute, das nahm er sich fest vor, wollte er mit Antoinette alles ins reine bringen, sobald er nur erst das physische Unbehagen völlig überwunden.

Der neue Tag ließ ihn immer alles Geschehene in milderem Lichte sehen, und als er gut gefrühstückt, regte ihn sogar das Erscheinen einer Ordonnanz nicht auf, die mit der wohlbekannten schwarzen Mappe in das Zimmer trat. Hafften las:

Regimentsbefehl.

„Ich wünsche die Herren Offiziere des Regiments um 2 Uhr im kleinen Kasinosaal zu sprechen.“

Oberst Graf Beutler.

Franz von Hafften sah auf die Uhr. Er hatte noch lange Zeit bis dahin. Was mochte es gegeben haben, daß der ‚Alte‘, wie sie den gestrengen Kommandeur unter sich zu nennen pflegten, eine solche Versammlung berief? Nur flüchtig zog ihm der Gedanke durch den Kopf, daß vielleicht er selbst und der gestrige Abend schuld daran sei; aber er verwarf ihn sofort. Wie sollte er Oberst jetzt schon davon unterrichtet sein

können! Es müßte denn jemand ihn gesehen und angezeigt haben. Aber unter den Kameraden war niemand, dem er dergleichen zugetraut hätte. Wenn Deesenberg dagewesen wäre! Dann wäre es möglich gewesen, denn dieser Gamaschenknopf mit seinen philiströsen Ansichten, seinen Begriffen von Pflicht und Ehre entzog sich eben vollkommen der Beurteilung eines Kavaliers, wie Hafften sich zu sein rühmte. Als er an der Kommandantur vorüberging, kam der Regimentsadjutant soeben heraus. „Na, Adler,“ sagte Hafften, über den Bart streichend, ganz vertraulich und schob seinen Arm unter denjenigen des Kameraden. „Was gibt es denn heute Absonderliches?“

Adler zuckte die Achseln. „Bei Gott, ich weiß auch nichts Genaueres. Der Alte ist fuchsteufelswild, so daß ich froh war, als ich die Türe von außen in der Hand hatte. Jede direkte Frage hätte den Brand nur geschürt. Irgend eine faule Geschichte muß es gegeben haben.“

„Wissen Sie nicht in welcher Art? Ungefähr läßt sich doch die Sache zusammenreimen.“

„Der Oberst murmelte etwas von leichtsinnigen, jungen Herren, denen die Ehre, unsere Uniform zu tragen, so sehr in Fleisch und Blut übergegangen sei, daß sie daraufhin am unrechten Platz sündigen — von Exempel statuieren usw. Sie kennen ja die Donnerkeile unseres Jupiter. — Mich läßt es kalt, ich bin so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.“

„Es scheint also Skandal gegeben zu haben!“

„Skandal in einer oder der anderen Form, in den einer von uns, wahrscheinlich in Uniform, mit verwickelt war.“

„Na ja, ich dachte mir's,“ sagte Hafften resigniert; kein Zweifel, er mußte jetzt die Suppe auslöffeln, die er sich gestern abend eingebrockt hatte. Der nichts ahnende Adjutant fuhr fort, seinem bedrückten Herzen Luft zu machen.

„Hol' der Henker den Dienst, wenn der Alte so gelaunt ist wie heut! Da braucht man wahrlich nicht erst zu sagen: Gott straf mich; man ist ohnehin schon gestraft genug. Nichts war ihm recht zu machen, bei jeder Gelegenheit grunzte er

mich an. Mit dem unbekannten Missetäter müßte ich nachher noch ein Hühnchen rupfen."

„Bah," fiel Hafften ihm in die Rede und legte die Hand auf seinen Arm, „wer Pech haben soll! Vielleicht klärt sich noch alles auf."

„Aber ich habe mein Fett weg," knurrte der Adjutant ingrimmig.

Je näher sie dem Kasino kamen, desto auffälliger mehrte sich die Zahl der Offiziere, die demselben mit gespannten Gesichtern zuströmten. Einige begrüßten sich lachend, andere mit gedrückten Mienen. Man konnte ja nicht wissen, was es gab; und eine heimliche kleine Torheit hatte so mancher auf dem Gewissen. Die Miene des Adjutanten war auch nicht gerade geeignet, die Gemüter zu entlasten; im Gegenteil er wandte sich ernst an die jungen Kameraden und sagte mit prophetischem Ton: „Diesmal gibt es ein olympisches Strafgericht, der Alte spuckt Feuerflammen."

Dann wurde es still im kleinen Saal; die mächtige Uhr, ein wahres Kunstwerk, hob zum Schlage aus. Als der letzte verklungen, öffnete sich die Türe, und der Oberst trat ein. Seine kleinen graublauen, stahlharten Augen überflogen die Versammelten, dann begann er in sehr schroffem Ton: „Meine Herren, es ist eine außerordentlich unangenehme Sache, die mich zu dem heutigen Schritt veranlaßt hat. Ich setze voraus, daß Sie alle nach dem Gehörten meine Empfindungen teilen und mich außerdem in den Stand setzen werden, streng gerecht zu urteilen."

Er zog bei diesen Worten ein Zeitungsblatt aus der Tasche, an dessen einem Rand ein breiter roter Strich lief, und begann die so gezeichnete Notiz vorzulesen.

„Seit dem Auftreten der hübschen Diva, Mademoiselle Antoinette, hat nicht allein der Direktor des Kolosseums volle Häuser, sondern das Lokal scheint sich auch derartig emporgeschwungen zu haben, daß Offiziere in Uniform sich nicht mehr scheuen, es zu besuchen. Wenigstens konstatierten wir gestern mit eigenen Augen die Anwesenheit eines Ulanen-

offiziers, dem indessen dieser erste Versuch beinahe übel bekommen wäre, indem er dicht vor den Pforten des Musentempels mit einem Trunkenen karambolierte. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung sollten die Herren vorsichtiger sein und in dem souveränen, aristokratischen Standesbewußtsein, das ihnen innewohnt, nicht glauben, daß jeder andere, minder bevorzugte Sterbliche kritiklos ihren Handlungen gegenübersteht."

Der Oberst faltete das Blatt zusammen. Es war so still in dem Zimmer, daß man das Knistern des Papiers deutlich hörte. „Das, meine Herren, bekam ich heute morgen unter Kreuzband, mit Rotstift gezeichnet, zugeschickt. Es ist ein ganz niederträchtiges Käseblatt und das Organ einer Partei, die uns überhaupt nicht wohl will, daher frage ich Sie nun, meine Herreu, ist das wahr? Und wenn, wer von Ihnen hat sich wirklich so weit vergessen?"

Ein unwilliges Murmeln lief durch den Saal. Alle die blonden und dunklen Köpfe schüttelten ablehnend; nur Hafften trat ohne Besinnen einen Schritt vor und sagte in dienstlichem Ton: „Ich, Herr Oberst!"

„Sie?" Der Kommandeur war augenscheinlich unangenehm überrascht. Mit einem der jüngeren Herren hätte sich die Sache viel leichter gemacht, Hafften aber nahm im allgemeinen eine gewisse Ausnahmestellung im Regiment ein und war kühn genug, dieselbe überall zu fordern. Wie er jetzt vor dem kleinen, dicken Obersten stand, etwas blaß und mit dem eigentümlichen Flimmern unterdrückter Gemütsbewegung in den Augen, die herkulische Gestalt in tadellos strammer Haltung, konnte man nicht anders als mit Wohlgefallen auf ihn blicken; und merklich sanfter klang die Stimme des Inquirierenden, als er sagte: „Wollen Sie mir ganz genauen Bericht über das Vorgefallene erstatten!"

„Ich bin gestern abend gegen 10 Uhr direkt vom Kasino aus, allerdings in Uniform, in das Kolosseum gefahren, da ich Ursache hatte, zu einem gewissen Zeitpunkt dort einzutreffen und mir keine Zeit mehr zum Umziehen blieb. Ich glaubte es riskieren zu können, da ich spät kam, sofort in



eine leere Loge hinaufging und mich dort auch so setzte, daß niemand mich bemerken konnte; meines Erachtens wenigstens nicht. Als ich das Kolosseum verließ, war das gesamte

Publikum noch darin. Auf der Straße begegnete mir niemand weiter als ein Herr und eine Dame. Als ich denen auswich, stolperte ein sehr reduziert aussehendes, augenscheinlich betrunkenes Individuum über meinen Säbel und fiel. Ich hörte allerdings hinter mir her lamentieren, bekümmerte mich aber nicht weiter darum." —

„Und das ist alles?"

„Alles, Herr Oberst!"

„Nun, ich will wünschen, daß sich die Sache so verhält; Ihretwegen, Herr von Hafften, und daß es mir gelingt sie niederzuschlagen, ehe sie noch unangenehmere Konsequenzen für Sie mit sich bringt. Diese infame Presse bemächtigt sich mit satanischer Freude einer jeden Sache, die unsern Stand nur irgendwie angreifen und schädigen kann; und wir sind ihr gegenüber machtlos. Ich bitte Sie, meine Herren, stets, selbst in Momenten des Leichtsinns, daran zu denken, daß bei uns vor allen Dingen das ‚noblesse oblige' gilt. Wie man auf uns sieht, davon haben Sie soeben den besten Beweis bekommen. Ihnen, Herr von Hafften, sehe ich mich veranlaßt drei Tage Stubenarrest zuzudiktieren, den Sie mit heute anzutreten haben. — Ich danke, meine Herren!"

Er griff nach seiner Mütze und ging hinaus, dem Adjutanten, der ihm folgen wollte, ungnädig abwinkend. Der Oberleutnant war noch immer sehr blaß, seine Brust arbeitete, die Nasenflügel zitterten; es war das erste Mal in diesem Regiment, daß er eine Strafe abbüßen sollte, und es wurmte ihn mächtig.

„Sie waren also das Karnickel," sagte Adler, auf ihn zutretend, mit gutmütigem Spott. „Wo steckte denn wieder das Weib, Hafften, das Sie zu dem unüberlegten Schritt veranlaßte?"

Der Oberleutnant zog die Stirn in Falten. „Ich bin jetzt nicht zum scherzen aufgelegt," antwortete er barsch. „Wenn ich aber den schuftigen Reporter wüßte, bei Gott, er müßte mir vor die Klinge. Und wenn der Alte glaubt, mich nun ducken zu können, so mögen Sie ihm nur gleich mein

Abschiedsgesuch unterbreiten, Adler; ich habe es Gott sei Dank nicht nötig Offizier zu spielen, wenn die Verhältnisse mir nicht passen."

„Aber so seien Sie doch nur ruhig," begütigte der Adjutant den Erregten, „Himmel, das läßt sich doch am Ende noch verwinden!"

„Ich hätte es nur sein sollen," meinte Tarsen und steckte seinen Lockenkopf zwischen die beiden. „Auf mich hat der Alte so wie so einen Zahn, da hättet ihr was erleben können!"

Hafften empfand wohl, daß sie ihn alle trösten wollten. Bei den meisten Kameraden stand er in nicht geringerem Ansehen wie bei den Vorgesetzten, da er für jeden offene Hand und offenes Haus hatte, die tollsten Streiche gut hieß und nirgends Spielverderber war, wenn sie auch im allgemeinen seine Heftigkeit scheuten; aber jetzt berührte ihn jedes Wort peinlich und entwölkte seine Stirne nicht. Auf der Straße trennte er sich von ihnen und hatte nur ein stummes Nicken auf Adlers geflüstertes: „Auf Wiedersehen! Ich komme erst, wenn es dunkel wird."

In sehr böser Gemütsstimmung kam der Oberleutnant nach Hause, entledigte sich seiner Uniform, stellte den Säbel, der ihm nun für drei Tage entzogen wurde, in die Ecke seines Zimmers und warf sich auf die Chaiselongue. Hatte Antoinette die Hand im Spiel? War das Ganze eine Falle gewesen, den Leichtgläubigen zu fangen?

Evelyn, die besorgt hereinkam, um zu fragen, ob er krank geworden, hatte böse Stunden. Sie war zwar nie gewöhnt, daß er sich ihr gegenüber besonders zu beherrschen suchte, besonders aber empfand sie das in letzter Zeit. Sie versuchte jedoch sich in seine bösen Launen zu finden, seitdem sie wußte, es drückte ihn eine Sorge. Wie sehnte sie sich danach, daß er nur einmal offen darüber zu ihr sprechen sollte! Es kam ihr vor, als würde damit schon ein Teil des Hindernisses fallen; aber je launischer und mürrischer er wurde, je mehr er sie sich selbst überließ, desto furchtsamer und verschwiegener wurde sie. Evelyn erfuhr auch nicht,

weshalb der Adjutant in der Dämmerung zu ihrem Gatten kam und nach kaum fünf Minuten das Haus wieder verließ. Als sie eintrat, um den Herren eine Erfrischung anzubieten, war Hafften bereits wieder allein, und den Säbel, den Adler unter dem langen Mantel mit aus dem Hause genommen, vermißte sie nicht; sie glaubte in der Tat an ein Unwohlsein ihres Mannes.

„Soll ich dir Gesellschaft leisten, Franz?" fragte sie freundlich und machte Miene sich zu ihm zu setzen.

„Um Gotteswillen nein! Laß mich allein, dann ist mir am wohlsten."

Evelyn ging. — Jeder Mensch hat empfindliche Stellen, an denen man ihn nicht fassen darf, ohne ihn zu verletzen; und gerade diese berührte Hafften bei seiner Frau sorglos und ohne alle Schonung fast täglich. —

Wirklich war für ihn das Alleinsein eine Beruhigung. Er sann und grübelte, wie er es anfangen sollte zu erfahren, ob Antoinette ernstlich willens sei, die Papiere herauszugeben In diesem Falle konnte es für ihn recht unangenehme Folgen haben, daß er hier so untätig verharren mußte. Die Chansonette erwartete ihn vielleicht, und ihr wandelbarer Charakter schlug, sobald sie sich getäuscht sah, wieder in das Gegenteil um. Er lag und sann und grübelte. Draußen war es mittlerweile dunkel geworden, notdürftig nur erhellte der Laternenschein sein Zimmer. Er hörte, daß draußen die Klingel ging; gleich darauf trat sein Bursche ein und brachte einen Brief.

„Der Bote wartet draußen, Herr Leutnant."

Hafften riß ein Zündholz an und sah beim flackernden Aufflammen Antoinettes Handschrift.

„Soll warten! Wo ist die gnädige Frau?"

„Auf eine Stunde zur Frau Kommerzienrätin hat die Marie gesagt." Inzwischen war Licht gemacht, Hafften riß das Kuvert auseinander und überflog die Zeilen; das Blut schoß ihm in das Gesicht.

„Ich werde läuten, so lange soll der Bote bleiben,“ sagte er und beschattete das Gesicht mit der Hand.

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Was stehst du noch da? Mach, daß du hinauskommst,“ fuhr dieser auf.

„Der Säbel ist weg, Herr Leutnant, ich kann ihn nicht finden,“ stotterte der Bursche ängstlich.

„Laß ihn zum Teufel sein, er wird sich schon wiederfinden; putze so lange einen von den alten,“ rief Hafften, dem die Frage des Burschen in diesem Augenblick wie Malice erscheinen mußte. — Antoinette forderte ihn auf zu kommen — sogleich!

‚Ich bin heute abend frei‘, schrieb sie ihm, ‚und möchte ein letztes Wort mit Dir wegen der Papiere sprechen. Du wirst mich bereitwillig finden, sie Dir auszuliefern; aber komm bestimmt! Gestern abend war es mir unmöglich.‘

Sie war bereit; er aber saß hier mit gebundenen Händen. Sollte er ihr schreiben, er sei krank, verhindert, oder sonst etwas? Sie glaubte es ihm nicht, oder kam gar in Person her! Evelyn durfte nie etwas von seinen Beziehungen zu Antoinette erfahren; er kannte seine Frau genau — das würde sie ihm nicht verzeihen. Er lief rastlos im Zimmer auf und ab, spähte auf die Straße und konnte zu keinem Entschluß kommen. —

Freiheit! Zum ersten mal begriff er Inhalt und Tragweite dieses Wortes! Was tun? Er warf sich in den Sessel und stützte den Kopf in die Hand. Mit einem Schlage konnte alles wiedergewonnen sein, jedenfalls Ruhe vor der quälenden Sorge, die ihn in letzter Zeit oft genug gepeinigt. Nun saß er hier und konnte nicht fort! Stubenarrest — Arrest auf Ehrenwort! — War es eine absolute Notwendigkeit wieder alles aufs Spiel zu setzen, nur weil ein Begriff, ein Phantom ihm gebot: — Nein! — War es aber wirklich nichts weiter wie ein Begriff? War seine persönliche Ehre damit nicht eben so sehr verknüpft wie mit jenen Briefen, die

als drohende Gespenster so lange schon seinen Lebenshimmel umdüsterten? —

Franz von Hafften kämpfte einen schweren Kampf. Er wußte genau, was seiner wartete, sobald man ihn, über den Stubenarrest verhängt war, auf der Straße traf. Er war ehrlich genug sich zuzugeben, wie er selbst im gleichen Fall über einen Dritten urteilen würde; aber die Versuchung blieb trotzdem eine unmenschliche.

Nicht Antoinette lockte ihn, denn er war augenblicklich nicht in der Laune, derartige Torheiten um eines Weibes willen zu begehen, sondern der brennende Wunsch, los und ledig aller Fesseln zu werden. Je länger er auf den Zettel in seinen Händen sah, je mehr schien ihm, als läge zwischen den Zeilen die versteckte Drohung: „Kommst du heute nicht, will ich das nächste Mal nicht!" Er kannte auch zur Genüge die Wahrheit des alten Wortes: aufgeschoben ist aufgehoben! — Und dennoch — er konnte sich nicht entschließen!

Seine Ehre als Offizier stand auf dem Spiel. — Er fluchte und stieß mit dem Fuß auf den Boden, doch der Versucher kam wieder und flüsterte ihm zu: „Wer weiß es denn, wenn du den Arrest brichst? Das ganze Regiment ist heut zum Souper beim Grafen Rothfeld; niemand wird dich sehen oder dir begegnen. Keiner in deinem Hause hat eine Ahnung, weshalb du hier bist! Riskiere es! Dem Mutigen gehört die Welt!" Und:

„Nein!" sagte er laut und drückte auf die Klingel, dem Boten eine abschlägige Antwort zu geben. — Als dieser aber vor ihm stand, sagte Hafften ohne Zögern:

„In einer Stunde bin ich da."

Er war selbst erstaunt über seinen schnellen Entschluß; aber nun es geschehen, fand er ihn selbstverständlich. Was half alles Zögern; ein rascher Hieb, und der gordische Knoten war gelöst. Das abscheulichste der Welt sind Zweifel; nun er diese überwunden, fühlte er sich wieder ganz als Mann der Tat, der er sonst immer war. Er warf den Kopf mit jener stolzen Gebärde in den Nacken, die er immer

an sich hatte, sobald er mit sich zufrieden war. Er wollte handeln! Jede Tat war richtiger als dies feige Abwarten; selbst eine Tat auf Kosten der Pflicht. Es gibt keine Fessel sobald es sich um unser eigenes Wohl und Wehe handelt! Das war stets sein unausgesprochener Grundsatz gewesen; kein Wunder, wenn er auch diesmal nach ihm handelte. —

Kaum eine Viertelstunde später hatte Hafften das Haus verlassen. Niemand sah ihn gehen; es war auch besser, man glaubte ihn ruhig in seinem Zimmer. Kam Evelyn zurück und entdeckte seine Abwesenheit, würde sie sich nicht besonders wundern. Es war also alles auf das beste vorbereitet; er konnte ohne viel Angst und Gewissensskrupel seinen Weg antreten. Gern und aus freien Stücken ging er ihn ja nicht, aber hatte ihm das Schicksal wohl eine andere Wahl gelassen?

---

## X.

In Deesenbergs Wohnung saßen, ungefähr um dieselbe Zeit, dieser und Gernshausen am Teetisch, dessen zerstörte Ordnung aber verriet, daß man bereits zum gemütlichen Plaudern und Rauchen übergegangen war.

„Im Ernst, Deesenberg,“ der andere knipste die Spitze einer neuen Zigarre ab und sprach beim Anrauchen etwas undeutlich, „ich begreife gar nicht, warum Sie nicht heiraten! Keiner ist mehr geeignet zum Ehemann, wie gerade Sie. Meine Braut machte neulich übrigens dieselbe Bemerkung.“

„Ich heirate nie!“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nicht reich genug bin, eine Frau so zu stellen, wie ich es für die meinige wünschenswert finde.“

„Aber dann nehmen Sie ein reiches Mädchen! Ich wette, es würden viele Mütter glücklich sein, Ihnen ihre Töchter mitsamt ein paar tausend Talern an das Herz legen zu können!“

„Meinen Sie?“ Deesenberg legte die Zigarre beiseite und sah sein Gegenüber voll an. „Nun, da wir einmal gegen meinen Willen auf dies Thema gekommen sind, will ich Ihnen meine Ansicht nicht vorenthalten, selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen ausgelacht zu werden. Gleichheit der äußeren Verhältnisse ist notwendige Lebensbedingung! Eine reiche Frau daher nur deshalb nehmen, weil man keine arme erhalten kann, ist in meinen Augen unehrenhaft!“



„Auch wenn Sie die reiche zufällig lieben sollten?“

„Auch dann geböte mir meine Ehre, mich zurückzuziehen, um nicht als Glücksjäger zu gelten.“

„Das nenne ich baren Unsinn,“ sagte Gernshausen ärgerlich. „Angenommen also, Sie lieben ein reiches Mädchen —, so sagen Sie ihr das aber nicht, weil Sie fürchten als Glücksjäger betrachtet zu werden; fragen die Betreffende auch nicht: ‚liebst du etwa mich?‘ — Sie überlassen sie kaltblütig einem andern, dessen Empfinden weniger subtil ist wie das Ihrige, und machen sie dadurch vielleicht unglücklich! Das ist in Ihren Augen dann wohl ehrenhafter! Außerdem,

unterschätzen Sie doch nicht, daß Sie für die lumpigen Taler Ihrer Gattin Stellung und Ansehen geben, was doch heutzutage auch in das Gewicht fällt."

Deesenberg war aufgestanden und machte sich schweigend an der andern Seite des Zimmers zu schaffen. Gernshausens Worte waren auf ihn wie Keulenschläge gefallen. Wäre er doch vielleicht imstande gewesen, Evelyns Leben glücklicher zu gestalten, wenn er weniger empfindlich in Bezug auf ihr Geld gewesen wäre? — Als das Schweigen immer noch andauerte, rief der andere herüber:

„Sie haben mir meine Meinung doch nicht am Ende übel genommen? Unsinn, Deesenberg, seien Sie kein Frosch und kommen Sie wieder her. Auf Ehre, Sie sind so ein tüchtiger, guter Kerl, daß ich, offen gestanden, Ihre neueste Tollheit, die mit der Chansonette, nicht recht begreife. Männer wie Sie suchen ihre Herzensregungen nicht in solchen Kreisen."

„In der Tat, diesmal haben Sie recht," sagte Deesenberg mit ehrlichem Abscheu in der Stimme und kam aus seinem Halbdunkel wieder hervor. „Das wäre Profanation."

„Na ja! Aber Mensch, Sie müssen doch Gründe zu Ihrer so offenkundigen Verfolgung dieser hübschen Sünderin haben."

„Die habe ich allerdings!"

„Alle Welt spricht darüber. Sie verderben sich Ihr ganzes Renommé."

„Wer hat es eigentlich aufgebracht?"

„Augenzeugen! Alsdann prahlt Antoinette damit, und die Kommerzienrätin kolportiert es in der Gesellschaft."

„Unmöglich!" rief der Hauptmann ganz verblüfft.

„Geben Sie mir die Berechtigung gegen das Gerücht Front zu machen, es hat mich schon rechtschaffen geärgert, weil Ihnen die Sache so gar nicht ähnlich sieht. Freilich muß ich dazu berechtigt und darüber aufgeklärt sein."

„Das kann ich nicht, lieber Gernshausen," sagte Deesenberg ehrlich und legte dem Freunde herzlich die Hand auf

die Schulter. „Lassen Sie die Leute reden, sie hören schon wieder auf.“

„Bah, so denken Sie nicht; Sie nicht, Deesenberg! Aber zum Teufel, was kann Ihnen denn so die Hände binden?“

„Fragen Sie mich nicht, es ist nicht mein Geheimnis allein!“

„Ah, das klingt bedenklich: Où est la femme?“ scherzte Gernshausen.

Deesenberg nahm keine Notiz davon.

„Verteidigen Sie mich auch nicht, es ist nutzlos und gerade gut so wie es ist; lassen Sie der Sache nur ihren Lauf.“

„Zum Teufel, ich verstehe Sie nicht mehr. Wenn das Ganze nur nicht schließlich auf eine Don-Quichoterie hinausläuft, bei der Sie mit Ihrem Zartsinn den Kürzeren ziehen werden.“

Deesenberg zuckte die Achseln.

„Die Kommerzienrätin war so freundlich mir schon etwas Ähnliches zu sagen.“

„A propos, was halten Sie von der?“

„Eine Giftpflanze, im Sumpf erblüht und im Sumpf lebend! Ich würde meine Frau vor einer Berührung mit ihr sorgfältig hüten,“ sagte Deesenberg gepreßt. „Nur absolut reinen, makellosen Naturen ist solch' Umgang nicht moralischer Tod.“

„Sie denken an die kleine Hafften! Da ist der Mann wohl mehr die Ursache. Er macht der Arnheim meist unverschämt die Cour, und sie nimmt es dito entgegen. Frau Evelyn ist viel zu harmlos, etwas Böses darin zu sehen. Haben Sie übrigens gehört, daß Hafften drei Tage Stubenarrest bekommen hat?“

„Nein! Weshalb?“

„Er war in Uniform im Kolosseum. Natürlich nur einer Marotte der Chansonette zuliebe. Beim Diner erhielt er einen Brief, trank sehr stark und vergaß nachher wohl das Überlegen. Unser Alter hat ihn übrigens gut angeschnauzt. Hafften war außer sich; kreidebleich wurde er, denken Sie

nur, dieser hochmütige, verwöhnte Herr! Na, man soll nicht schadenfroh sein, aber etwas arg treibt er es manchmal, ein kleiner Denkzettel schadet ihm durchaus nicht. Die arme kleine Frau! Meine Toni soll es einmal besser haben!"

„Aber sie liebt ihn trotzdem! Trotzalledem! Ich weiß es!" hätte Deesenberg aufschreien mögen. Was aber hätte das genutzt! Besser war, er schwieg.

„Es ist jetzt auch die höchste Zeit, daß ich zu ihr komme," fuhr Gernshausen heiter fort und sah auf die Uhr. „Begleiten Sie mich ein Stück, Deesenberg, Sie sitzen ohnehin hier, wie der Hamster im Bau zur Winterszeit."

„Gern."

Sie griffen nach Mütze und Säbel und schlenderten die Straßen hinab, bis der erwartete Bräutigam sich von seinem Begleiter trennte und dieser nun allein seinen zwecklosen Spaziergang weiter ausdehnte. Plötzlich, um eine Ecke biegend, blieb er überrascht stehen. Vor ihm ging jemand, der in Haltung und Gebärde überraschende Ähnlichkeit mit Hafften hatte. Eine Ähnlichkeit konnte es ja nur sein; er wußte ja, Hafften war zu Hause, hatte Stubenarrest! Die Mitnahme des Säbels durch den Adjutanten hielt ihn eben so fest in seine Wohnung gebannt, wie Schloß und Riegel.

Deesenberg behielt den Voranschreitenden im Auge. Wunderlich, wie ein Mensch dem andern so ähnlich sein konnte! Das war dieselbe selbstbewußte Kopfhaltung Hafftens, derselbe stolzgetragene Oberkörper und der energische Schritt. Er kannte ihn sehr genau, den einzigen Mann, dem er feind war und doch um Evelyns Willen nicht sein durfte, für den er mehr tat, als ein Freund für den andern. Er hatte sich schon so oft geprüft, was es im Grunde eigentlich war, was ihn so unsympathisch an Hafften berührte! Reizte ihn seine Selbstgefälligkeit, die oft an das Naive grenzende, zur Schau getragene Selbstverherrlichung, sein prahlerisches Wesen oder lautes Lachen, sein schönes Gesicht oder der flimmernde Blick der dunklen Augen, der vor ungeahnten Abgründen in der sonst so seicht scheinenden Seele dieses Mannes warnte?

Er wußte es nicht, nur die leise Stimme seines Gewissens flüsterte ihm wieder vorwurfsvoll zu: „Sein größtes Verbrechen in deinen Augen ist das, Evelyns Gatte zu sein.“

Die Stimme hatte recht; er seufzte, beschönigte aber nichts, nur dann vermochte er erfolgreich gegen sich selber zu kämpfen.

Nun sah er wieder auf den Voranschreitenden, der stehen geblieben war, um sich eine Zigarre anzuzünden. Sie waren die einzigen Passanten in der stillen Querstraße, und Deesenbergs Schritte hallten nun scharf auf dem Trottoir. Der Vordere drehte sich um — Auge in Auge standen sich Hafften und der Generalstäbler gegenüber. Jener fuhr zusammen und dieser wich einen Schritt zurück. Ihre Blicke kreuzten sich wie zwei Schwerter; in dem einen lag Schreck, Zorn und Haß, in dem andern maßloses Erstaunen und verächtliche Begriffslosigkeit. Wie konnte das exakt geschulte, pflichttreue Gemüt eines Deesenberg begreifen, das jemand, sei es aus welchen Gründen es immer sei — den Arrest brach; ebenso gut hätte er sein Ehrenwort nicht zu halten brauchen!



Hafften war sofort überzeugt, daß er vor einem unbestechlichen Richter seiner Handlungen stand und daß dieser Richter um das Geschehene wissen müsse; woher sonst dieser wunderliche Blick, mit dem er noch immer sein Gegenüber festhielt. Sollte er sich vor diesem — gerade vor diesem mit einer Bitte um Verschwiegenheit demütigen? Es war unerträglich, und doch mußte etwas geschehen; der Premier mußte die absolute Sicherheit haben, ob und was der andere wisse. Mit

jenem leichten, chevaleresken Ton, der Hafften immer zu Gebote stand, wandte er sich an den Hauptmann:

„Darf ich um etwas Feuer bitten, Herr Kamerad? Der verdammte Wind verlöscht mir schon das dritte Schwefelholz."

„Bedaure, ich rauche nicht." Eiskalt, nur mit Mühe der Höflichkeit abgerungen, klangen die Worte. Mit einem schnellen Aufblick fuhr Hafften dennoch in seinem früheren Ton fort:

„Sie sind erstaunt, mich hier zu treffen!"

„Allerdings, auf das Höchste betroffen sogar."

„Sie erfuhren also die Vorgänge von heute vormittag?"

„Genügend, um unsere augenblickliche Begegnung unerklärlich zu finden!"

„Nun ja," sagte Hafften mit dem eigentümlichen Auflachen, das ihm eigen, „ich gestehe zu, ich gehöre in meine vier Wände. Aber es gibt doch im Leben Ausnahmen! Ausnahmen, die uns eben ganz unerwartet zwischen zwei Feuer stellen, mit dem brüsken Befehl: ‚Wähle!' Leicht ist mir der Entschluß nicht geworden, ich versichere Sie, aber — was half es! Ich konnte nicht anders."

Deesenberg schwieg.

„Können Sie sich nicht vorstellen, daß es Lebenslagen gibt, in denen man eine Pflicht verletzen muß, um einer anderen gerecht zu werden?"

„Nein."

„Aber das heißt bis zum Kleinlichen herabsteigen!" rief Hafften erregt. „Also Sie würden nicht begreifen, wie z. B. jemand den Arrest brechen kann, um wegen seiner sterbenden Frau nach einem Arzt zu laufen."

„Ist Evelyn etwas zugestoßen?" fragte Deesenberg so erschrocken und tonlos, daß Hafftens mißtrauischer Blick nicht ungerechtfertigt schien. Im nächsten Augenblick wunderte sich der Hauptmann selbst über seine plötzliche Fassungslosigkeit. So ruhig wie Hafften konnte kein Mensch dastehen, der um sein Teuerstes bangte.

„Nein, ich wählte nur ein Gleichnis, um Ihnen zu be-

weisen, daß allzu starres Festhalten an der Form leicht zum Bösen ausschlagen kann," entgegnete der Premier gleichmütig und blieb an der Straßenecke stehen; daß Deesenberg auch noch erfuhr, wohin er sich zu wenden beabsichtigte, schien ihm vor allen Dingen überflüssig.

„Ich kann doch auf Ihre Kameradschaftlichkeit rechnen! Sie werden über unsere Begegnung schweigen," begann Hafften nach einer kleinen Pause. — Wie schwer ihm diese Bitte wurde, ahnte sein Gegenüber jedenfalls nicht. Deesenberg, noch immer in seiner zugeknöpften Art und Weise verharrend, kämpfte augenscheinlich einen schweren Kampf.

„Wenn man mich höheren Ortes nicht fragt, werde ich schweigen. Sie täten aber doch gut, Herr von Hafften, dergleichen zu vermeiden, es kann sich nicht mit Ihrem Pflichtgefühl vereinbaren; das meine wenigstens empört sich dagegen."

Wieder maßen sie sich eine stumme Sekunde.

„Ich danke für Ihre gütigen Ratschläge," sagte Hafften endlich ironisch und lüftete den Hut. Er war in Deesenbergs Hand, ein Wort von diesem konnte ihn für immer unmöglich machen. Mit aller ihm zu Gebote stehenden Selbstbeherrschung unterdrückte er deshalb jede weitere Bemerkung. Was sollte er ihm auch sagen! Sie begriffen einander ja doch nicht. Und vor diesem Menschen hatte er sich demütigen müssen! In dessen Händen lag seine Zukunft, seine Ehre! Er mißachtete Deesenberg, mochte er immerhin seinen Dienst pünktlich tun, ein pflichttreuer Soldat sein; als Mensch fühlte er sich ihm himmelweit überlegen, und als er ihm nachsehend — der sich nach kurzem, kaltem Gruß entfernt hatte — die Hände zu Fäusten ballte, da lebte zum erstenmal der wilde Wunsch in voller Stärke in ihm auf: Könntest du ihn zu Boden schlagen, nur um sein verhaßtes Gesicht nicht mehr sehen zu brauchen. — Wenn Deesenberg ja der heutigen Begegnung erwähnen würde, dann — das stand bei ihm fest, dann sollte er es ihm büßen! Der „kleinliche Kommißgeist", wie Hafften mit Vorliebe von ihm sprach, sollte nicht über einen Kavalier

triumphieren, dessen Handlungen und Beweggründe er einfach nicht verstand, den zu beurteilen er also auch keine Berechtigung hatte.

Er fluchte, daß er gerade diesem begegnen mußte! Gerade diesem! Einem andern gegenüber, dachte er, hätte er diese Demütigung leichter empfunden und leichter verwunden; denn, daß es eine Demütigung gewesen, fühlte er recht gut. Er haßte Deesenberg, ohne Ursache und vernunftlos, aber er haßte ihn, das stand fest. Je mehr er über ihre Begegnung nachdachte, um so zorniger wurde er, und als endlich Antoinettes Wohnung erreicht war, da war auch sein Empfinden bis zur Maßlosigkeit gespannt.

Er traf die Chansonette nicht zu Hause; die Zofe berichtete, sie sei zum Anprobieren eines neuen Kostüms gegangen, käme aber bald zurück, der Herr Baron möge warten. Sie öffnete Hafften die Türe und blieb dann in jener halb vertraulichen, halb verlegenen Stellung, mit dem Rücken gegen das Schloß gelehnt, stehen, die Mädchen annehmen, die entweder Fragen, ein Trinkgeld oder jene wohlfeilen Liebkosungen erwarten, die ihnen oft hinter dem Rücken der Herrin von den Besuchern zu teil werden.

Der Premier warf ihr ein Geldstück hin, und als sie sich bückte, es vom Teppich aufzunehmen, sagte er in befehlendem Tone: „Gehen Sie, Toni, ich erwarte das Fräulein hier."

Das Zöfchen verschwand. Ein Herr, der mit solchem Gesicht herkam wie Hafften, war nicht sonderlich nach ihrem Geschmack, und so prophezeite sie der Wirtin wichtig: „Passen Sie auf, Frau Leuchtmann, das gibt heute noch Skandal." —

Allein gelassen, warf Hafften sich in einen Sessel, zog ein Photographiealbum heran und begann darin zu blättern. Viele bekannte, vornehme Gesichter blickten ihm daraus entgegen, auch jüngere Kameraden, deren Leichtsinn, hier öffentlich zu prangen, er bewunderte. Freilich, früher hatte er selbst es wohl nicht besser gemacht; jetzt wußte er, daß sich alles im Leben rächt. Er war älter und klüger geworden;

ob aber diese Erfahrung in der Zukunft überall standhalten würde? Er war einmal kein Philister! nie gewesen, würde es auch nie werden! Wenn das ein Verbrechen war! — Er aber sah es nicht so an, und viele nicht; nur dieser unleidliche Deesenberg, der darin eine unbequeme Ähnlichkeit mit Evelyn zeigte. Man sagte ihm ja aber nach, er poussiere die Chansonette! Was war daran Wahres? Wenn er Antoinette danach fragte, würde sie aufrichtig sein, und er nahm sich vor dies zu tun.

Die Zeit verging. Unruhig in seiner Erwartung lief er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, trat an das Fenster, betrachtete der Reihe nach die aufgestellten Bilder in kostbaren Rahmen, die alle Antoinette in verschiedenen Kostümen zeigten. „Sie ist wirklich hübsch," dachte er und warf sich wieder in den Sessel.

In der weichen, warmen Zimmerluft roch es nach Puder, Schminke und Parfüm, Hafften fühlte, daß er Kopfschmerzen bekam. Die Tür zum Nebenzimmer war nur angelehnt; er stieß sie auf und warf einen neugierigen Blick hinein. Das erste, was er sah, war ein zierlicher, rotseidener Schuh, der mit dem Absatz nach oben, mitten auf der Diele lag, daneben ein Taschentuch und ein kostbarer, weißer Spitzenshawl, der zusammengeknäuelt, von dem kleinen Seidenpinscher als Ruheplatz erkoren war. Er mußte lächeln; diese Unordnung kannte er, sie war die zweite Natur der schönen Sängerin. Auf dem Toilettentisch blitzten in einer flachen Schale kostbare mit Juwelen geschmückte Ringe; er hob sie auf und ließ sie durch die Finger gleiten, während der Widerschein der Lampe ihnen funkelnde, sprühende Strahlengarben entlockte. Das war jetzt alles ihr Eigentum, achtlos umhergestreut, als wären es Kieselsteine. Er erinnerte sich ihres ungebändigten Entzückens, als er ihr an einem Weihnachtsabende in das kleine Logierzimmerchen in Niedingen einen Ring brachte, schmal im Gold mit einem einfachen Halbedelstein, der bare fünfzehn Mark gekostet hatte. Er war damals ein blutjunger, armer Leutnant — sie ein armes, blutjunges Mädchen; aber

sie liebten sich, und sie hatte es ihm treulich bewiesen. Wo mochte jener Ring sein? Wo waren die Regungen, die damals ihre Herzen bewegt hatten? Jeder war für sich aufwärts gekommen, aber um das zu können, hatten sie den Ballast jugendlicher Gefühle von sich abstreifen müssen. Er wenigstens! Ob auch das Mädchen? — Ach, Frauen sind ebensowenig treu! Putz und Staat und das Heranziehen neuer Liebhaber füllen sie vollständig aus. Daß Antoinette sich seiner wieder so lebhaft erinnerte, hatte wohl seinen guten Grund in der Hoffnung, mehr von ihm zu erreichen, als ein anderer vielleicht geben würde. Sie hatte eingesehen, daß sie sich darin verrechnet, nun schmollte und zürnte sie eine Weile nach Frauenart; endlich würde sie sich fügen und ihn unbehelligt ziehen lassen. Das war das Ende vom Liede, dem er von Anfang an zuviel Beachtung geschenkt hatte.

Was sie damals für ihn getan, wollte er ihr ja reichlich vergüten. Gewiß war er ihr großen Dank schuldig, den er ohne Sträuben abzutragen bereit war, selbst gegen Opfer; nur zu Ende mußte die Sache einmal kommen, hinhalten wollte er sich nicht mehr lassen. Nach all den Unannehmlichkeiten der letzten Tage hatte er reichlich verdient, meinte er, nun ohne Zwischenfall diese Angelegenheit zu erledigen, Antoinette würde vernünftig sein.

Ja, würde sie wirklich? Wer gab ihm die Garantie bei ihrem wetterwendischen, jeder Laune zugänglichen Charakter? Sollte er sich vielleicht wieder abweisen lassen wie ein dummer Junge. — War es nicht möglich sie zu zwingen?

Er hatte seinen ruhelosen Spaziergang aufs neue aufgenommen und blieb vor dem Spiegel stehen, als gebe ihm der Antwort auf seine Frage. Regungslos starrte er hinein, die Stirne gefurcht, in den Augen wieder jenes Flimmern, erzeugt von dem heftigen raschen Kreislauf des Blutes, das ihm oft so siedendheiß zu Kopfe stieg.

Und der Spiegel schien ihm Antwort zu geben.

Seine Zähne gruben sich in die Unterlippe, stürmisch

hob und senkte sich seine Brust; und als wolle er mit den Augen etwas zum Gehorsam zwingen, so bohrten sich diese in die helle, blinkende Fläche. — Lautlos und still war es in dem Zimmer. Die Hängelampe warf ihren Schein auf den Tisch und die roten Plüschsessel. Die goldenen Bilderrahmen an der Wand mit den schreiend bunten, aller Kunst hohnsprechenden Öldruckbildern flimmerten und glänzten, der Schreibtisch mit dem niedrigen Sessel davor lag mehr im Schatten und spiegelte nur matt auf der glänzenden Fläche. Seine Türen und Schubladen waren nur achtlos herangedrückt, halb offen gelassen, hier ein Stück weißes Papier eingeklemmt, dort sogar ein Handschuh.

Wenn die Papiere so offen lagen! Wenn er sie fand, sie an sich nahm und Antoinette zwang, eine Entschädigung dafür anzunehmen; dann — ja dann erst war er ganz sicher.

Langsam wandte er sich dem Schreibtisch zu, stützte die Hände auf die Lehne des Sessels und überlegte. Was er auch nahm, er wollte es ihr drei=, vierfach ersetzen; sein eigenmächtiger Eingriff sollte ihr keinen Schaden bringen, sondern sie nur in die Zwangslage versetzen, ihn freigeben zu müssen für alle Zukunft. Brauchte er sich noch lange zu besinnen? —

Langsam, mit einem Gefühl des Widerwillens kämpfend, öffnete er eine der Türen und blickte auf das Chaos der Papiere, die untermischt mit Schmuck und Goldstücken darin herumlagen. Liebesbriefe mit Kronen, Kuverts mit Wappen, Monogramme, die eine halbe Seite allein verschlangen, häuften sich in buntem Durcheinander. Gewiß, Antoinette war eine viel begehrte, viel umworbene Schönheit.

Ihn kümmerte das nicht viel. Im Vorüberfliegen blieb sein Auge wohl einmal an einer Zeile, einem Wort haften; aber das einzige, was für ihn Interesse hatte — eine kleine abgegriffene, braunrote Ledertasche — sah er nirgends. Hastig und achtlos stopfte er die Papiere wieder hinein und begann das Suchen auf der andern Seite. Allmählich war er in

Hitze geraten, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, die Hände zitterten. Er wollte und mußte jetzt finden, was er suchte!

Immer schneller riß er die Briefe heraus, tastete in jeden Winkel. Die Papiere knisterten und rauschten, er hörte auf nichts. Nur noch eine kurze Spanne Zeit, ein wenig Glück — und er war geborgen. Finden mußte sich die Tasche, Antoinette hob wohl nichts sorgfältiger auf. Mit gebeugtem Kopf suchte er weiter und weiter — da — fühlte er sich plötzlich von zwei kleinen, derben Fäusten am Halse gepackt. „Dieb!" zeterte eine ihm nur zu gut bekannte Stimme. „Dieb! Dieb! Dieb!"

Hafften mußte sich erst einen Augenblick besinnen, wem der Ruf galt. Ihm? Unmöglich! — Und doch hielten ihn die Hände fest, und doch klang es ihm unaufhörlich gellend in den Ohren: „Dieb! Dieb! Dieb!"

Mit nervigem Griff packte er die Arme und drückte sie zusammen, daß Antoinette wimmernd mit ihrem Schreien innehielt.

„Bist du toll," herrschte er ihr mit harter Stimme entgegen, „wahnsinnig, daß du es wagst mich so zu nennen? Dir soll kein Schaden geschehen, nur die Papiere will ich! Fordere nachher, was du willst."

Sie sah ihn an. Ihre Augen funkelten, ein Zittern überlief ihre schlanke Gestalt. Dann, als hätte sie nur in dieser Sekunde neue Kraft sammeln wollen, kreischte sie wieder: „Hilfe! Diebe! Diebe!"

Entsetzt und sprachlos starrte er sie an, unfähig zu denken. Er wunderte sich, vielleicht halb unbewußt in dem Augenblick, daß die Türe nicht aufging und Leute hereinstürzten, er wunderte sich, daß er aufrecht stehen blieb. Aber es war ihm, als sehe er draußen die gierigen Ohren der Zofe und der Wirtin sich verlängern, ihre höhnisch lachenden Blicke die Türspalte durchdringen, und nun erfaßte ihn eine namenlose, unbeschreibliche Wut. Glühend heiß stieg es in ihm auf, Flammengarben schossen vor seinen Augen im Zickzack

hin und her, in der Kehle würgte es ihn, Gedanken und Überlegung hatten ihn verlassen. Und in diesem Anfall von Wut ergriff er das schreiende Weib und schleuderte es wie ein giftiges Gewürm von sich, mitten in das Zimmer hinein zu Boden.

Ein dumpfer Fall, begleitet vom Klirren und Splittern zerbrochenen Porzellans, ein schwacher Aufschrei, und Hafften stürzte wie von Furien gejagt davon. —

Als die Zofe endlich nach langem, bangem Warten den Kopf zur Türe hineinsteckte, fand sie Antoinette auf der Erde sitzen, inmitten von Scherben der kostbaren Jardinière und der Meißner Porzellanfiguren. Sie hatte die Ärmel



ihres Kleides aufgestreift und betrachtete zwei kreisrunde, dunkelrote Flecke auf dem marmorweißen Oberarm. Auf ihrem Gesicht lag weder Zorn noch Wut, sondern ein eigentümlich nachdenklicher, sanfter Ausdruck. Toni beugte sich jammernd über ihre Herrin.

„Ach Gott, das gibt blaue Flecke," klagte sie prophetisch.

„Ja, blaue Flecke gibt es," sagte die Chansonette und strich liebkosend über die verwundeten Stellen, „aber siehst du, er ist doch ein Mann, der sich nichts gefallen läßt!"

Sie erhob sich dann, auf das Mädchen gestützt, und versuchte zu gehen, der eine Fuß schmerzte, und die Schultern waren ihr wie zerschlagen; als sie aber nachher still im Sessel saß, summte sie jenes kleine Lied vor sich hin, das ihr einstmals Franz von Hafftens Herz gewonnen:

Champagnerwein, du edler Wein
Sollst mir doch willkommen sein.

Die Zeit war vorüber. Sie liebten sich nicht mehr, es war zu vieles zwischen sie getreten; aber ferner denn je lag ihr die Absicht, ihm zu schaden. Seine rohe Kraft hatte ihr imponiert und ihm einen Teil ihres Herzens zurückerobert — dafür war sie Antoinette, die Chansonette im Kolosseum, in der Jugend mit Stockschlägen traktiert und jetzt mit Zuckerbrot bis zur Übersättigung gefüttert. Ein Weib, das ihr eigenes Geschlecht haßte, sobald sie sich ihm nicht ebenbürtig fühlte, und doch gutmütig bis zur Torheit gegen ärmere Mitgeschöpfe sein konnte. Ein Weib, das die Männer verachtete, weil sie ihr zu Füßen lagen, und das doch die Liebe aus ihrem Herzen reißen mußte, weil sie derselben niemals würdig sein konnte.

Währenddessen lag Hafften mit fiebernden Pulsen zu Hause und grübelte über das Geschehene nach. Es war nicht zu leugnen, ein wunderliches Unglück verfolgte ihn offenkundig in letzter Zeit. Zuerst die Begegnung mit Deesenberg, dann der Bruch mit Antoinette. Wenn er nur ein wenig früher angefangen hätte nach den Papieren zu suchen, so lag er jetzt hier mit anderem Bewußtsein. Einen Dieb

hatte sie ihn genannt! Wenn er allmählich auch imstande war sein Blut zu beruhigen, im gegebenen Falle, das wußte er, würde er genau wieder so handeln. Er fragte sich gar nicht, ob Antoinette vielleicht irgendwie Schaden genommen haben könnte; sie hatte den Auftritt provoziert, und das Bewußtsein nichts Unrechtes gewollt zu haben, gab ihm absolute Beruhigung. Daß er trotzdem erregt war und blieb, mußte Schuld seiner Nerven sein, die es ihm auch unmöglich machten, irgend eines Menschen Gegenwart zu ertragen und sich Zwang aufzuerlegen. Selbst die Kommerzienrätin, die ihr Heil versuchend, schelmisch tändelnd ihn seiner selbstgewählten Einsamkeit abspenstig machen wollte, trug nichts weiter davon, als eine sehr verstimmte, ungnädige Verneinung.

„Dein Mann ist wirklich krank," sagte sie zurückkehrend zu Evelyn, „nicht einmal ich vermag ihn umzustimmen."

Die junge Frau nickte, ihr war diese naive Zurücksetzung ihrer Person von seiten des Gatten und der Freundin längst bekannt und so vertraut, daß sie sich nicht mehr dadurch gekränkt fühlte. Aber auch Evelyn begann für den Zustand ihres Gatten zu fürchten, als sie ihn in der Nacht im Traum stöhnen und grollen hörte, als läge er mit jemand im Kampf auf Leben und Tod. Bald schnürte die Chansonette mit ihren weißen Fingern ihm erbarmungslos die Gurgel zu, bald wieder lag sie mit übermenschlicher Schwere auf seinen Gliedern, die er unter der Last nicht zu rühren vermochte, aber kalt, starr und bleich, ein schönes, lebloses Marmorbild, gestorben von seiner Hand. Dann kam man mit Ketten und Banden, um ihn zu fesseln und zum Richtblock zu schleppen, während im Hintergrunde Deesenberg mit höllischem Lachen die Papiere schwenkte, die ihn zum Mörder gemacht hatten. Mit einem gellenden Schrei der Wut und der Verzweiflung erwachte er und sah in das totenblasse Gesicht, die angstvoll geöffneten Augen seiner Frau, die sich über ihn beugte.

„Franz, was ist dir? Soll ich zum Arzt schicken?"

„Dummes Zeug! Ich habe schlecht geträumt."

Er drehte sich auf die andere Seite und versuchte weiter zu schlafen; aber obgleich es ihm gelang — die wüsten Traumbilder wechselten nur, ohne friedlicher zu werden, und unerquickt, mit wüstem Kopf erwachte er endlich wieder. Aber nun fand er erst recht keine Ruhe; im Gegenteil, seine nervöse Gereiztheit ging bis zur Unerträglichkeit.

Hatte Antoinette sich gerächt und die verhängnisvollen Papiere an den Kommandeur gesandt? Hatte Deesenberg vielleicht doch gesprochen? Wohin er auch sah, überall Fragen, die ihm am Herzen fraßen — und nirgends eine Antwort! Wie ein in Gefangenschaft geratener Löwe durchmaß er unablässig die Zimmer seiner Wohnung. Zum erstenmal, daß er sich einem fremden Willen, dem Zwang beugen mußte und nicht imstande war, frei über seine Zeit zu verfügen. Er glaubte es nicht aushalten zu können; die Luft ringsum schien ihn zu ersticken. Freiwillig hatte er sich stets gern in seiner Wohnung, die mit allem Komfort geschmückt war, aufgehalten; gezwungen darin zu bleiben, haßte und verabscheute er seine ganze Umgebung.

Eben hatte er wieder einen verzweifelten Rundgang beendet und blieb in Evelyns Zimmer stehen, in dem sie saß und arbeitete, als das Mädchen hereinkam und einen Brief auf den Tisch legte.

„Von wem?" fragte Hafften, froh einen Ablenker seiner Gedanken gefunden zu haben.

„Herr Hauptmann von Deesenberg schickt ihn mit den besten Empfehlungen an die gnädige Frau."

Ein jäher Schrecken zuckte Evelyn zum Herzen, und um ihr heißes Erröten, ihre Verwirrung möglichst zu verdecken, beugte sie sich noch tiefer auf ihre Arbeit. Hafften war ihre Erregung trotzdem nicht entgangen.

„Hauptmann von Deesenberg?" sagte er gedehnt und wog dabei den Brief in der Hand. „Was kann der dir zu schreiben haben?"

„Ich weiß es nicht," stotterte Evelyn tonlos. Vielleicht waren es die Papiere, jene schrecklichen Papiere, die ihr

nun schon seit Wochen das Leben verbitterten, dann erfuhr Franz von ihrer heimlichen Hilfe. Wie würde er es in seiner momentanen Stimmung aufnehmen?

„Du erlaubst doch," bemerkte er, sie scharf fixierend, brach das Siegel und löste den feinen Bindfaden.

Sie nickte nur, sprechen konnte sie nicht und wagte auch nicht aufzusehen. Trotz des Prasselns der flammenden Scheite im Kamin meinte sie, Franz müßte ihr wahnsinniges Herzklopfen hören, das ihr den Atem nahm.

Die Hüllen fielen. Eine kleine, zierliche Kreidezeichnung kam zum Vorschein. Unter einer tief herabhängenden Trauerweide ein schmuckloses Grab mit einem einfachen Kreuz, überwuchert von Efeu, und eine kleine eiserne Bank daneben, zum Ausruhen für die, die da kamen ihrer Toten zu gedenken. In einer Ecke stand: ‚Grab der Juliane Marie Rosen zu Priesfelde, Oberamtmannsgattin', und an der andern war ein Zweig Efeu befestigt, dessen immergrüne Blätter eine hübsche Umrahmung für die Zeichnung bildeten. In einem offenen Umschlage lag ein Brief Deesenbergs.

„Liebe Evelyn! — Dies Bildchen schickt Ihnen meine Mutter als teure Erinnerung. Es wurde zum Weihnachtsfest nicht fertig, da Pastors Hans, der einzige, der des Zeichnens kundig ist, erst während der Ferien den Entwurf machen mußte; dafür ist es aber hübsch gelungen, und Sie werden ihm ein Ehrenplätzchen auch in Ihrem Hause gönnen, wie Sie es im Herzen schon immer getan haben. Wenn Sie mir mündlich sagen wollen, wie Ihnen das Bild gefällt, werde ich mich doppelt freuen.

Ihr Hermann."

„Was bedeutet das?" fragte Hafften zitternd vor Zorn. „Wo willst du ihn mündlich sprechen, diesen Schleicher und Heuchler? Das klingt wie ein längst geplantes, verabredetes Rendezvous!"

Evelyn war aufgestanden und kam auf den Wütenden zu. Noch wußte sie nicht, was Franz in Händen hielt, aber die Ruhe eines guten Gewissens war über sie gekommen.

Was sie auch getan hatte, darüber konnte er zanken, aber die Beweggründe mußte er anerkennen, sie galten ihrer Liebe und Pflicht für den Gatten.

„Wovon sprichst du?“ fragte sie und streckte die Hand nach Brief und Bild aus; aber kaum hatte sie einen Blick auf das letztere geworfen, entstürzten Tränen ihren Augen und laut schluchzte sie auf. Hafften wartete eine Weile, bis sie auch den Brief gelesen.

„Der gute Hermann,“ sagte sie unter Tränen lächelnd; denn sie wußte, daß dessen Zartsinn allein die ungeahnte Freude bereitet. „Wie ähnlich alles ist, und wie ich mich darüber freue!“

Sie drückte das Bild und Efeuzweig immer wieder an die Lippen, wie Heimatsduft wehte es ihr daraus entgegen und ließ sie ganz vergessen, daß der Gatte zornig daneben stand. Dann eilte sie zum Schreibtisch.

„Ich muß ihm danken,“ meinte sie aus der Fülle ihres dankbaren, empfänglichen Gemütes heraus. „Er soll wissen, wie glücklich ich bin!“

Aber Hafftens Finger legten sich fest um das zarte Handgelenk seiner Frau.

„Ich verbiete dir das! Du wirst ihm nicht schreiben,“ grollte er.

„Nicht schreiben und danken? Aber Franz, das ist doch das Geringste, was ich tun kann,“ meinte sie maßlos erstaunt.

Er biß die Zähne zusammen. „Meinst du, ich wäre blind? Antworte zuerst, zu welchem Rendezvous fordert dein Jugendfreund dich auf?“

Sie sah verständnislos zu ihm auf. „Was meinst du, Franz?“

„Ich habe oft genug bemerkt, daß ihr im geheimen Einverständnis seid, aber Evelyn, auch meine Langmut hat einmal ein Ende!“

Betroffen senkte sie den Kopf und schwieg.

„Nun, was hast du mir darauf zu antworten?“

„Nichts!"

„Nichts? Und du glaubst, daß ich mich damit zufrieden geben und gleichmütig zusehen werde, wie er mir das Herz meiner Frau stiehlt? Dazu taugt mein Temperament nicht."

„Franz, hast du jemals nach meinem Herzen gefragt?" Sie sprach leise, aber gerade der gerechte Vorwurf in ihren Worten, den er anerkennen mußte, und der ihn hätte entwaffnen sollen, empörte ihn bis auf das äußerste.

„Weil ich deiner lächerlichen Empfindsamkeit nicht nachgebe, weil ich dir zeige, daß das Leben realen Boden hat und sich nicht von verblaßten Erinnerungen nährt? — Darum glaubt er ein Recht zu haben sich zwischen dich und mich zu drängen, dieser Heuchler in der Maske eines unantastbaren Ehrenmannes —"

„Halt!" sagte Evelyn sehr entschieden und näherte sich ihrem Gatten. „Du tust Deesenberg absichtlich unrecht. Er denkt nicht daran, sich zwischen uns zu drängen, ganz im Gegenteil; und die Maske eines Ehrenmannes braucht er nicht, er ist es bis in jede Falte seines Herzens. Niemals würde er jemandes Vertrauen täuschen, niemals richten oder verleumden; keine seiner Handlungen braucht das Licht zu scheuen —"

„Weib, ich sage dir, bringe mich nicht zum äußersten! Wie kannst du es wagen, den vor mir zu loben, den ich alle Ursache habe zu hassen, von dem ich nicht dulden will, daß er mir gar von dir zum Muster aufgestellt wird.

„Ich stelle ihn dir nicht zum Muster auf, aber ich will auch nicht, daß du ihn verkennst. Ich werde ihn immer und überall verteidigen, denn ich kenne ihn besser als ihr alle!"

„Evelyn!"

„Ich spreche einfach die Wahrheit! Das kannst du mir nicht verbieten."

„Warum hast du denn mich — diesem Ausbund von Tugend vorgezogen? Es wäre anders — für uns beide vielleicht besser gewesen," meinte er höhnisch, fast erstickt vor Zorn.

„Franz!“ Sie öffnete die Augen weit und griff mit der Hand nach dem Herzen; es war wie ein körperlicher Schmerz dort, als risse etwas entzwei. — Er war noch nicht am Ende. Seine Gereiztheit mußte sich Luft machen, wen sie traf war gleichgültig. Mit schnellem Griff erfaßte er die Zeichnung und schleuderte sie in die Glut des Kamins. Das Papier krümmte sich sofort zusammen, der Efeuzweig loderte, wie selbst aus Feuer entstanden.

Evelyn schrie auf und stürzte auf Hafften zu, als wolle sie ihn jetzt noch an der geschehenen Tat hindern; dicht vor ihm stehen bleibend, sanken ihre Arme schlaff am Körper herab.

„Dein Geld wird mich niemals veranlassen über Dinge zu schweigen, die mir nicht passen,“ sagte er immer noch zornig.

Sie hob die Hand und drückte sie fest auf seinen Mund. „Nicht weiter, Franz, kein Wort weiter oder ich könnte dir auch sagen — —“

„Was?“ Seine Hände lagen schwer auf ihren Schultern.

„Nein, nein, ich will schweigen,“ murmelte sie wie gebrochen.

„Du wirst reden! Zum Teufel, bin ich ein Narr, daß man so mit mir spielt? Sprich!“

Sie schwieg.

„Sprich, Evelyn.“

Ihre Augen waren halb geschlossen, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Mit einem zornigen Ausruf stieß er sie von sich. Um sie herum schien sich das Zimmer in wilden und immer wilder werdenden Kreisen zu drehen, sie schwankte, griff mit den Händen in die Luft und sank, als Hafften mit dröhnenden Schritten das Zimmer verließ, zu Boden.

Das war in der Nähe des Kamins gewesen; im Fallen schlug ihr Kopf hart auf ein Scheit, das über den bronzenen Holzkasten hinausragte. Einen Augenblick empfand sie etwas wie einen stechenden Schmerz, der endlich in einer wohltätigen Ohnmacht unterging. —

Sie erwachte durch das Jammern der Zofe, die ihre



Mit schnellem Griff erfaßte er die Zeichnung und schleuderte sie in die Glut des Kamins. (S. 192.)

Herrin besinnungslos am Boden liegen fand. Auf dem hellen Teppich unter ihr war ein großer, dunkler, feuchter Fleck. Als sie sich mühsam aufrichtete, sickerte es immer noch feucht und warm an ihrer Schläfe herab. Mechanisch griff sie danach. Es war Blut. Nun erst kam ihr die Erinnerung an das Geschehene zurück; aber wüst und schwer blieb es ihr im Kopf, obgleich sie im Sessel saß, und kühle Kompressen auf der schmerzenden Schläfe lagen.

„Ich werde den Herrn Baron rufen,“ sagte die Zofe ängstlich, der Evelyns völlig verändertes, verstörtes Aussehen Besorgnis einflößte.

„Nein!“ Die sonst so sanfte, süße Stimme hatte einen Klang harter Schärfe, als sie das sagte. Evelyn wunderte sich selbst darüber; aber es schien ihr unmöglich, den Gatten nach dem Geschehenen wiederzusehen. Ein Fieberschauer nach dem andern schüttelte sie.

„Aber, gnädige Frau, Sie sind wirklich krank,“ bedauerte die Zofe mitleidig. „Ich möchte doch wohl zum Doktor gehen.“

Sie widersetzte sich auch dem. „Es wird schon besser werden. Hilf mir nur auf die Chaiselongue, Louise, gib mir eine Decke, und dann will ich zu schlafen versuchen.“

Nach kurzer Zeit lag sie auf dem Divan, mit verbundenem Kopf, Taschentücher zum Schutz gegen das noch immerfort sickernde Blut untergeschoben; aber mit offenen, trüben Augen starrte sie, anstatt zu schlafen, in das Feuer des Kamins, das jetzt nicht mehr flackerte, sondern zusammengefallen, in leuchtender Glut still dalag. Sie hatte das Gefühl, als wäre mit den hellen Flammen auch all das erloschen, was bisher ihr Leben hell gemacht, als nehme jeder rinnende Blutstropfen ein Teilchen der Liebe mit sich, die sie bis jetzt für ihren Gatten gehegt. Nicht seine Heftigkeit und Lieblosigkeit hatte sie so erschreckt, es war etwas anderes, was sich mit Eiseskälte um ihr Herz gelegt und etwas darin getötet hatte, von dem sie fühlte, es wachte zu keinem neuen Leben mehr auf.

Bis jetzt hatte sie Franz entschuldigt, sich um ihn gesorgt

und keinem bösen Gedanken Raum gegeben; nun war es wie ein Schleier von ihren Augen gefallen, und sie sah seine Handlungsweise in ihrer ganzen nackten Häßlichkeit. Warum suchte er Deesenberg in ihren Augen herabzuziehen, obgleich er doch am besten wußte, wie sehr er selbst eine versöhnende, milde Beurteilung nötig hatte. Warum glaubte er ein Recht zu haben, einen so häßlichen Verdacht, wie er ihn vorher ausgesprochen, auch auf sie, seine eigene Gattin, zu werfen? Zum erstenmal seit ihrem Wiederbegegnen mit Deesenberg verglich sie Franz mit ihm, und dieser Vergleich fiel nicht zu Gunsten des Mannes aus, dem sie bisher gläubig und vertrauensvoll Herz und Dasein gewidmet hatte. Evelyn erschrak selbst vor dem Gefühl, das so plötzlich in ihr erstanden war, und gegen das anzukämpfen sie sich zu schwach wußte; es sah der Verachtung gegen Hafften nicht unähnlich. Sie erhob den schmerzenden Kopf und stützte ihn gegen die Hand, zum Liegen war ihr zu ängstlich und unruhig. Er war doch ihr Gatte — sie hatte ihn geliebt — zu lieben geglaubt! — Konnte alles, was sie je für ihn empfunden, mit einem Schlage dahin sein? Welch eine traurige, armselige Zukunft lag dann vor ihr!

„Du mußt versuchen, zu vergeben und zu vergessen," dachte sie beklommen. Ach ja, vergeben wollte sie ihm, hatte sie ihm schon aus dem Grunde ihres Herzens. Aber vergessen — dazu reichte ihre Macht nicht aus.

Zu den Fieberschauern, die sie peinigten, gesellte sich brennende Hitze, und als Louise endlich doch Hafften aufsuchte und ihm sagte, wie sie seine Frau gefunden, da sah Evelyn ihn nur mit glänzenden Augen, halb ohne Besinnung an und wiederholte eigensinnig, so oft er sich ihr näherte: „Geh fort, geh fort und laß mich allein."

Ob er Gewissensbisse empfand, als er sie so bleich, mit geschlossenen Augen in den Kissen liegen sah, das Tuch mit Flecken bedeckt, die zuerst winzig klein, dann immer größer und röter wurden, je mehr das Blut aus der Wunde quoll? Er war ja nur heftig und rücksichtslos, aber nicht eigentlich

schlecht gewesen, und die Folgen der stattgehabten Szene hatten ihn erschreckt. — Aber sobald er sich ihr näherte, sich über sie beugte, wurde sie selbst im Schlaf unruhig, und ihre zuckenden, abwehrenden Bewegungen verscheuchten ihn bald wieder.

Am nächsten Vormittage erfuhr die Kommerzienrätin zu ihrer größten Überraschung, Evelyn sei krank; aber mit dem Rechte der Freundschaft drang sie doch bis zu ihr, nachdem Hafften bereitwillig das Feld geräumt hatte. „Was ist denn geschehen?“ fragte sie, sich neben die Leidende setzend.

„Nichts besonderes; ich stolperte und fiel im Dunkeln auf den Holzkasten. Es ist nicht der Rede wert.“

„Desto besser, denn eigentlich bin ich gekommen, dir eine Strafpredigt zu halten, Evelyn.“

„Weshalb?“

„Deesenberg begegnete mir, er sah sehr erregt aus und fragte mich, ob wir einen Spaziergang beabsichtigten, dann wolle er auf der Straße warten, kurz, er zeigte allzu deutlich, daß er dich zu sprechen wünschte.“

Evelyn schloß einen Moment die Augen. „Ich kann nicht,“ sagte sie schwach, „heute nicht! Vielleicht morgen. Aber, Liane, wenn du wirklich meine Freundin bist, zeige es mir diesmal. Gehe hinunter und sage ihm, daß ich krank bin, damit er nicht umsonst auf uns wartet.“ Dabei sah sie angstvoll in das Gesicht der Kommerzienrätin, offenbar überlegend, ob sie auch um eine Botschaft bitten sollte. — Aber Deesenberg hatte sie vor Liane gewarnt! Es war doch besser, sie schwieg noch.

Diese war sogleich bereit. Halb lachend, halb strafend sagte sie: „Siehst du, so kommt man durch Zufall hinter eure Schliche,“ und war felsenfest davon überzeugt, daß dies verfehlte Rendezvous nicht das erste und auch nicht das letzte sein würde, das Evelyn ihrem Jugendfreunde gewährt habe.

Deesenberg empfing die Botschaft mit augenscheinlichem Schrecken. „Ich muß Evelyn aber dringend sprechen,“ behauptete er.

„Ja, dann weiß ich keinen besseren Rat, als daß Sie ihr schreiben," meinte die Kommerzienrätin, die, da sie die Fäden dieses sich entwickelnden Dramas nun in Händen zu halten glaubte, sofort bereit war, zu helfen. „Wenn Sie mich morgen hier wieder treffen wollen, nehme ich den Brief mit hinauf."

Nach kurzem Zögern entschloß er sich, Lianes Anerbieten anzunehmen. Was er Evelyn zu sagen hatte, duldete keinen langen Aufschub.

Während Liane wieder hinauflief, überlegte sie doch in heller Verwunderung, wie sie niemals geglaubt hätte, Evelyn würde je in ihrem Leben etwas tun, was sich vor dem Richterspruch der Welt verbergen müßte. Wenn ihr selbst auch Langweiligkeit und Tugend gleichbedeutend bei einer Frau erschienen, so waren ihr doch noch niemals Zweifel an Evelyn gekommen.

„Wie man sich täuschen kann," murmelte sie im stillen vor sich hin, und dasselbe dachte sie auch noch am nächsten Tage, als sie mit dem versiegelten Briefe, den sie Deesenberg abgenommen, bei Evelyn eintrat.

Diese lag auf dem Sofa, den weißen Verband noch um Stirn und Schläfe; aber es schien Liane, als trüge ihr Gesicht einen ganz andern Ausdruck wie bisher, obgleich es bleicher und schmaler als je aussah. Mit gespannter Erwartung blickte Evelyn der Freundin entgegen, und flammendes Rot schlug ihr über Stirn und Schläfe, als sie den Brief entgegennahm. Ihr Herz klopfte bang; es war ihr, als habe sich seit vorgestern jede Beziehung ihres Lebens gelöst und geändert, als stehe sie auch Deesenberg seitdem anders gegenüber, und er müsse dasselbe empfinden wie sie in diesem Augenblick.

Liane, in einem Fauteuil liegend, betrachtete sie mit neugierigen Blicken, ebenso wie sie schon vorher auf den Brief gesehen, mit dem stillen Wunsche, seinen Inhalt zu ergründen. Ihrer Meinung nach hatte Evelyn durchaus keine Ursache mehr, sich ihr gegenüber so verschwiegen zu verhalten. „Willst

du den Brief nicht öffnen?“ fragte sie endlich ungeduldig, sprang auf und stellte sich neben sie. „Glaube mir, er ist geschrieben, um gelesen zu werden.“

Evelyn riß mit zitternden Fingern das Kuvert auseinander.

„Antoinette willigt ein, mir die Papiere gegen entsprechendes Entgelt auszuliefern. Ich muß Sie, um dessen Höhe festzustellen, erst einmal persönlich sprechen, Evelyn. Je eher, je besser! Gott sei Dank, endlich sind wir am Ziel!

Hermann.“

Mehr enthielt das Schreiben, in dem Liane einen Liebesbrief witterte, nicht, dessen Wirkung auf Evelyn aber eine überraschende war. Die Farbe ihrer Augen verdunkelte sich, beide Hände umschlossen Lianes Rechte, und im Tone fester Entschlossenheit sagte sie: „Ich muß Hermann sprechen, sofort, Liane! Sorge dafür, daß es geschehen kann. Franz ist jetzt im Dienst, bis er wiederkommt, ist alles erledigt; ich will nicht, daß er Deesenberg hier begegnet!“

Durch das Gehirn der Kommerzienrätin schoß ein wunderlicher Gedanke. „Evelyn! Du wirst doch nicht! Keine Dummheiten, bitte, in die ich am Ende nachher noch mit verwickelt werde.“

„Du wirst in nichts verwickelt! Geh, Liane, und hole ihn.“

„Da möchte ich doch zuvörderst erst etwas mehr Aufklärung haben.“

„Später! Später sollst du alles wissen, aber jetzt muß ich Hermann sprechen.“

„Hinter dem Rücken deines Mannes?“

„Wie du sagst, hinter seinem Rücken.“

„Aber bedenke, Evelyn — —“

„Was gibst du mir zu bedenken? Wenn ich deinem Rat gefolgt wäre, hätte ich ja längst mein Leben anders und besser genossen!“ sagte die junge Frau ruhig. „Daß ich es nicht tat, war in deinen Augen bisher unverzeihliche Dummheit,

und nun ich dich zum erstenmal um eine Gefälligkeit bitte, die der mir so oft angebotenen nur ähnlich sieht, machst du mir Einwendungen."

Liane biß sich auf die Lippen, der Vorwurf, der ihr gemacht wurde, war begründet. Aber sie hatte gar nicht daran gedacht, daß die sanfte, stille Evelyn auch Waffen besitzen und Schlüsse ziehen könnte, die in ihren Konsequenzen ihr sehr unbequem zu werden versprachen. Alle ihre Sympathien



gesellten sich plötzlich zu Hafften, und im stillen nahm sie sich vor, ein Hintertürchen zu suchen, das ihr später einen möglichst gedeckten Rückzug gewährte. Laut sagte sie:

„Du brauchst nicht an meiner Freundschaft zu zweifeln, Evelyn, weil ich dir Vorsicht anriet. Ich gehe sofort, um Deesenberg heraufzuführen."

Einen Augenblick blieb sie noch zögernd stehen, als wolle sie Evelyn Zeit zum Besinnen geben; die dankte ihr weder, noch rief sie sie zurück, und neugierig, aber ärgerlich mußte die Kommerzienrätin ihren Weg antreten.

Deesenberg hatte das wohl vorausgesehen, er befand

sich ganz in der Nähe des Hauses und folgte ihr mit der Miene eines Mannes, der ganz genau weiß, was er tut. So war an ihnen beiden kein Zögern oder Schwanken, keine Unruhe oder Gewissensangst. Liane wunderte sich im stillen, wie sie doch gerade diese beiden unterschätzt hatte!

Erst als er eintrat und sich über die kalte, blasse Hand seiner Jugendgespielin beugte, kam mehr Leben in sein Gesicht. „Arme Evelyn,“ flüsterte er, „ich konnte Ihnen die Mitteilung trotz Ihres Zustandes nicht ersparen, hat es Sie sehr erregt?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein! Gott sei Dank, daß ein Ende kommt.“

„Ja, Gott sei Dank! Hoffentlich für alle Beteiligten zum Guten!“

„Ihnen danke ich es, Hermann.“

„Noch nicht, noch nicht! Aber ist es nicht möglich Sie allein zu sprechen, Evelyn?“

Die Kommerzienrätin stand anscheinend harmlos und achtlos am Fenster und sah auf die Straße hinab, aber ihre scharfen Ohren bemühten sich angestrengt um jeden Laut des geflüsterten Gespräches. Frau von Hafften rief nach ihr. „Liane, laß uns eine Viertelstunde allein,“ bat sie herzlich, aber nicht mehr mit jener scheuen, errötenden Zurückhaltung, die ihr sonst eigen. „Es handelt sich um einen Dienst, den mir Hermann erweisen soll, den aber auch nur er zu wissen braucht.“

Liane griff hurtig nach Hut und Mantel. „Ich werde überhaupt gehen, das scheint mir das beste.“

„Warum? Sei mir, bitte, nicht böse dieses Wunsches wegen!“ bat Evelyn aufs neue.

„Dessen Urheber noch dazu ich bin,“ setzte Deesenberg hinzu.

Die Kommerzienrätin lachte hell auf. „Ich bin niemand böse, und da man mich nicht brauchen kann, gehe ich gern. Guten Abend, meine Herrschaften.“

Damit war sie zur Türe hinaus, und Evelyn sagte

bekümmert: „Sie denkt jetzt schlecht von mir, aber ich kann es nicht ändern."

„Bald haben all die Heimlichkeiten ein Ende. Sie sind dann beruhigt und der Dankbarkeit Ihres Gatten gewiß. Das ist ein schöner Trost für Sie, Evelyn."

„Und für Sie, Hermann?"

„Ebenfalls! Ihr Glück ist mir das teuerste auf Erden!"

„Mein Glück!" Es lag ein eigentümlich hoffnungsarmer Ausdruck in den zwei Worten.

„Ihr Gatte wird Ihnen nie vergessen, was Sie für ihn getan. Nichts zwingt den Mann unauflöslicher zu den Füßen der Frau, als Selbstaufopferung und ein zartempfindendes Gemüt."

Über Evelyns Gesicht lief ein starrer Ausdruck, als sie die Augen nicht auf den Sprechenden, sondern in eine Ecke des Zimmers heftete, als fürchte sie darin lesen zu lassen. „Sie haben also die Sängerin gesprochen?"

„Ich bekam gestern morgen einen Brief von ihr, in dem sie mir zu heut abend eine Begegnung in der Sankt Magdalenenkirche vorschlägt. Ich mußte Sie also erst sprechen, um zu wissen, wie weit ich ihrer Forderung nachgeben darf.

„Alles was sie will."

„Das wäre unrecht, Evelyn, eine bestimmte Summe, die ich ihr aushändige, genügt."

„Aber ach, mein Gott, ich habe nicht allzuviel zur Verfügung," sagte Frau von Hafften erschrocken, „das andere hat Franz."

„Wie hoch wollen Sie denn gehen?"

„Ich lege das alles in Ihre Hand, Hermann. Hier ist der Schlüssel, nehmen Sie all' meinen Schmuck aus jener Kassette, ich brauche ihn nicht, und vielleicht reicht er."

Deesenberg zögerte unschlüssig. „Wäre ich reich, Evelyn," sagte er traurig, „brauchten Sie nicht dazu Ihre Zuflucht zu nehmen."

„Danken Sie Gott, daß Sie nicht reich sind," antwortete sie, schaudernd der Worte ihres Mannes gedenkend.

„Und nun gehen Sie, Hermann, gehen Sie, damit Sie nicht Franz begegnen. — Er haßt Sie! Warum, weiß ich nicht.“

„Aus Naturnotwendigkeit, wie Feuer und Wasser,“ gab er lächelnd zu.

„Ich hatte es mir anders, viel schöner gedacht,“ seufzte sie, „aber meine Dankbarkeit, meine besten Gefühle begleiten Sie trotz alledem stets.“

„Ihre besten Gefühle gehören Ihrem Gatten, Evelyn, und es ist gut, daß es so ist.“

„Meine Pflicht gehört ihm, und meine Pflicht werde ich tun im vollsten Umfange,“ sagte sie leise, aber wieder mit jenem harten Klang in der Stimme, den sie so plötzlich bekommen.

„Nur Ihre Pflicht?“ fragte er unruhig und mit bebendem Herzen.

Sie strich sich mit der Hand über die schmerzende Wunde, ohne zu antworten, dann sagte sie hastig: „Ich danke Ihnen noch herzlich für Ihre Aufmerksamkeit, Hermann, auch will ich deshalb an Tante Julie schreiben. Großmütterchens Grab! Wie vertraut mir das alles war!“

„Das es Sie erfreuen würde, wußte ich, aber etwas stümperhaft ist es, nicht wahr? Wo ist die Zeichnung? Ich will Ihnen zeigen, wo der brave Hans gesündigt hat.“

„Franz verbrannte sie. Er nannte es kindische Sentimentalität, und er ist ein Feind aller Sentimentalitäten.“

Während sie das sagte, sah sie wieder in jenen entfernten Winkel, ihre Augen hatten einen kalten, glanzlosen Blick, und zum erstenmal versuchte sie nicht, ihren Gatten nach einer leisen Anklage desto wärmer hinterher zu entschuldigen. — Sie schwiegen beide. Deesenberg fühlte deutlich, was jetzt in der Seele der Frau vorging, aber er fand kein Wort zu ihrer Beruhigung. Er war selbst empört. Wenn Hafften mit eigner, frevelnder Hand jedes Gefühl der Pietät im Herzen seiner Frau ertötete, ohne ihr dafür Ersatz zu geben, wie konnte er sich dann wundern, wenn alles in ihr öde und kalt blieb, oder wenn sich andere Götter der leeren

Altäre bemächtigten, die einmal jedes Frauenherz in sich trägt?

„Gehen Sie!“ sagte Evelyn plötzlich auffahrend. „Ich möchte nicht, daß Sie ihm hier begegneten. O mein Freund, haben Sie noch eine kleine Weile Nachsicht und Geduld, verlassen Sie mich nicht auch!“

Er küßte die Hand, die sie ihm reichte, ohne ein Wort zu sagen, dann warf er noch einen Blick in ihr liebes, blasses Gesicht und schickte sich zum Gehen an. An der Tür rief sie ihm noch nach: „Wann bekomme ich Bescheid?“

„Morgen,“ sagte er lakonisch. Wollte er seine Ruhe, sein Mitleiden bewahren, durfte er nicht dem Zuge seines Herzens folgen, das ihn fast unwiderstehlich zu ihren Füßen zog.

---

## XI.

Gewaltig hob sich die runde Kuppel der Sankt Magdalenenkirche in die trübe, graue, nebelschwere Atmosphäre des allmälich verrinnenden Wintertages. Hermann von Deesenberg trat durch das weit geöffnete Portal hinein und warf suchende Blicke ringsum, ohne die zu finden, die er suchte.

Der Mittelgang war dunkel und leer, nur ganz hinten flimmerte eine ewige Lampe und warf zuckendes, zerfließendes Licht über das kolossale Hochaltarbild, dessen Konturen in der Finsternis verschwammen, und das dadurch riesenhaft erschien. Rechts und links ragten die starren, schwarzen Massen der Betstühle empor, in denen ein paar alte Weiber knieten und vor sich hinmurmelten. Gespenstisch hallten die festen, gleichmäßigen Tritte des Suchenden durch den mächtigen Raum, es war, als erweckten sie überall ein schwaches Echo, das ruhelos neben ihm herwanderte.

Er wandte sich rechts in den helleren Seitengang, da aber dieser ganz leer vor ihm lag, in den linken. In tiefen

Nischen standen hier von altersgeschwärztem Holz die Bildsäulen der zwölf Apostel auf geschwärzten Altären, vor jedem brannte eine langschnäblige Lampe, leise vom Zugwind hin und her geschaukelt, mit flammendem Licht und rieselndem Schatten die toten, starren Gesichter belebend, als lächle dieser, oder furche jener drohend die Stirn auf die vereinzelten Beter und Beterinnen herab, die hier im Staube lagen. Ein heiliger Friede, eine beklemmende Stille lag über dem Ganzen. Das Hasten und Jagen der Welt, das Brausen der Leidenschaften, das Sorgen um Mein und Dein, alles das wandelte wohl an der offenen Pforte vorüber, drang aber nicht über die Schwelle des geweihten Hauses. Unwillkürlich trat Deesenberg leiser auf, als wage auch er nicht die heilige Ruhe hier zu stören. Er empfand es fast peinlich, daß Antoinette ihn gerade an diesen Ort bestellt hatte und atmete auf, als er sie nirgends sah.

Die letzte Nische wandte sich im Halbkreis dem Altar entgegen, in ihr thronte die Madonna, ein herrliches Schnitzwerk, mit köstlichen Stoffen und kostbarem Schmuck fast überladen, der Altar behängt mit welken Kränzen, deren trockene Blätter leise raschelten, sobald ein Lufthauch sie streifte, als raunten sie von Frieden und Vergebung, oder beklagten nutzlos vergossene Tränen, im dunklen ungehört verklungene Seufzer.

An den Stufen dieses Altars kniete eine Frau, deren kostbarer Samtmantel die Fliesen streifte, die sich aber bei Deesenbergs Nahen schnell erhob. „Endlich!“ sagte sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich mußte Sie hierher rufen, wenn ich heimlich mit Ihnen verhandeln wollte.“

„Sie sehen, ich bin Ihrer Aufforderung gefolgt. Wollen wir gerade auf unser Ziel losgehen?“

„Herr von Deesenberg,“ flüsterte die Chansonette und strich mit der Hand eine widerspenstige Locke zur Seite, „Sie sollen etwas länger Geduld mit mir haben, Sie sollen mich einmal anhören, damit sie mich besser beurteilen lernen. Wollen Sie?“

Er warf einen schnellen Blick in ihr Gesicht und sagte sich, daß er nicht die Berechtigung habe, ihr das Gewünschte zu verweigern, ein weicher Zug lag um ihren Mund, und ihre Augen schimmerten feucht.

„Sie verachten mich, ich fühle es wohl,“ fuhr sie in demselben Flüsterton fort, „und doch bin ich ein gutes Mädchen gewesen und bin es heute noch, soviel man es eben bleiben kann in der Welt und unter den Menschen, unter denen ich lebe. Ich habe mir überlegt, ich will Franz nichts Böses tun, obgleich seine Frau mich bitter beleidigt hat; ich will Ihnen die Papiere geben, und Sie mögen mir sagen, was sie wert sind für ihn, damit ich danach meine Forderung einrichte. — Nun werden Sie vielleicht denken, es sei gemein, daß ich Sorge tragen will, mir dadurch einen Vorteil zu sichern, aber bin ich nicht dazu gezwungen? Habe ich jemand, dem mein Wohl und Wehe ernstlich am Herzen liegt? Der Doktor sagte mir, ich werde meine Stimme bald verlieren, was bleibt mir dann? Soll ich wieder arm werden, wie ich früher war? Armut ist so häßlich. Ich kenne sie. — Aber nicht wahr, Sie finden es nicht recht, daß ich Geld nehmen will?“



Ungewiß sah sie in seine klaren Augen, die gerade ein

heller Strahl aus der ewigen Lampe traf. Er schüttelte abwehrend den Kopf.

„Niemand wird Ihnen billige Ansprüche verdenken. Sie taten ja einstmals genug für — für Herrn von Hafften.“

„Ja! Ich tat es aber gern. Niemand, auch er selbst weiß wohl nicht einmal, wie ich ihn geliebt habe! Ich war damals so jung und unerfahren, ich glaubte ihm alles! Er war der erste, der zu mir sagte: ‚Toinette, ich bin dir gut!‘ Das vergißt kein Mädchen, mag sie es nachher auch noch so oft hören. Er konnte alles aus mir machen, aber Sie wissen ja: er zuerst sagte mir, daß ich darauf sinnen müsse, vorwärts zu kommen, ich sei jung und hübsch, Mittel und Wege fänden sich da leicht. — Und dann brauchte er immer und ewig Geld! Er war ebenso leichtsinnig, wie hübsch. So ist das alles gekommen!“ Sie schwieg einen Augenblick und sah auf ihr Kleid herab, dessen schwere Seide bei einer hastigen Bewegung aufrauschte. „Neulich fiel mir einmal ein, ob, wenn Sie ein Mädchen lieb hätten und wüßten das gleiche von ihr, und es wäre außerdem ein gutes, unerfahrenes Ding, ob Sie dann wohl auch dafür sorgen würden, daß sie begreifen lernte, wie man sich am schnellsten dem Leben anpaßt, oder ob Sie sie davor bewahren würden. Ihre Augen sind so ernst und ehrlich, darum möchte ich gern, daß Sie mir glaubten. Ich bin trotz alledem ein gutes Mädchen gewesen und geblieben.“

„Ich glaube Ihnen gern, Antoinette!“

Sie seufzte ein wenig. „Das alles verstehen im Grunde genommen die Männer gar nicht, sie lachen uns einfach aus. Denn so sehr sie anfangs hinter uns her sind, wenn sie etwas erreichen wollen, so leicht wird ihnen das nachher über, und desto froher sind sie dann, wenn sie uns auf gute Manier loswerden. — Es lohnt sich wirklich nicht, das Herz an jemand zu hängen.“

„Was für trübselige Ansichten, Fräulein Berger! Nein Gott sei Dank, nicht jeder ist so.“

„Lassen Sie es nur gut sein —“ und Antoinette winkte

abwehrend mit der Hand, „das weiß ich nun am Ende besser. Man muß damit zufrieden sein, weil es einmal der Welt Lauf und nichts dagegen zu machen ist, aber hören Sie nur einmal herum, wie das alles zuerst so kommt und dann weiter geht ohne unser Zutun. Sie werden sich wundern, wie wenig da manchmal zum verdammen übrig bleibt. Das sollten auch Ihre Damen bedenken, die sich so unnahbar wissen und uns verachten, weil sie es nicht besser verstehen. Würden Sie Frau von Hafften ebenso lieb haben, wenn sie wie ich zum Beispiel wäre?"

„Das ist ein unmöglicher Gedanke," rief Deesenberg im innersten Herzen erregt aus. „Lassen Sie uns zum Ziel kommen, Antoinette."

Die Chansonette zuckte die Achseln. „Ich weiß es ja doch, wenn Sie es auch nicht zugeben, da Sie zu ehrlich zum lügen sind. Wer tut solch ein Freundschaftsstück um Gotteslohn allein! Und wenn ich alles recht überlege, hätten Sie wohl besser zu ihr gepaßt wie Franz."

„Fräulein Antoinette!"

„Seien Sie mir nicht böse," bat sie treuherzig, und ihre schönen, blauen Augen sahen ihn fast kindlich dabei an, „aber ich habe so viel in letzter Zeit daran denken müssen. Und nun geh' ich fort, nach Alexandrien mit dem jungen Lazare — Sie kennen ihn gewiß — und bin hier keinem mehr im Wege. Ich muß es tun, meiner Stimme wegen, sagt der Doktor, und weil ich noch nicht sterben will. Ich fürchte mich so vor dem Sterben. — Sie nicht?"

„Nein!" antwortete er lächelnd.

„Ah — bah! Wenn Sie nur wüßten, es müßte sein, dann denkt man schon anders. Wollen Sie also die Papiere auslösen um fünftausend Taler? Ich habe nichts Böses mehr damit im Sinn."

„Ich werde dafür sorgen, daß Frau von Hafften Ihnen das Geld schickt."

„Nein, eine Bedingung habe ich doch noch dabei. Ich bin nicht schlecht, gewiß nicht, Herr von Deesenberg, aber

sie hat mich zu sehr gekränkt, das vergißt sich nicht so leicht. Dafür muß sie mir die Papiere selbst aus der Hand nehmen und in meiner Gegenwart lesen, vielleicht dankt sie mir dann doch für mein Schweigen; verdient hätt' ich es, was meinen Sie?"

„Eine persönliche Zusammenkunft mit Frau von Hafften! — Das ist unmöglich!"

„So? Warum denn?"

„Sie kann und wird niemals zu Ihnen kommen, Antoinette, nicht einmal um diesen Preis, und Sie, — wollen Sie noch einmal in ihr Haus —?"

„Fällt mir nicht ein! Aber hören Sie mich an, Herr von Deesenberg, nur in die Hände von Franzens Frau lege ich die Papiere."

„Mein Gott," rief der Hauptmann ganz verzweifelt, „häufen Sie doch nicht Wirren auf Wirren, Antoinette! Glauben Sie vielleicht, ich gebe die Papiere nicht redlich ab?"

Sie legte lächelnd ihm beide Hände auf die Schulter und sah in sein Gesicht, das die schwankende Lampe zitternd beleuchtete.

„O, in Sie habe ich gewiß kein Mißtrauen. Sie sind ein guter Mensch; aber seien Sie auch einmal gerecht! Verlange ich wirklich zu viel?"

Deesenberg schwieg. Zuviel war es ja nicht, aber immerhin genug, um die Fäden wieder zu verwickeln.

„Ich habe einen Plan!" sagte die Chansonette endlich. „Am Sonnabend haben wir die große Redoute im Opernhause, zu gunsten der Armen. Der Hof ist da, alles, was überhaupt in der Residenz nobel ist. Lazare hat versprochen, mich auch unter einem Domino hinzuführen, Hafftens werden ebenfalls dort sein. Sorgen Sie dafür, daß ich sie dort zu sprechen bekomme."

„An einem öffentlichen Ort? In Gegenwart Ihres Begleiters und hundert neugieriger Ohren und Augen? Unmöglich, Antoinette."

„Himmel, was Sie mich quälen! Aber Sie bringen mich nicht davon ab, ich will mit Frau von Hafften sprechen.

Geben wir uns dann um zwölf Uhr ein Rendezvous in Ihrer Wohnung, da sind wir allein. Ich will ihr ja nichts zuleide tun, Sie sollen natürlich dabei bleiben."



Deesenberg kämpfte einen schweren Kampf. Ihm erschien die Forderung der Chansonette in einer Beziehung unerhört, und doch sagte ihm die Vernunft, daß er am besten tue, Evelyn zuzureden, sich dies eine Mal zu fügen. Was konnte ihr geschehen unter seinem Schutz? Hart würde es für sie sein, aber damit war das letzte getan. Die Herzen der Gatten mußten sich wiederfinden, und ein neues Glück sich auf den Ruinen des alten auferbauen. Evelyns Augen würden wieder strahlen, der süße Mund kindlich froh lächeln, und mit stolzem Siegesgefühl durfte er sich dann heimlich sagen, daß er redlich daran mitgeholfen hatte, obgleich ihm nur vergönnt war, bescheiden von ferne zu stehen, und daß er den schwersten Sieg errungen, den Sieg über das eigene Herz.

„Gott bewahre, wie nachdenklich," sagte Antoinette endlich und tippte ihm mit dem Finger auf die Stirn. „Haben Sie bald eingesehen, daß mein Vorschlag nicht gar so dumm ist?"

„Ich will versuchen, was ich tun kann," sagte er mit leisem Aufseufzen, „es zu versprechen ist mir unmöglich."

„Es bleibt dabei. Ich fahre punkt zwölf Uhr vom Maskenball in Ihre Wohnung, seien Sie mit Frau von Hafften etwas früher da und erwarten Sie mich. Um ein Uhr ist alles erledigt. Ich habe mein Geld und Sie die Papiere. Dem kleinen Lazare werde ich schon ausrücken, obgleich er eifersüchtig wie ein Türke ist."

Sie lachte leise auf und amüsierte sich augenscheinlich im voraus über ihren Plan. Mit einer raschen Wendung drehte sie sich um; war es nun die plötzliche Bewegung oder sonst ein Zufall — einer der Totenkränze löste sich und glitt, Deesenbergs Stirn berührend, raschelnd herab, zu seinen Füßen liegen bleibend.

Mit weitgeöffneten Augen sah Antoinette auf ihn nieder; Grauen sprach aus ihren Zügen. „Wenn er mich getroffen hätte, glaubte ich ganz sicher, daß ich sterben müßte," sagte sie, sich schüttelnd, „aber Sie sind wohl nicht abergläubisch?"

„Keineswegs!"

Er hob den Kranz auf und legte ihn dem Marienbilde zu Füßen, dabei drehte sich das lange, vergilbte Atlasband und zeigte das Datum. Antoinette las es:

„Den sechzehnten Januar!" sagte sie halblaut. „Der ist am Sonntag; nun, da bin ich wohl schon fort von hier." Sie zog fröstelnd den Pelzmantel zusammen. „Lassen Sie uns gehen! Es mag kindisch sein, aber ich lasse mich so ungern an sterben und Tod erinnern." —

Als sie auf die Straße traten, ging auf dem jenseitigen Trottoir die Kommerzienrätin mit einer befreundeten Dame.

„Sehen Sie da! Deesenberg und die Chansonette!" —

„Sie kommen aus der Kirche, das ist ja geradezu skandalös," sagte die letztere.

„Ein Deckmantel, liebe Freundin, nichts weiter als ein Deckmantel! Wenn ich sprechen wollte, dann würden Sie erst Augen machen."

„Und warum sprechen Sie nicht?"

Liane zog die Schultern empor. „Qui vivra, verra!" meinte sie geheimnisvoll.

Antoinette aber an der Seite ihres Begleiters summte leise vor sich hin:

Champagnerwein, du edler Wein,
Sollst mir hochwillkommen sein! — —

Etwa um dieselbe Zeit war Franz von Hafften bei seiner Frau eingetreten. Sie hatte sich noch gar nicht recht erholt, wenn auch das Tuch schon von der Stirn verschwunden war, und nur noch die schmale, feuerfarbene Narbe an der rechten Schläfe unter dem kurzgeschnittenen, dunkelblonden Haar hervorglühte. Aber die äußere Verwundung war ja das Geringste, was sie quälte. Tag und Nacht lauschte sie angstvoll auf die Stimme ihres Herzens, die bisher immer so entschuldigend und liebevoll für den Gatten gesprochen, jetzt aber schwieg, stumm — erstorben war. — Nichts vermochte sie mehr zum Leben zu erwecken! Sollte das immmer so bleiben? Konnte sie nichts dazu tun, daß alles wieder wurde, wie es gewesen? Mit bebenden Lippen versuchte sie ihn zu rechtfertigen. Worte blieben es — leerer Schall — das Herz gab kein Echo zurück, tot war die Liebe darin! Und Evelyn verhüllte weinend ihr Gesicht mit den Händen.

Hafften ahnte davon nichts. Ein flüchtiges Bedauern war bei ihrem Unfall vielleicht über ihn gekommen, aber sich irgend welche Schuld beizumessen — davon war er weit entfernt.

„Hier sind drei Billets zur Redoute," sagte er gleichmütig. „Ich habe für die Kommerzienrätin eins mitgenommen, sie läßt uns ja sonst doch keine Ruhe. Dir geht es wieder gut, wie ich sehe."

Evelyn nahm die blauen Kärtchen mechanisch auf und drehte sie zwischen den Fingern, ihr stand der Sinn weder nach Musik noch nach Maskerade.

„Ich weiß nicht, ob ich mitgehen kann," erwiderte sie leise.

„Unsinn! Von der kleinen Schramme solch Aufhebens zu machen, lohnt wirklich nicht der Mühe. Zudem verdeckt sie die Maske. Daß du ein so besonderes Vergnügen darin findest, dich immer als Märtyrerin hinzustellen, Evelyn! Jede andere Frau würde sich freuen und mir dankbar sein. Darin könntest du dir wirklich etwas von Lianes Temperament aneignen; es ist für einen Mann jedenfalls bequemer und angenehmer wie das deine.“

„Ja, Liane!“ sagte sie, zustimmend mit dem Kopfe nickend, ohne daß Bitterkeit oder Sarkasmus durch ihre Stimme klang. „Aber es muß eben jeder so genommen werden, wie er einmal ist.“

„O, ein bischen guter Wille wirkt Wunder! Das Unglück ist nur, du hast ihn nicht. Jedenfalls aber kommst du Sonnabend mit.“

Sie wehrte ab, obgleich sie die Billets noch immer in der Hand hielt. „Ich möchte nicht. Es ist mir, als warnt mich etwas davor! Laß mich zu Hause bleiben, Franz!“

„Du bist närrisch!“ sagte er ärgerlich. „Nein, ich gebe dir nicht nach. Was soll das überhaupt nun wieder heißen?“

Sie hatte, so lange sie sprach, mit keinem Blick in Hafftens Gesicht gesehen, ihre Stimme klang matt und tonlos. Er bemerkte es nicht. Sonst hatte sie ihm die Hand gereicht und warm seine Finger umschlossen; als er sich jetzt näherte, legte sie sich mit leisem Schauder in den Stuhl zurück, als fürchte sie sich vor seiner Berührung. Ihr Gesicht, immer zart, blaß und lieblich, trug einen verängstigten, aber auch zugleich vergeistigten Ausdruck, der sie ganz anders erscheinen ließ — nur nicht für Hafften, der nicht gewöhnt war, in den Zügen seiner Frau zu lesen.

„Wenn du es durchaus wünschest, werde ich natürlich mitgehen,“ sagte sie endlich widerstrebend, als sie seine Augen ungeduldig und fragend auf sich gerichtet fühlte, obgleich sie die ihren nicht erhob.

„Du willst nur erst gebeten sein, ich kenne ja diese Manie von dir, aber du müßtes doch nun bald wissen, daß ich

ihr nie Rechnung trage. Im Grunde bist du gerade so eitel und vergnügungssüchtig wie jede Frau und läßt dich nur allzu gern bereden!" versuchte er zu scherzen.

„Meinst du?" fragte sie zurück, mit einem so eigentümlichen Tonfall, daß er betroffen auf sie blickte; aber sie sah in ihren Schoß und schlug die Augen nicht auf.

„Komm," sagte er und bot ihr die Hand. „Schlafen hilft, leg' dich ein wenig nieder, damit du übermorgen wieder ganz auf dem Damm bist."

Ihre kalten Fingerspitzen berührten die seinen nur, um sie abzuwehren. „Ich danke, ich bin ganz gesund."

„Wie du willst! Und macht beide hübsche Toilette, Liane und du, der Hof ist da; ich habe es einmal gern, wenn man meine Damen nicht übersieht. Soll ich zur Kommerzienrätin schicken?"

„Nein, sie kommt ohnehin, es ist also nicht nötig."

„Nun, dann lasse ich euch besser allein; bei Toilettenfragen sind Männer überflüssig."

Er beugte sich über sie und berührte flüchtig mit den Lippen ihre Stirn. Mit verschränkten Händen und gesenktem Kopf ließ sie es geschehen, aber ein erkältendes, todestrauriges Gefühl kroch ihr langsam den Nacken herab, und sie fühlte sich dem gegenüber machtlos.

Noch an demselben Abend kam die Kommerzienrätin und nahm jubelnd ihr Billet in Empfang. „Wie reizend dein Mann doch ist, Evelyn!" meinte sie vorwurfsvoll. „Ich begreife deinen Geschmack nicht! Deesenberg kann sich nicht entfernt mit ihm messen!"

In das Gesicht der jungen Frau schlug heiße Röte. „Hast du Hermann gesehen? Gesprochen? Gab er dir einen Auftrag an mich?"

„Das letztere nicht; aber gestern abend kam er mit der Chansonette aus der Kirche Sankt Magdalena. Sie waren außerordentlich liebenswürdig zusammen, du bist natürlich davon unterrichtet!"

„Ja," sagte Evelyn leise und legte einen Augenblick die

Hand über die brennenden Augen. — Er handelte für sie! Warum vermochte sie nicht ruhig und sorglos der Zukunft entgegenzusehen? —

---

## XII.

Von all den Festlichkeiten des Faschings galt die Redoute im Opernhause für die vornehmste. Sie war gewissermaßen das Signal zum Beginn aller öffentlichen Festlichkeiten, zu gleicher Zeit aber auch der Gipfelpunkt. Man riß sich um die Billets zugunsten der Armen und sprach wochenlang vorher von nichts anderem. So war es alle Jahre gewesen, und so war es auch diesmal. —

Wagen auf Wagen fuhr donnernd die Rampe herauf und entledigte sich vor dem Hauptportal der Insassen. Neugierige Weiber und Kinder aus dem Volke, mit blaugefrorenen Gesichtern, in fadenscheinige Kleider gehüllt, vergaßen bei dem bunten Anblick ihres eigenen Jammers und Elends, drängten sich fast bis an die Hufe der Pferde und empfingen jeden Aussteigenden mit Rufen der Bewunderung. Die bunten, eleganten Masken tanzten ja da drinnen, um ihnen Holz und Brot zukommen zu lassen, wie konnten sie anders als dankbar dafür sein. —

Wenn die gewaltigen Flügel des Portals zurückschlugen, ergoß sich einen Augenblick schimmerndes Licht auf die dunkle Straße, drang warme, parfümierte Luft heraus und konnte man die mächtigen, weißen Allongeperücken sehen, die die Türsteher in den altfranzösischen, goldbordierten Kostümen auf den Köpfen hatten. Dann drängte die Menge draußen rücksichtslos herzu und war froh, wenn ihr solch ein Blick in das Heiligste gelang, von dem sie dann draußen in Dunkelheit und Kälte stundenlang lachend und schwatzend zehrte. —

Das Vestibül war in einen Palmengarten verwandelt; Statuen leuchteten daraus hervor, und hinter Orangerien

versteckt lagen die Garderoben. Das Theater selbst war zu einem einzigen mächtigen, ebenerdigen Raume umgeschaffen, in dessen Mitte eine Fontäne sprudelte, in deren funkelnden Tropfen das Licht der mächtigen Girandolen sich brach. Gruppen von üppigen Blattpflanzen schufen lauschige Plauderwinkel; von den mit Menschen gefüllten Balkons herab schimmerte es bunt und farbenreich, blitzten Brillanten und leuchteten Rubinen. Die Königsloge war von Prinzen und Prinzessinnen besetzt, die auf die drunten flutende Menge herabsahen, bereit, sich bei einigen der folgenden Tänze zu beteiligen. Die Herren waren ausnahmslos im schwarzen Frack, über der rechten Schulter ein kleines rundes, spanisches Mäntelchen aus Samt mit grellem Atlasfutter, als Konzession an den Prinzen Karneval, die Damen verschleiert und im Domino; auch einige Charaktermasken sah man wohl, aber sie waren in der Minderheit. Daß die Damen maskiert erschienen, war die Folge alter Tradition. Man wollte offiziell nicht Elemente zulassen, gegen die vielleicht von irgend einer Seite Einwendungen gemacht werden konnten, andernteils diese aber auch nicht ausnahmslos verbannen, um dem Ball nicht seinen ungezwungenen, lebensfrischen Charakter ganz und gar zu rauben. Antoinettes höchster Wunsch hatte im Besuch dieser Redoute gegipfelt; daß Lazare ihn zu erfüllen bereit war, hatte sie nachgiebiger und froher gestimmt, als irgend etwas anderes imstande gewesen wäre.

Als Hafften mit seinen Damen eintrat, war es bereits sehr voll. Er trug ein ponceaurotes Samtmäntelchen, Evelyn und Liane Dominos von weißem Atlas, ganz gleich gemacht, die Gesichter mit spanischen Spitzenecharpes nach Art der türkischen Haremsfrauen verhüllt. Mit neugierigen Augen blickte Liane in das Gewoge, um Bekannte zu erspähen, auch Evelyn schaute sorgsam suchend umher. Unter einer Gruppe Herren stand Deesenberg, ihre Augen trafen sich, unmerklich fast neigte er das Haupt; dann machte er wie zufällig eine Bewegung nach rechts, die es ihm gestattete, die Näherkommenden anscheinend nicht zu sehen. Er zog vor, mit

Hafften vorläufig keinen Gruß auszutauschen. Evelyn atmete befreit auf. Er war hier, sie würde also endlich erfahren, was inzwischen geschehen! Seitdem sie Deesenberg zuletzt durch Lianes Mithilfe bei sich gesehen, fehlte ihr jede weitere Nachricht. Ihre eigenen schüchternen Versuche, ihm zufällig in den Weg zu kommen, scheiterten an der steten Gegenwart der Kommerzienrätin, die sich plötzlich dazu berufen glaubte, über der Freundin zu wachen. Liane aber zum zweitenmal um ihre Hilfe zu bitten, deren sie mit keinem Wort Erwähnung tat, dazu war Evelyn zu stolz. So nahm sie denn mutig ihr unruhiges Herz in die Hand und wartete ab. Hermann würde schon so handeln wie es die Verhältnisse bedingten, ihr Vertrauen in ihn blieb unerschütterlich.

Auch Liane hatte Deesenbergs Anwesenheit sofort bemerkt, sie bog sich rückwärts und berührte Evelyns Schulter mit dem Fächer, als wollte sie sie auf etwas aufmerksam machen. Dabei streifte sie Hafften, und dieser, sich an sie wendend, fragte: „Nun, schöne Frau, was gibt es Bemerkenswertes?"

Liane preßte den Fächer an die Lippen, sie schien unruhig, verlegen. „Nichts! Nichts!" stieß sie hervor. „Ich sah nur — sehen Sie jenen Herrn dort, wie er Sie fixiert! Er fällt mir auf durch sein scharfgeschnittenes, verbranntes, grausames Gesicht!"

Dabei warf sie einen vorwurfsvollen Blick auf ihre Freundin, als fühlte sie sich durch die in eine peinliche Lage versetzt.

Hafften wandte den Kopf seitwärts, um den Besprochenen in Augenschein zu nehmen; nur einen Augenblick, dann ließ er die Arme sinken und machte einige hastige Schritte auf den Fremden zu: „Leonidas! Leonidas Gorczyn!"

„Leibhaftig! Also habe ich mich doch auch nicht getäuscht. Du bist Franz von Hafften! Der Bart ließ mich im ersten Augenblick zweifelhaft sein."

Sie schüttelten sich die Hände.

„Wo kommst du her?"

„Direkt vom Ganges.“

„Ich weiß, deine indischen Sonnenuntergänge, deine Hindumädchen und weiß der Himmel was sonst noch, haben dich berühmt gemacht!“

„In der Tat, weißt du das wirklich?“ Es klang etwas wie Spott darin, „seit wann steht Franz von Hafften mit der Kunst auf so gutem Fuß, daß sie sich gegenseitig nicht mehr ignorieren?“



„Seitdem du ihr Vertreter geworden bist!“

„Bitte, keine Komplimente, alter Freund, ich bin weniger denn je darauf zugeschnitten. Du kannst mich dreist zu den Wilden rechnen. Diese parfümierte Luft hier macht mir übel. Wollen wir unser Wiedersehen nicht in einem stilleren Winkel feiern? Meinetwegen beim kühlen Glase Rheinwein.“

„Dann laß dich erst meinen Damen vorstellen.“

„Ich bedaure sehr, Ihnen meine Huldigungen vorläufig nur unterm Schleier darbringen zu können, meine Damen! Später hole ich das um so eifriger nach, wenn ich noch so viel Kultur zusammenbringe, um nicht kläglich dabei Fiasko zu machen.“

„Sie kommen allerdings aus dem Lande der Witwenverbrennung,“ sagte Liane, „das ist wohl die Barbarei aufs höchste getrieben! Ihr großes Bild hat mir darum Grauen eingeflößt.“

Gewiß, in Europa ist man toleranter. Es wäre auch schade um all die schönen, jungen Wesen, die sonst den Flammen geopfert werden müßten," erwiderte er mit beißendem Spott. „Nun, Hafften soll mich etwas menschlich abschleifen; gestatten Sie mir also, ihn vorläufig zu entführen?"

Er wandte sich an die schweigende Evelyn. „Gern!" sagte sie mit ihrer leisen, süßen Stimme.

„Wiederfinden werden wir uns ja wohl," meinte Liane herausfordernd über die Schulter. „Eine Erscheinung wie Sie, Herr Gorczyn, übersieht man nicht."

„Ich bedaure, Ihnen augenblicklich das Kompliment nicht zurückgeben zu können, gnädige Frau."

„Komm!" sagte die Kommerzienrätin ungeduldig, schob ihren Arm unter denjenigen Evelyns und wandte sich der andern Seite des Saales zu. „Er sieht aus wie die fleischgewordene Grausamkeit und hat keine Manieren, wenigstens zeigt er sie nicht. Wenn das genial sein soll, so danke ich für berühmte Männer und halte mich lieber an das Mittelgut. Überlasse ihn nur deinem Manne, wir amüsieren uns auch allein und besser hoffe ich sogar."

Währenddessen hatten Hafften und Gorczyn sich dem Ausgange genähert, einer suchte noch im andern das Bild der entschwundenen Jugend.

„Du bist also verheiratet, Franz?"

„Ja, seit vier Jahren."

„Natürlich glücklich!"

„O ja, Evelyn ist reich und eine von den Frauen, die nicht viel Ansprüche an den Mann stellen."

„Frauen sind nur traitabel, wenn man sie schlecht behandelt, sie haben Hundeherzen."

„Also immer noch derselbe, Leonidas? Trotz zehnjähriger Erfahrungen unter heißerer Sonne?"

„Immer derselbe bis an mein Lebensende! Was mir eine dieses Geschlechtes einmal getan, werde ich nie vergessen; weniger, daß sie mich zum Narren hatte, als daß ich mich zum Narren halten ließ."

„Klotilde ist tot!“

„Das schwächt die Erfahrung nicht ab. Ich habe genug von Liebe und Ehe.“

„Auch von der Liebe? Bah, man muß nicht alles so schwer nehmen!“

„Schwer? Im Gegenteil! Liebe ist beschaffen wie Suppe, die ersten Löffel zu heiß, die letzten zu kalt. Wer angelt nach Sternen! Laß mir das einzige, was in der Welt Treue hält: meine Phantasie!“

„Du nennst das das einzige? Dann hätten wir Ehemänner ja keine ruhige Stunde.“

„Man muß auch auf alles vorbereitet sein. Den Menschen geht es wie Krebsen, sie wissen nie, ob sie nicht lebendig gesotten werden.“

„Evelyn hat kein so aufregendes Temperament; in diesem Punkt bin ich sicher.“

„Wohl möglich! Übrigens haben wir eigentlich kein Recht, einander der Unbeständigkeit zu zeihen. Wer hat seine Launen in der Gewalt? Wer kann seiner Phantasie die Richtung geben? So viel oder so wenig wie dem Lindenblatt, das der Wind forttreibt.“

„Nun erzähle mir von dir, Leonidas. Du hast dich sehr verändert.“

„Alles Überflüssige ist verschwunden. Der Körper ist nur noch Sehne und Muskel, das Innere Eis.“

„Bleibst du hier?“

„Vorläufig nur ein paar Tage. Es gelüstete mich einmal wieder, einen Blick in die alte Farce zu tun, aber ich habe bereits genug davon.“ Über das eigenartig geschnittene, bizarre Gesicht des Sprechenden flog ein Ausdruck des Ekels. „Übrigens hätte ich das wissen können und zu Hause bleiben sollen, anstatt mich von den rosa Affichen verleiten lassen, hierher zu gehen. Dich hätte ich auch morgen noch gesprochen.“

„Unsinn,“ sagte Hafften und schenkte zum drittenmal die Gläser voll, „genieße den Augenblick! Du kannst dich

auch hier amüsieren, ohne die Witwen indischer Rajahs zum Scheiterhaufen zu begleiten. Es lebe dein Ruhm!"

In dem lauschigen Raume, wo die beiden alten Freunde saßen, blieb es verhältnismäßig still, es war noch zu früh zum regelrechten kommen und gehen durstiger Seelen. In abgerissenen Takten klang grell die Musik herüber, sobald die lauteren Instrumente einsetzten, sonst vermischte sie sich fast ganz mit dem Murmeln und Rauschen und Brausen, das vom großen Saal herüber seine Schallwellen bis hierher wälzte. Sie saßen und tranken und schwatzten; Franz von Hafften hatte seine Frau vergessen.

Evelyn stand einsam unter einer prächtigen Platanengruppe und sah auf die bald sich lösenden, bald sich wieder verschlingenden Touren eines Contretanzes. Liane hatte sich soeben von ihrer Seite entfernt und war hinter der hin und her flutenden Menge verschwunden. Sie suchte bereits den ganzen Abend in die Nähe des Prinzen Erich zu kommen, der mit seinem Adjutanten einen Rundgang durch den Saal angetreten hatte, und der als galanter, lebenslustiger Herr bekannt, es sehr liebte, unter dem Deckmantel der Maskenfreiheit ein kleines, pikantes Abenteuer zu bestehen. Auf diesen Augenblick hatte Liane lange gewartet; jetzt bot er sich ihr, und ohne auch nur einen Gedanken, ein Wort an Evelyn zu verschwenden, machte sie sich sofort die Gelegenheit zu nutze.

Unter all den tanzenden Paaren, dem Lachen, Flüstern, Kokettieren, dem regellosen Auf- und Abwogen, war sie allein geblieben, und ein grenzenloses Gefühl von Verlassenheit überkam sie plötzlich, viel tiefer und schmerzlicher als an den langen, einsamen Abenden zu Hause. Es erschien ihr, als hätte alle Welt sie vergessen, als gehörte sie zu niemand und niemand zu ihr. So überflüssig wie jetzt war sie sich noch niemals erschienen! Gewiß trug sie die Schuld. Ihr Gatte war berechtigt, einen alten Freund zu begrüßen, Liane nicht nur hier, um ihr Gesellschaft zu leisten, Deesenberg hielten wohl andere Verpflichtungen fern; warum mischte sie sich nicht unter die Fröhlichen, neckte diesen oder jenen, ließ sich von Tarsen

zum Büfett führen, um den brennenden Durst, der sie quälte, mit einer Schale Eis zu löschen. Sie konnte das alles, jede andere würde es auch zweifellos tun, aber sie war zu furchtsam dazu, zu schwerfällig; der Gedanke, nur einen Schritt vorwärts zu machen, erfüllte sie mit beklemmendem Unbehagen. Wenn doch nur jemand käme und sich ihrer annehmen wollte!

„Sind Sie allein, Evelyn?"

Es war Deesenbergs Stimme, die halblaut diese Frage an sie richtete, während er neben sie trat. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Erleichterung und Freude wandte sie sich hastig um. All ihre wehen Gedanken, das Bewußtsein ihrer Verlassenheit waren verflogen wie Nebel vor der Sonne; in sanftem Glanz leuchteten ihre Augen aus dem schmalen Schleierspalt in die seinen, als sie erwiderte: „Ganz allein, Hermann; ich wartete, glaube ich, auf Sie."

„Wo ist Ihr Gatte?"

„Er fand einen Freund unerwartet hier wieder; sie sind in die Weinstube gegangen."

Deesenberg atmete erleichtert auf. „Das ist gut! Und die Kommerzienrätin?"

„Sie schalt mit mir, ich sei ihr zu langweilig, sie wollte sich allein amüsieren. Wo sie geblieben ist, weiß ich nicht."

„Hat sie nicht mit Ihnen den gleichen Domino?"

„Genau denselben. Nur trage ich weiße Gardenien, Liane rote Rosen."

„Der Unterschied ist unbedeutend. Man wird Sie also nicht gleich vermissen, Evelyn?"

„In dieser Fülle wohl kaum. Was ist, Hermann?"

„Liebste Freundin," er faßte nach der kleinen, behandschuhten Hand und legte sie behutsam in seinen Arm, „sagen Sie mir noch einmal, daß Sie mir bedingungslos vertrauen."

„Zweifeln Sie daran, Hermann?"

Das Gesicht, das sie ihm zuwandte, war zwar vom Schleier bedeckt, dennoch meinte Deesenberg den gläubigen, vertrauenden Ausdruck darin zu bemerken, und leise drückte er ihren Arm an seine Brust.

„Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, Evelyn.“

„Über Antoinette?“

„Über Antoinette! Sie ist bereit, die Papiere gegen fünftausend Taler herauszugeben, aber nur Ihnen allein.“

„Mein Gott, das ist unmöglich.“

„Warum?“

„Wo soll ich sie sprechen! Zu ihr? — Ich? — Nein Hermann, das dürfen Sie mir nicht zumuten! Und sie zu mir —“ Evelyn schauderte.

„Das will sie ebensowenig. Da wäre das einzige Auskunftsmittel, Sie träfen sich in meiner Wohnung.“

Der schlanke Arm begann in dem seinigen zu beben, eine halberstickte Stimme flüsterte fragend, zweifelnd, sorgenvoll: „Hermann!“

„Ich weiß, daß der Vorschlag Sie im ersten Augenblick erschrecken muß, Evelyn, aber denken Sie nur ruhig darüber nach; in Wahrheit ist er nicht schlimm. Was riskieren Sie dabei? Unter meinem Schutz geleite ich Sie hin, niemand sieht Sie, in einer Viertelstunde haben Sie die Papiere in Händen und kehren beruhigt auf den Ball zurück, wo Sie keiner bis dahin vermißt hat. In diesem Falle müssen wir auch sagen: Der Zweck heiligt die Mittel. Und Ihr Zweck ist ein heiliger.“

„Ich fürchte mich,“ sagte sie zitternd.

„Kleines Hasenherz! Wie oft haben wir nicht in Priesfelde in meinem Zimmer gesessen; es war Ihr Lieblingsaufenthalt, Evelyn.“

„Ja, damals!“

„Nun und heute gilt es etwas Ernsterem als einem Vergnügen. Glauben Sie wirklich, ich könnte Ihnen dazu raten, wenn ich nicht zugleich mit meinem ganzen Selbst in die Schranken treten würde?“

In diesem Augenblick chassierte Tarsen auf dem glatten Parkett auf das Paar unter der Palmengruppe zu.

„Wissen Sie, Deesenberg, was ich Ihnen sagen wollte und worauf ich auch schon andere aufmerksam gemacht habe?

Sie sehen frappant aus wie Posa in diesem violetten Samtmäntelchen mit dem ernsten konzentrierten Gesichtsausdruck, den ich soeben an Ihnen wahrgenommen. Schade, daß Don Carlos fehlt! Nun, jedenfalls wünsche ich Ihnen ein besseres Ende als dem ersteren. Wer ist Ihre Nachbarin," — setzte er flüsternd hinzu — „darf ich mich Ihnen anschließen?"

„Ich bedaure sehr, die Dame — wünscht unerkannt zu bleiben."

„Pardon! Dann viel Vergnügen."

Damit verschwand der hübsche Blondkopf in der Menge, und Evelyn fühlte sich wieder beruhigt. „Wie gut, daß Sie ihm nicht sagten, wer ich bin, Hermann."

„Er hätte uns sonst nicht verlassen, und, Evelyn, die Entscheidung drängt."

„Ich bin ratlos, ganz ratlos," sagte sie und verschränkte die Hände auf seinem Arm. „Was soll ich nur tun?"

„Mir folgen! Habe ich jemals Ihr Vertrauen getäuscht? Haben Sie irgend einen Grund mich für fähig zu halten Ihnen mehr zuzumuten, als ich leider gezwungen bin zu tun? Evy, liebe kleine Evy, lassen Sie mich auch diesmal — das letztemal — Ihr Führer sein. Dann liegt Ihr Lebensweg wieder glatt und sonnenhell vor Ihnen wie früher; denken Sie, daß kein Opfer groß genug sein kann, um die Ruhe des liebsten Menschen auf Erden zurückzuerringen."

Ton und Worte waren gleich eindringlich und überredend; Evelyn seufzte nur, aber sie schwieg und war nicht mehr bemüht Deesenberg zu versichern, daß sie bereit sei alles für den Gatten zu wagen. „So erzählen Sie mir von Ihrem genauen Plan."

Er zog einen kleinen Sitz in Form eines Pilzes heran, sie ließ sich darauf nieder, und, den Arm auf den mächtigen Kübel der Platane gestützt, über sie gebeugt, im halblauten Flüsterton, teilte er ihr seine Verabredung mit Antoinette mit.

„Donnerwetter, Deesenberg schneidet ja höllisch die Cour,"

sagten ein paar seiner Bekannten, mit lachenden Gesichtern herüberblickend.

„Wen hat er denn da, das ist doch sonst seine Art nicht!"

„Das verschleierte Bild von Sais, die Göttin der Tugend und Wissenschaft."

„Antoinette wird es sein."

„Nein, dazu ist die Haltung nicht degagiert genug."

„Zerbrechen wir uns unsere Köpfe nicht weiter, was kümmert uns Deesenberg! Machen wir uns lieber hinter dieser prächtigen Katze her."

In der Tat ging soeben eine üppig schöne Frauengestalt an den Plaudernden vorüber, im Kostüm einer weißen Katze. Das Röckchen aus Fellen, an den Handschuhen Krallen, ein blaues Bändchen um den Hals und auf dem Kopf einen ganzen Katzenbalg mit spitzen, kleinen Ohren und schillernden Augen. Sie jagten alle hinter dem prächtigen Tier her, das sich scheu halb zur Seite wandte, als es an der Platane vorüberkam, dann aber, nachdem es seine Peiniger losgeworden, auf leisen Sohlen wie das Urbild einer wirklichen Katze zurückschlich und sich jenseits des großen Kübels niederließ. Sie lauschte aufmerksam hinüber, und Deesenberg sagte soeben:

„Es bleibt also dabei, Evelyn, um dreiviertel auf Zwölf verlassen wir den Saal, in einer Stunde sind wir zurück. Es ist ohne alle Gefahr, mein Gott, beruhigen Sie sich doch nur!"

Die Katze ließ den Elfenbeinfächer, den sie in den Händen hielt, rasselnd zu Boden fallen, und Evelyn zuckte erschrocken zusammen. „Mein Gott, wenn uns jemand gehört hätte!"

Deesenberg sah um den mächtigen Kübel herum; aber dort war nichts weiter als die Maske einer weißen Katze, die sich eben langsam in den Saal hinein entfernte.

„Es ist nichts. Arme Freundin! Ich wünschte für Sie, die nächste Stunde wäre erst glücklich überstanden."

„Wie spät ist es?"

„In fünf Minuten Dreiviertel. In fünf Minuten müssen wir fort. Kommen Sie jetzt schon mit, das Gedränge ist so groß. Wo ist Ihre Marke, daß ich den Mantel hole."

„Die hat Franz.“

„Was wollen wir dann aber machen. So erkälten Sie sich ja auf den Tod“



„Ach nein, ach nein! Es ist ja nicht weit, wenn wir einen Wagen nehmen. Nur jetzt keine Verzögerung mehr, Hermann. Mich friert nicht bei der Erregung!“

Sie war todesmutig und entschlossen zu allem, als sie

sich fest auf seinen Arm lehnte und einen Weg durch die Menge suchte. Seine Nähe schien sie zu beruhigen, sein fester Entschluß sich ihr mitzuteilen, ohne Schwanken und Zittern trat sie in das Foyer.

Etwa eine halbe Stunde später hob die üppige Frauengestalt in dem Kostüm der weißen Katze den schweren, türkischen Türvorhang, der die Weinstube nach dem Korridor hin abschloß, in die Höhe und warf einen suchenden Blick durch den kleinen Raum. Allmählich war es dort voller geworden, je mehr der Moment, in dem die Souperpause begann, sich näherte. Da die Anwesenden meistens Herren waren, kräuselte sich der blaue Zigarrendampf ungeniert überall zur Decke empor, die Gläser klangen aneinander, und niemand achtete sonderlich auf die Eintretende. Hafftens Gesicht war gerötet, er schien lustig und guter Dinge. Mit weichen, geschmeidigen Bewegungen glitt die Katze hinter seinen Stuhl und faßte nach seinem Glase. „Du erlaubst," sagte sie dabei in heiserem, offenbar verstelltem Flüsterton.

„Immerzu, schöne Maske, ich gebe es gern. Auf dein Wohl."

„Darf ich mich für den frommen Wunsch revanchieren?" Sie legte die beiden bloßen Arme ungeniert auf seine Stuhllehne und funkelte ihn mit den fast ganz verdeckten Augen an.

„Wenn es dich drückt und der Lohn süß ist," lachte er zurück.

„Als du herkamst, hattest du an jedem Arm eine weiße Taube. Wo sind sie geblieben?"

„Was geht das dich an. Oder hast du etwa Appetit auf Taubenfleisch?"

„Ich — nein! Aber desto mehr vielleicht andere."

„Was ist denn deine Lieblingsspeise?" fragte Gorczyn sarkastisch.

Die Katze drückte die beiden Pfötchen an die Augen. „Unter Umständen — Gimpel!" sagte sie wegwerfend.

„Dann findest du hier keine Nahrung."

„O doch! Oder ist dein Freund so sicher im Bewußt-

sein seiner siegenden Schönheit, daß er nicht einmal den Gedanken zu fassen vermag, sie sei entwertet durch den sicheren Besitz?"

„Was soll das heißen?" fragte Hafften, erregt herumfahrend und griff nach der Hand der Spötterin. „Wer bist du?"

„Nimm dich in acht!" Sie drückte die scharfen Krallen fest in sein Handgelenk. Er zuckte zurück und runzelte die Stirn.

„Ja," sagte die Maske mit leisem, hohnvollem Auflachen, „manchmal trägt man gerade da Wunden davon, wo man am wenigsten daran glauben möchte. Hüte dich! Und vor allen Dingen, hüte deine weiße Taube mit den Gardenien vor der Brust."

„Ich bin jetzt dieser versteckten Andeutungen satt!" rief Hafften und griff heftig nach der Larve, die das Gesicht der Sprechenden versteckte; sie hatte diesen Angriff aber wohl vorausgesehen, gewandt wie eine Schlange entschlüpfte sie ihm und flüchtete hinter einen eben eintretenden Herrn, dessen Arm sie ergriff, und der sich gutwillig, obgleich augenscheinlich auf solchen Überfall nicht vorbereitet, fortziehen ließ. Hafften biß unmutig die Zähne zusammen, als er die weiße Katze verschwinden sah, stützte dann den Kopf in die Hand und goß das eben erst vollgeschenkte Glas Wein auf einen Zug hinunter, ohne Miene zu machen es aufs neue zu füllen. Gorczyn beobachtete ihn einige Augenblicke schweigend.

„Ist dir Galle hineingetröpfelt worden?" fragte er endlich mit dem beißenden Spott, der ihn immer auszeichnete. „Armer Freund, ich will dir helfen den häßlichen Trank hinunterzubringen! Suchen wir nach deiner Frau."

Hafften erblaßte. „Du könntest wirklich glauben, es sei etwas anderes als Scherz gewesen, was die unbekannte Maske veranlaßte, mich mit ihren dunklen Andeutungen hier aufzujagen. Bah! Du kennst eben Evelyn nicht! Sie ist nicht wie andere Weiber, die um jeden Preis gefeiert und angebetet werden wollen. Sie hat kein Bedürfnis nach Aufregung und Abwechslung."

„Tant mieux! rief er lachend, „wenn du deiner Sache so sicher bist, weiß ich nicht, weshalb du dich echauffierst.“

Hafften zog den langen schwarzen Schnurrbart in Gedanken verloren unablässig durch die Finger, berührte aber den Wein nicht mehr. „Wenn es dir kein allzugroßes Opfer wäre, Leonidas, einmal mit mir durch den Saal zu kommen—“ begann er endlich zögernd, „du natürlich, der Frauenverächter, siehst solche Dinge mit andern Augen an, aber ich — —“

„Schon gut, wozu überflüssige Worte, ich bin bereit.“

Sie standen auf und verließen die kleine Weinstube; aus dem Saal herüber klang ihnen die Offenbachsche Melodie aus Pariser Leben entgegen: Es tanzet, tanzet, tanzet, das Zimmer, Zimmer, Zimmer und der Verstand er fliegt davon — Gorczyn summte die Worte leise vor sich hin; ein häßlicher, pessimistischer Ausdruck lag auf seinem scharfgeschnittenen Gesicht.

Als sie eintraten, umflutete sie ein Menschenstrom, es schien unmöglich aus diesem Chaos eine einzelne Person herauszufinden, dennoch flogen Hafftens scharfe Augen rechts und links herum. Was er suchte sah er nirgends, jede andere Farbe der Dominos war oft genug vertreten, einen weißen fand er nicht. Schritt für Schritt nur drangen sie vorwärts. Hier und da versuchte man ihn neckend aufzuhalten, mancher Arm schob sich scherzend unter den seinen, aber er wehrte alles ungeduldig ab, eine nervöse Aufgeregtheit hatte sich seiner bemächtigt. Warum, wußte er eigentlich selber nicht recht. Er hatte sich im allgemeinen in Gesellschaften nie viel um seine Frau gekümmert, sie war ja alt genug, um für sich selber zu sorgen; die Geselligkeit schien ihm nur dazu da, das ewige Einerlei der Alltäglichkeit zu unterbrechen. Es war einfach lächerlich, die Bande, die ihn sonst damit verknüpften, nicht nach besten Kräften zu ignorieren. Er hatte auch jetzt kein Gefühl der Besorgnis um ihr Verbleiben, es war ganz etwas anderes, das an ihm nagte. Wie spöttisch hatte das Lachen der Maske geklungen! Sollte er in seiner Sorglosigkeit Evelyn doch nicht richtig beurteilt haben? Sollte Deesenberg — Deesenberg, richtig, das war es, was ihn so

ruhelos und empört umhertrieb! — Er würde ihn wieder an der Seite seiner Frau finden, diesen Verhaßten. Ha! Da tauchte dicht vor ihnen ein weißer Domino im Gedränge auf und verschwand dann wieder. Hafften drängte ihm mit aller Macht nach.

„Sachte! Sachte!" meinte Gorczyn bedächtig. „Wir können uns hier doch nicht stoßen wie die Fischweiber. Bist du denn plötzlich so toll und blind in deine Frau verliebt?"

Der Oberleutant sah den Sprecher einen Augenblick verständnislos an, dann plötzlich drückte er heftig seinen Arm. „Nein," sagte er heiser. „Aber meine Ehre — du begreifst!"

Der andere nickte still vor sich hin. Mißtrauen fand in seiner Brust stets ein verwandtes Echo.

Da war der weiße Domino wieder, groß und schlank. Hafften faßte heftig nach seiner Schulter. „Wo ist Liane, Evelyn?"

Erstaunt hob sich das verschleierte Gesicht. „Ich kenne beide Namen nicht." Die Stimme war fremd, und zum Überfluß sah er in ein paar funkelnde schwarze Augen.

Er ließ die Schulter fahren, Evelyn war es nicht. Aber auch Liane schien verschwunden, das gab ihm fast ein Gefühl der Beruhigung. Wieder ein weißer Domino — die Jagd begann aufs neue und war abermals resultatlos. Da kam ihnen Tarsen in den Weg, und ohne sich um Hafftens finstere Miene zu kümmern, schloß er sich ihnen an.

„Amüsieren Sie sich etwa? Ich langweile mich tödlich! Wo haben Sie denn Ihre Damen?" fragte der hübsche Blondin in einem Atem.

„Ich bin eben auf der Suche nach ihnen. Haben Sie sie etwa gesehen?"

„Wie kostümiert?"

„Weiße Dominos."

„Tut mir leid, ich erinnere mich nicht. Der einzige weiße Domino, der mir auffiel, war in Deesenbergs Gesellschaft. Eine elegante Erscheinung."

„Trug sie Blumen vor der Brust?“ Hafftens Stimme klang rauh.

„Wahrhaftig, habe keinen Schimmer! Doch — ja, ja, warten Sie einen Augenblick, Gardenien waren es, glaube ich. Ein Strauß fiel zu Boden, als sie davon gingen, aber es war zu voll, um ihn aufzuheben. Ich hatte eigentlich die Absicht.“

„Und wo ist das Paar geblieben? Haben Sie zufällig etwa darauf geachtet?“

„Ja, weil Deesenberg so fürchterlich reserviert tat. Er wollte seine Dame augenscheinlich für sich allein behalten und wies mich schroff ab, als ich bat mich ihnen anschließen zu dürfen. Es muß ihm aber doch nicht recht auf andere Art gelungen sein, ich sah beide bald darauf im Ausgang verschwinden.“

„Unmöglich!“ stieß Hafften hervor. Sein Gesicht war blaß wie das eines Toten. Tarsen merkte es kaum.

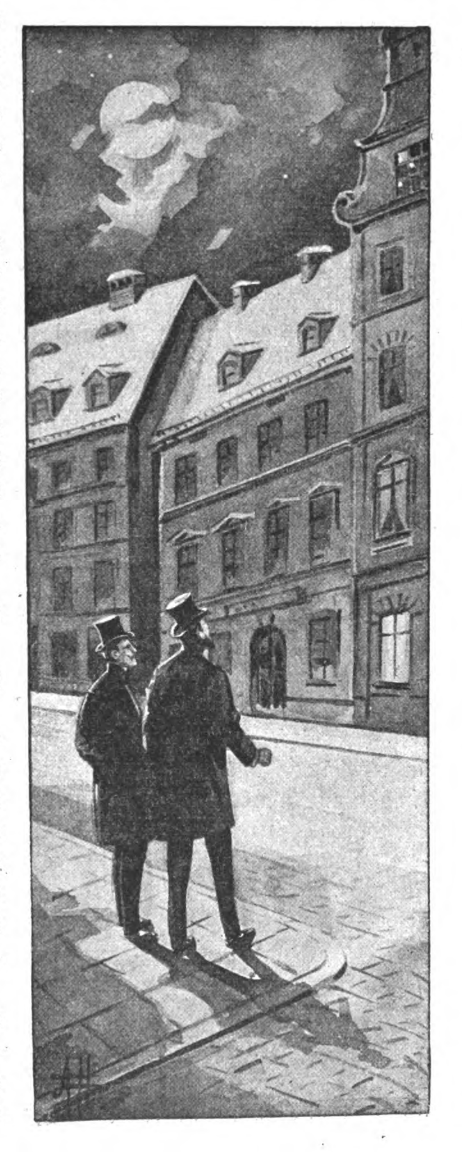
„Herrgott, ich weiß doch wohl, was ich gesehen habe! Im stillen beneidete ich ihn und hielt ihn für außerordentlich klug. Wer weiß, wer sie war. So ein kleines Abenteuer unter Domino und Maske ist ein großartiger Coup. Höllisch comme il faut. Deesenberg hat es hinter den Ohren. Aber ich sehe da vorne jetzt auch ein pompöses Weib! Werde mich mal heranschlängeln. Auf Wiedersehen!“

Tarsen ließ sich vorwärts schieben; Hafften und Gorczyn blieben wie auf Verabredung regungslos stehen und wandten sich dann dem Ausgange zu. Als sie das mächtige Vestibül betraten, fiel es Hafften plötzlich ein, daß er ja Evelyns Garderobenmarke bei sich trug. War sie es gewesen, die mit Deesenberg gegangen, mußten sich entweder ihre Sachen nicht mehr hier befinden oder sie hatte im Domino das Theater verlassen, dann war sie keinesfalls unbemerkt geblieben.

Er trat zur Garderobière. Mantel und Kapuze waren da. Nun zu den Türstehern in ihren weißen Perücken und goldenen Stöcken. Woher ihm all die ruhige Überlegung kam, wußte er selber nicht, es war, als gehorche er einem andern, mächtigeren Willen. Schweigend folgte ihm Gorczyn.

Etwas wie Mitleid regte sich in ihm für den Freund und Bitterkeit und Verachtung für das ohnehin schon so gehaßte andere Geschlecht.

„Ein Herr und eine Dame? Ja wohl — vor einer halben Stunde etwa," sagte der Mann, den Hafften fragte. „Sie gingen hier heraus, die Dame sollte so lange warten, bis der Herr einen Wagen hatte heranrufen lassen, aber sie wollte nicht. Sie schob ihn beinah mit Gewalt zur Türe hinaus."



„Die Dame trug einen Pelzmantel?"

„Nein, Herr, nur ein weißes Atlaskleid und den Schleier vor dem Gesicht. Der neben ihr ging, meinte, sie würde sich den Tod holen, und das hatte ich auch gedacht; es ist kalt draußen."

Hafftens Hände schlossen sich krampfhaft zur Faust. Seine athletische Gestalt reckte

sich, und die dunklen Augen schossen Blitze. Er sah schön, aber zum Erschrecken schön aus. Gorczyn, der ihn von der Seite betrachtete, murmelte: „Luzifer!"

Er hatte nur den Laut ohne Verständnis an sein Ohr klingen hören und erwiderte heiser: „Komm!"

Donnernd schlug das schwere Portal hinter ihnen zu. Musik, Gelächter, Glanz und Licht erlosch hinter ihnen, vor ihnen lag die kalte, mondhelle Winternacht, stille Straßen, trüb blickende Laternen und — die Rache.

Schweigend, aber schnellen Schrittes kreuzten sie den Theaterplatz und bogen dann in die Floriansstraße ein. Hafftens Arm lag schwer und zuckend in demjenigen des Freundes, sein Atem ging unregelmäßig und keuchend, die hastige Bewegung und die kalte Nachtluft waren augenscheinlich die einzigen Mittel, die ihn augenblicklich bändigten. Durch das weiß glänzende, scharfe Mondlicht schritten sie dahin, in der menschenleeren Straße hörte man den Widerhall ihrer Tritte. Dumpf dröhnend schallten zwei Schläge der mächtigen Florians-Uhr durch die Nacht. — Halb Eins. — Sie verklangen zitternd in der schimmernden, bewegten Luft. Ganz in der Ferne bellte ein Hund. — Plötzlich blieben die Wandernden stehen. Deesenbergs Fenster waren hell erleuchtet; in taktmäßigem Schritt wandelte links die Schildwache auf und ab. Friedlich und ruhig lag die Straße da. Welch ein Gegensatz zu den Menschen, die in ihr standen und die Fenster mit brennenden Blicken betrachteten. — Hafften machte eine hastige Bewegung vorwärts.

„Ruhig!" sagte Gorczyn und hielt ihn zurück.

---

## XIII.

Zitternd, mit bang klopfendem Herzen hatte Evelyn sich in die Wagenecke gedrückt, als sie den Ball mit Deesenberg verlassen. All ihr Mut war wieder dahin, aber sie schämte sich, ihm das zu gestehen. Ihre Besorgnis galt weniger dem

Besuch bei dem Jugendfreund — er hatte recht, welch großer Unterschied bestand denn zwischen damals und jetzt, waren sie doch dieselben geblieben — als dem Begegnen mit Antoinette, die sie verabscheute und fürchtete zu gleicher Zeit. So gedemütigt kam sie sich durch das Mädchen vor, so herabgewürdigt in ihren eigenen Augen, und doch — was half das alles — sie mußte vorwärts, auch über die Bitternis in ihrem eigenen Herzen.

Deesenberg ahnte die Gefühle, die das Herz seiner Begleiterin bewegen mochten, er schwieg. Womit sollte er sie auch beruhigen oder zu trösten versuchen? Der Kampf in ihr mußte laut- und klaglos ausgefochten werden. Vielleicht hätte er ihr stumm die Hand drücken können, nur damit sie fühlte, er wüßte genau wie ihr zu Sinne, aber er tat es nicht. Es war besser so. Je weiter der Raum, der sie trennte, auch äußerlich aufrecht erhalten wurde, je reiner blieb sein Gewissen, je mutiger besiegte er sein eigenes Herz.

Der Wagen hielt, sie stiegen aus. Die Schildwache blieb stehen und starrte mit müden, schläfrigen Augen auf die weiße, lichtumflossene Gestalt, die einen Augenblick auf der kalten Straße stand und dann im Dunkel der geöffneten Haustür verschwand. Das Rauschen und Knistern der schweren Seide drang an sein lauschendes Ohr, dann setzte der Soldat seinen rastlosen Wanderweg fort, und wenn er sich über etwas gewundert haben würde, so wäre es das gewesen, daß die Haustür nicht wieder von innen verschlossen wurde.

Deesenberg hatte beim Fortgehen die Lampe brennen lassen und dem Burschen befohlen, sie nicht zu löschen; so empfing Evelyn bereits Helle, als sie eintrat, und es war ihr möglich mit einem schnellen Blick das Wohnzimmer ihres Jugendfreundes zu überfliegen. Es heimelte sie an, als ob etwas von der Heimatsluft aus Priesfelde an einzelnen Gegenständen hängen geblieben wäre, die sie noch von Tante Julie her kannte. Sie löste den Schleier, der ihr Gesicht verbarg, und ließ ihn auf die Schulter herabgleiten, ein heftiges Frösteln schüttelte ihren Körper, der Übergang von

der Hitze des Ballsaals zu der kalten Winternacht war allzu schroff gewesen.

Deesenberg rückte einen bequemen Stuhl dicht an den Ofen, ließ sie darauf niedersitzen und schob ein Kissen unter ihre Füße, sorglich und geschäftig wie eine Frau; sie ließ es ruhig geschehen und lehnte, einen Augenblick die Augen schließend, den Kopf gegen den Sessel. Er stand am Schreibtisch, durch die ganze Länge des Zimmers von ihr getrennt, und beobachtete sie. „Evelyn," sagte er endlich, „Sie frieren, darf ich Ihnen eine Tasse Tee machen?"

Sie fuhr erschrocken auf. „Nein, Hermann, ich danke Ihnen. Es ist auch nur die Aufregung. Wie spät wird es sein?"

„Gerade Zwölf." Er zeigte auf die alte Uhr, die seinen Schreibtisch schmückte und eben zum Schlagen aushob.

„Also bald wird die Entscheidung kommen. Jeden Augenblick! Hörten Sie nichts, Hermann?" Sie bog sich lauschend vor, aber Haus und Korridor lagen in tiefstem Schweigen.

„Es ist der Schritt des Postens, der Sie irregeführt hat," sagte er beruhigend. „Auf den Moment pünktlich wird Antoinette nicht sein."

„Ich wollte, es wäre erst überstanden," seufzte sie. „Ich weiß nicht, mir ist so angst, so beklommen." Sie strich mit der Hand von den Schläfen aufwärts über die dunklen Haare, ihre Augen hatten wieder den verängstigten Ausdruck.

„Evelyn" — er kam ihr näher, „wollen Sie in der letzten Minute mutlos werden?"

„Lieber Freund, zanken Sie mit mir, tadeln Sie mich, sagen Sie, was Sie wollen, ich kann es nicht ändern, mein Herzschlag erstickt mich fast. Wenn Sie nicht hier wären! —"

„Aber ich bin hier, Evy. Ausharren bis zum letzten Moment, dann erst dürfen wir den Siegespreis für uns in Anspruch nehmen. Und wie hoch ist der Ihre! Bedenken Sie das doch."

„Ist er das auch wirklich?" fragte sie und preßte die

gefalteten Hände gegen die Brust. „Hermann, ich fürchte, ich habe daran zweifeln gelernt.“

Nun beugte er sich vor und faßte ihre Hand. „Nein, Evelyn, das dürfen Sie nicht, niemals! Die Ehe ist ein zu ernstes, heiliges Band, um es mit kleinlichen Zweifeln anzugreifen und zu vernichten.“

„O, auch Sie!“ sagte sie mit tiefem Aufseufzen. „Beurteilen Sie mich nicht niedrig, Hermann, ich verdiene es nicht. Aber es gibt Stunden, in denen man zu der schmerzlichen Überzeugung kommt, daß nichts imstande ist, ein seelisches Übereinstimmen zwischen Menschen herbeizuführen, die im Grunde verschieden sind — keine Liebe, keine Pflichterfüllung, keine Resignation. Und will man denn immer nur resignieren und sich an Pflichten anklammern, um das Leben wenigstens in etwas auszufüllen? Gibt es wirklich kein anderes Glück als kaltes Nebeneinander= statt Miteinanderleben? Hermann, ich habe mich immer selbst zu belügen versucht, mir eingeredet, Franz liebe mich, wie ich ihn, seine Art sich zu äußern, sei nur eine andere, der meinen verschieden, ich dürfe nicht rechnen und abwägen, sondern müßte nehmen was er mir gibt und damit zufrieden sein. Aber das ist ja nicht wahr! Mein armes Herz wehrt sich dagegen mit aller Macht. Es hat so großen Durst nach Liebe, daß es sich fast verzehrt, aber wo ich auch anklopfe mit zagendem Finger, überall Steine — Steine statt Brot, und ich verhungere doch! Bin ich denn nicht wert, geliebt zu werden? Vermag ich keines Menschen Herz auszufüllen, wenn ich doch meine Seele, mein ganzes Sein und Empfinden dafür hingebe?“

Evelyn war aufgestanden und blickte mit den dunklen Augen, in denen unter ihren Worten ein Leuchten und Funkeln wie von verhaltenen Tränen aufgeglommen, flehend auf Deesenberg. Er stand noch immer schweigend da, die Hand fest auf die Tischplatte gestützt, den Blick zur Erde gesenkt. Sie sah in seinem Schweigen eine stumme Anklage, und indem ihr das Blut in die Wangen schoß, fuhr sie hastig fort:

„Ich habe mich noch niemals beklagt und werde es nach

dieser Stunde auch niemals wieder tun! Wer hätte auch Interesse daran, wie es um mein Inneres bestellt ist! Etwa Liane? Oder Franz? Sie haben sich nie die Mühe genommen mich zu verstehen! Für Franz ist jede andere interessanter als seine Frau, und Liane meint, ich habe kein Recht mehr zu verlangen wie mir geworden. Name, Stellung, die Persönlichkeit meines Mannes seien genügendes Äquivalent für meinen Reichtum. Seitdem habe ich das Geld verabscheuen gelernt! Zu Ihnen, Hermann, wollte ich aber einmal sprechen wie es mir ums Herz ist, bei Ihnen kann ich es — nicht wahr, Sie tadeln mich deshalb nicht, ich habe ja sonst keinen Menschen!"

Wieder traf ihn der flehende Blick, der um ein Trostwort zu betteln schien — er sah ihn nicht. Fest und starr hielt er die Augen auf das Muster im Teppich gerichtet, soweit es das Lampenlicht erhellte. Hätte er aufgesehen, wäre er ihren Blicken begegnet, dann — das fühlte er — war es um seine Selbstbeherrschung geschehen, von der ohnehin nur Gott und er selber wußte, was sie ihn kostete.

Evelyn senkte schuldbewußt das Haupt auf die Brust. „Ich weiß wohl, Großmutter hätte auch keine Antwort auf mein Klagen gehabt," murmelte sie mit erstickter Stimme. „Vergessen Sie, was ich gesagt habe, Hermann, bitte! Ach Sie wissen ja nicht, wie unglücklich ich bin!"

Die mühsam bekämpften Tränen drängten sich nun doch gewaltsam hervor, aber sie wollte sie nicht sehen lassen. Ein Gefühl von Scham erdrückte sie fast, Scham darüber, daß sie geklagt, wo es doch edler gewesen wäre zu schweigen, wo sogar derjenige, an den sie sich in ihrer bitteren Herzensnot gewandt, stumm und ohne ein Wort des Trostes für sie geblieben. Sie stand neben Deesenbergs Schreibtisch, der mit Büchern, Plänen und Heften bedeckt war; mechanisch, ohne unter den rinnenden Tropfen etwas zu sehen, beugte sie sich darüber. Die alte Uhr schlug halb Eins.

„Wie spät schon!" sagte Evelyn zusammenfahrend. „Und noch immer niemand hier!"

Dabei fielen ihre Augen auf das kleine Pastellbildchen aus ihrer Jugendzeit, das sie Deesenberg an jenem Gesellschaftsabend geschenkt, und das sorgfältig aufgestellt, den Ehrenplatz auf dem Schreibtisch einnahm. Ein schwermütiges Lächeln huschte über ihr Gesicht, die Jugendzeit hatte also doch noch ihre Rechte an ihn, trotz der strengen Arbeit, die ihn sonst festhielt. Sie wischte verstohlen die Tränen ab, die ihr das Gesicht benetzt hatten, und sich dem Bilde nähernd, sprach sie weiter:



„Wie gut Sie sind, Hermann, das kleine Mädchen da so in Ehren zu halten! Und welchen wunderlichen Schmuck Sie dem Bilde gegeben haben!“

Freilich war es ein wunderlicher Schmuck! Ein schmales, verschossenes und zerknittertes blaues Seidenband, wie es Kinder um Zöpfe gebunden zu tragen pflegen, mit häßlichen dunklen Flecken bedeckt und von einer ungeübten Hand zur kunstlosen Schleife geschlungen, war es doch vorsichtig zu Häupten des Bildes auf dem Rahmen befestigt.

Zum erstenmal sprach Deesenberg jetzt. „Kennen Sie das Band nicht mehr, Evelyn?"

Sie sah ihn an, ein Leuchten ging unbewußt über ihr Gesicht.

„Es war an Ihrem Konfirmationstage, als ich Ihren Namen in die alte Buche, unsern Lieblingsplatz, schnitt. Sie kamen mit Ihren flinken Fingern dem Messer zu nahe, Ihre Hand blutete, das Band von Ihrem langen braunen Zopf mußte als Verband dienen. Wissen Sie es nicht mehr Evelyn?"

„Und das haben Sie aufgehoben? Das! — Sie!"

„Ja!" sagte er leise, tonlos, denn die Bewegung nahm ihm die Stimme.

In diesem Augenblick hatte er sein ängstlich gehütetes Geheimnis preisgegeben, er fühlte, daß sie ihn völlig begriff. Mit einem tiefen Seufzer legte er die Hand über die Augen, ein Zittern durchlief seine Gestalt, die Zähne gruben sich fest in die Unterlippe. Worte, heiße wilde Worte drängten sich mit den jagenden Pulsschlägen auf seine Lippen, er mußte alle Kräfte aufbieten, um sie nicht laut werden zu lassen. Das Blut brandete und tobte ihm gewaltsam in Hirn und Herzen. Er hätte die Arme ausstrecken und sie an sich reißen mögen, sie, das Weib eines andern! Hatte er nicht auch die Berechtigung glücklich zu sein? Sehnte sie sich nicht schmerzlich nach Liebe? Mußte es sein, daß sie auseinandergingen auf ewig, ohne daß eins von dem andern das ersehnte Wort gehört hatte: ich liebe dich!

Wenn er fest bleiben wollte, durfte er sie nicht ansehen, und doch stand auch vor seinen bedeckten Augen die schlanke, weiße Gestalt in greifbarer Deutlichkeit, fühlte er den schmerzlich zärtlichen Blick, der auf ihm ruhte. —

Evelyn hatte wirklich alles verstanden. Wie ein greller Blitz war die Erkenntnis vor ihr niedergefahren: Er liebt dich! Er hat dich immer und immer geliebt! Um deinetwillen ist er bisher einsam geblieben und wird einsam bleiben sein Leben lang. Und du? — Sie wußte ebenso klar und

ebenso plötzlich, auch sie liebte ihn, hatte ihn unbewußt immer geliebt. Ihre Seelen gehörten zueinander, und keine äußeren Verhältnisse hatten die Macht, sie zu trennen. Ein Gefühl seligen Glückes durchströmte ihr Herz. Sie war nicht länger einsam, nicht länger unverstanden: Hermann war da!

Auch Evelyn schwieg, aber ihre Seele hielt eine lautlose Zwiesprache mit der seinen, sie verstanden sich. Was tat es nun, wenn das Leben sie trennte, sie liebten sich und wußten es. Auch auf ihre Lippen wollten sich Worte drängen, sehnsüchtige, liebeszärtliche Worte, Bitten um Vergebung, jubelvolle Glückshymnen, alles zu gleicher Zeit, aber als sie seine abwehrende Haltung bemerkte, zwang auch sie alles in die Tiefe ihres Herzens zurück.

Sie war rein und keusch wie Schnee, aber hätte er in diesem Augenblick die Arme ausgebreitet — ohne Frage, ohne Vorwurf wäre sie an sein Herz gesunken und hätte sich das Geständnis ihrer Liebe von den Lippen küssen lassen.

Er rührte sich nicht. Und doch glaubte ein jeder, der andere müsse das leidenschaftliche Herzklopfen hören, das ihn peinigte, die Luft, die sie einatmeten, sei gewitterschwül und raubte ihnen den Atem. Die Minuten rannen dahin, eine nach der andern, sie hatten die Zeitrechnung verloren, bis endlich Evelyn aufschreckte, einige schnelle Schritte vorwärts tat und dann langsam auf das Fenster zuging.

Deesenberg wollte rufen, sie warnen, aber noch hatte er nicht gehörige Macht über seine Sinne zurückerlangt, und er wußte ja auch, daß die Florianstraße um diese Zeit einsam war; als er sich endlich ermannte, war es zu spät, Evelyn hatte die Gardine zurückgeschlagen und neigte die brennende Stirn gegen das kühle Glas. Sie erreichte es nicht. Mit einem unartikulierten Schrei, beide Hände vor sich gestreckt, als sähe sie ein Gespenst, fuhr sie zurück. Ihre schreckensklaren Augen richteten sich mit entsetztem Ausdruck auf das Fenster.

„Evelyn!" rief Deesenberg erschrocken.

„Franz!" erwiderte sie stammelnd, zitternd und totenbleich

seinen Arm umklammernd. „Er war es, er stand dort — dort — mit noch einem!“

Ein Schauer schüttelte sie, ängstlich, wie schutzsuchend, drängte sie sich gewaltsam an Deesenberg.

„Unmöglich!“ hatte er ausrufen wollen, aber der Ruf erstarb; er hörte hastige Schritte, abgerissene Worte, als packe ein Sturm die Haustür, so wurde daran gerüttelt, dann hörte er sie öffnen und wieder ins Schloß fallen, Schritte kamen die Treppe herauf. In diesem Augenblick übersah Deesenberg mit klarem Blick die Konsequenzen des Geschehenen, er wußte, was nun kommen würde, kommen mußte und war nur bedacht, Evelyn zu entfernen, ihr möglichst den Vorgang der nächsten Minuten zu verbergen. Schrill klang seine Türglocke durch das schlafende, stille Haus. Einmal, zweimal! Er mußte öffnen, wollte er noch mehr Aufsehen vermeiden. Schnell entschlossen schob er die widerstandslose Evelyn über die Schwelle seines Schlafzimmers, dann ging er, um zu öffnen.

Mit der Lampe in der Hand trat er seinen Gegnern entgegen. Als er in Hafftens fahles Gesicht sah, in dem nur die Augen grünlich flimmerten, wußte er, daß er auf alles gefaßt sein mußte.

„Was wünschen die Herren?“ fragte er möglichst ruhig.

„Wo ist meine Frau?“ Der Premier stieß die Worte fast zischend zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, absolut unverständlich für jeden andern, nur nicht für diese drei, die ganz genau wußten, um was es sich handelte.

Deesenberg stellte die Lampe auf den Tisch zurück, die Glocke klirrte leise.

„Bedaure, Ihnen hierüber jetzt keine Auskunft geben zu können! Später —“

„Sie wollen leugnen? — Sie versuchen es — Sie wagen es, mir abzustreiten, was ich mit eigenen Augen gesehen?“

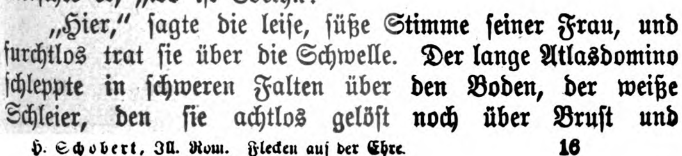
Er wäre vorwärts gestürzt und hätte den Verhaßten, der ihm in diesem Augenblick als Schuldiger gegenüberstand, vielleicht zu Boden geschlagen, denn der Affekt der Leiden-

schaft beherrschte ihn maßlos, aber Gorczyn hielt mit eiserner Kraft seinen Arm fest.

„Erlaube," sagte er, und die eiskalte, lässige Stimme, die auch jetzt ihre spöttische Beimischung nicht verloren, nahm sich wunderlich aus in diesem Moment der Erregung. „Von Leugnen kann wohl keine Rede sein, wir haben beide die Tatsache konstatiert, du vergißt aber, daß Herr — Herr — nun mit einem Wort: dieser Herr da, als Kavalier dir keine andere Erklärung geben kann, — im Interesse der Dame natürlich."

Hafften ließ sich wohl zurückhalten, allein von dem Gesprochenen schien er keine Silbe verstanden zu haben.

„Elender Verführer! Scheinheiliger Schurke," knirschte er, „wo ist Evelyn?"



„Hier," sagte die leise, süße Stimme seiner Frau, und furchtlos trat sie über die Schwelle. Der lange Atlasdomino schleppte in schweren Falten über den Boden, der weiße Schleier, den sie achtlos gelöst noch über Brust und

Schulter hängen hatte, gab ihr das Ansehen einer Vestalin. Gorczyn machte diese Bemerkung bei ihrem unerwarteten Anblick, und wenn irgend etwas noch imstande gewesen wäre seine Verachtung zu schärfen, so war es dieser scheinbare Widerspruch zwischen ihrer Handlung und ihrer Erscheinung.

Deesenberg trat mit einem jähen Schritt vor sie hin, als wollte er sie schützen, Evelyn aber heftete die großen, braunen Augen voll auf ihren Gatten und sagte: „Franz, höre mich an — —"

Er schlug eine höhnische Lache auf, grell und schneidend wie ein Schwert. — „Ehebrecherin!"

Nur das eine Wort kam über seine farblosen Lippen. Es genügte. — Alles was er an Zorn, Empörung, Wut und Verachtung empfand, lag in dem einen Ausruf. Dann drehte er sich auf dem Absatz herum.

„In einer Stunde werden Sie von mir hören," sagte er kalt und warf mit einer wegwerfenden Bemerkung Deesenberg die Handschuhe, die er zusammengeballt in der Hand getragen hatte, vor die Füße. Dieser verbeugte sich stumm.

Grüßend, mit hoch erhobenem Haupt schritt Hafften aus dem Zimmer, Gorczyn folgte ihm ebenso.

Deesenberg und Evelyn blieben wieder allein. Sie war zusammengeschreckt, als Franz ihr das eine Wort entgegengeschleudert hatte, jetzt dachte sie nicht mehr daran; ihre Augen suchten Hermann, die Ahnung von etwas Schrecklichem, Fürchterlichem begann in ihr aufzudämmern. Auch er sah sie an. Eine Welt von Liebe und schmerzlicher Zärtlichkeit lag in diesem einen Blick. Hatte er die Arme nach ihr ausgebreitet, instinktiv, wie man vor dem Scheiden das Teuerste umfangen möchte, war sie ihm an das Herz gesunken, später wußte es keiner von ihnen. Sie hielten sich umschlungen, so fest, als sollte nichts, weder Himmel noch Erde imstande sein sie mehr zu trennen. Evelyn fühlte das Klopfen seines Herzens, er das Beben der schlanken Gestalt, die er so oft im Wachen und im Traum gesehen, ohne daß ihm jemals der Gedanke an einen solchen Augenblick gekommen wäre. Nun war er

da, erschienen ohne sein Zutun, aber er wußte auch, daß es ein Abschied auf ewig sein mußte zwischen ihnen, so oder so. Mit dem vollkommenen Bewußtsein, daß ihm nur Minuten des irdischen Glückes vom Schicksal zugemessen waren, kostete er sie aus, berührten seine heißen Lippen das weiche, braune Haar, das an seiner Brust lag.

Auf einmal schreckte Evelyn auf, ein konvulsivisches Zittern überlief sie.

„Hermann —“ die ganze entsetzliche Wirklichkeit trat ihr schleierlos vor die Augen, „was wird die Folge sein? Ein Duell?“

Er sah ihr mitleidig in das erblaßte Gesicht, aber belügen konnte er sie selbst in dieser Stunde nicht. Er nickte. „Voraussichtlich.“

Mit einem Schrei aus tiefster Brust warf sie die Arme aufs neue um seinen Hals.

„Das leide ich nicht! Das darf nicht sein!“ schrie sie leidenschaftlich und drängte sich so fest an ihn, als wollte sie mit ihrem Leibe schon jetzt den Geliebten schützen. „Franz ist ein berühmter Pistolenschütze! Er wird dich töten, Hermann! Dich töten! Wie soll ich dann weiter leben?“

„Du mußt nicht das Schlimmste befürchten, Evelyn,“ sagte er und strich zärtlich über ihr Haar, „dein Mann ist im Recht. Bedenke die Situation! Du hier in meiner Wohnung, in der Nacht! Ich — meine Ehre gebietet mir, mich ihm zu stellen.“

„Aber ich bin doch um seinetwillen, der Briefe wegen hier, Hermann?“

Ein melancholisches Lächeln lief über sein Gesicht.

„Kannst du ihm das beweisen, mein armes Kind? Die Chansonette ließ uns im Stich, wer würde dir und mir glauben, wenn wir die Wahrheit sagten?“

Sie sah ihn an, wieder mit jenem entsetzten, schreckensstarren Blick von vorhin, dann sank sie mit leisem Aufstöhnen, ehe er es zu verhindern vermochte, zu seinen Füßen und preßte ihre Stirn gegen seine Hand.

„Hermann, o Hermann, vergib mir! Was habe ich getan! Dich geopfert! Dich! Den ich mehr liebe als mein Leben! Ich kann es nicht ausdenken — nicht ertragen! Ich sterbe mit dir! O mein Einziggeliebter, sage, daß du mir verzeihst.“

Er hob sie auf und trug sie in den Sessel zurück, auf dem sie vor einer kurzen Stunde erst gesessen, dann kniete er vor ihr nieder und ergriff ihre beiden kalten Hände.

„Evelyn! Mein Leben, jeder Atemzug, jeder Blutstropfen, der in mir ist, gehört dir und dir allein, so lange ich denken kann. Wie gern gebe ich es für dich hin. Stückweise ließ ich mir klaglos das Herz aus der Brust reißen, könnte ich dir damit Glück und Frieden erkaufen. Ich habe dir nichts zu verzeihen. Selbst unter den Schrecknissen dieser Stunde hast du mich so reich und selig gemacht. Du liebst mich! Mehr kann mir das Leben nicht mehr geben.“

„Ja Hermann, ich liebe dich. Mehr wie du ahnst, mehr wie ich selber wußte; und wenn auch dies Geständnis uns trennen muß, du sollst leben! Leben für dich, für Tante Julie! O wie entsetzlich rächt sich mein Egoismus. Ich wollte wieder Frieden finden, und du bist das Opfer geworden.“

„Evelyn,“ sagte er ernst, „unterschätze nichts. Auch du mein armes Lieb, mußt deinen Teil auf dich nehmen. Die Welt urteilt nach dem Schein, der Schein ist gegen uns. Man wird dich ebenso richten wie mich.“

„Was frage ich nach mir!“ rief sie aufflammend, „mag man mit Steinen auf mich werfen, wenn ich nur dich rette! Ich will zu Antoinette, ich will ihr zu Füßen fallen, damit sie die Wahrheit sagt. Laß mich gehen, Hermann, jede Minute ist kostbar, das Duell darf nicht stattfinden.“

Sie hatte sich erhoben und den weißen Schleier — ihre einzige Hülle — über Kopf und Gesicht gezogen. Ihre Augen flammten energisch, die eine Stunde hatte das junge Weib völlig verwandelt.

„Laß mich gehen,“ bat sie, als er sie zurückhielt.

„Nein Evy, es ist nutzlos, wir bleiben gerichtet. Antoinette hat keinen guten Willen, sonst wäre sie gekommen.“

Einen Augenblick sank auch ihr wieder der Mut, sie flocht die Hände ineinander und fragte mit erstickter Stimme: „Und gibt es sonst keinen Ausweg, Hermann?“

Er faßte wortlos nach einem Revolver, dessen blauer ziselierter Lauf matt von der Wand herabblinkte, und wog ihn prüfend in der Hand. Eine furchtbare Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt, nicht für ihn selber, wohl aber für das arme junge Weib, daß er machtlos allen Verleumdungen und Beschimpfungen preisgeben mußte. Und sie war so feinfühlig, so tief empfindend! Die Dornen, die sie fortan auf ihrem Wege finden würde, mußten sie endlich tödlich verletzen, und sie würde sich still an ihren Wunden verbluten wie eine Märtyrerin, ohne daß er imstande war ihr zu helfen.

„Eine Kugel für uns beide wäre das beste,“ sagte er bitter und kleinmütig.

Sie lächelte.

„Ich bin bereit, Hermann.“

Er hob die zierliche Waffe, sein Auge traf das ihre und glitt dann abwärts über den glänzenden weißen Atlas bis zu der Stelle, wo ihr Herz schlug. Schaudernd legte er den Revolver zur Seite.

„Ich könnte es nicht! Laß uns das Leben ertragen, liebe, geliebte Evy!“

„Sterben mit dir zusammen wäre leichter und schöner,“ sagte sie mit tiefem, schmerzlichem Aufseufzen. „Ich lasse nichts zurück auf der Welt, Hermann — nichts!“

Wieder schlug die Uhr. — Halb zwei. Sie mahnte an den flüchtigen Lauf der Stunden.

„Nun werde ich gehen,“ sagte Evelyn entschlossen und raffte die Schleppe ihres Kleides vom Boden auf. „Franz soll wenigstens erfahren, um was es sich handelte, mag er es glauben oder nicht.“

„Aber nicht so, in dem leichten Domino. Warte noch

einen Augenblick, im Nebenzimmer habe ich ein Tuch von der Mutter, das nimm wenigstens um, sie drängte es mir das letzte Mal gegen Halsweh auf." —

Er nahm wieder die Lampe und schritt in das einfache, nur bescheidenen Anforderungen Rechnung tragende Schlafzimmer, sie blieb im Dunkel zurück, hörte ihn hin und her gehen und hatte dabei das dumpfe Bewußtsein, daß sie sich den Klang seiner Schritte einprägen müsse für den Rest ihres Lebens.

Dann hörte sie ihn rufen: „Evelyn! Evelyn!"

Die Stimme bebte vor Erregung, sie hörte das ganz deutlich, und dann lief sie über die Schwelle und sah ihn vor dem Nachttisch stehen, einen geöffneten Brief in der Hand, und die Hand zitterte, die das Papier hielt. Er reichte es ihr entgegen.

„Lies," sagte er dumpf, „es ist von Antoinette. Eine Stunde früher und alles wäre anders geworden!"

Da stand es in den eigentümlichen, langgestreckten Buchstaben, die der Chansonette eigen:

„Mein lieber Herr Hauptmann. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich nicht mehr in der Residenz, kann also auch nicht in Ihre Wohnung kommen. Ich gehe mit Josef Lazare nach Kairo. Unsere Abreise kommt so plötzlich durch einen unerwarteten Todesfall in dem dortigen Bankhause, das Lazare gehört und von dem die Depesche vor einer Stunde eintraf. Ich gehe also auch nicht auf den Ball; es kränkt mich sehr, aber ich ziehe doch die Abreise vor, Sie wissen, ich hasse den Gedanken an Tod. Sie sind gut und werden mir Ihr Wort mit den fünftausend Talern halten, das weiß ich, und deshalb lege ich Ihnen die bewußten Papiere bei. Geben Sie sie an Frau von Hafften zurück und lassen Sie sich von ihr danken, denn keinem andern als Ihnen hätte ich sie gegeben. Nicht wahr, Sie halten mich nun auch nicht mehr für ganz schlecht. Ich möchte wenigstens nicht, daß Sie es täten, weil Sie einer der wenigen gewesen sind, die mir unbedingte Achtung eingeflößt haben. Leben Sie wohl und werden Sie recht glücklich! — Ihre Antoinette."

Wenn der jungen Frau in diesem Augenblick etwas deutlich zum Bewußtsein kam, so war es ein Gefühl des Stolzes, daß sogar ein Mädchen, wie die Chansonette, Deesenberg gerecht wurde, daß diese sogar sich bedingungslos auf dessen Versprechen verließ; aber ohne ein Wort darüber zu äußern, griff sie nur mit schwimmenden Blicken nach dem nächsten Papier, das Deesenberg in Händen hielt und das ihr die Schuld ihres Gatten enthüllen sollte, der sie ihre Ruhe, der sie sogar den Freund geopfert.

Es war ein Quartblatt, zerknittert und vergilbt, mit einem lange zurückliegenden Datum darüber, und darunter ein Heiratsversprechen in aller Form, gegeben von dem Leutnant Franz Freiherrn von Hafften an die Chansonette Antoinette Berger.

Evelyn überflog das Schriftstück und faltete es wieder zusammen, vielleicht begriff sie den Inhalt nicht völlig, ließ, was so lange schon geschehen, sie gleichgültiger, vielleicht war ihr Gemüt in diesem Augenblick auch nicht empfänglich genug für etwas, das außerhalb ihres Verständnisses lag — genug, Deesenberg sah mit Staunen, daß keine Linie in dem blassen, lieblichen Gesicht seiner Jugendfreundin sich änderte. Nun, das Bitterste stand ihr freilich noch in dem Brief bevor, den er in den Händen hielt. Mußte sie es erfahren? War es nötig, daß sie ihre reine Seele mit Dingen befleckte, deren Vorhandensein ihr am besten verborgen blieb? Er kannte Evelyn und ihre Anschauungen, sollte er sie in noch größeren Zwiespalt mit sich und ihrer Pflicht bringen? Denn ihre Pflicht würde sein, zu Hafften zurückzukehren, nachdem sich nun alles wünschenswert aufgeklärt hatte; die seine — zu entsagen. Wie auch ihre Herzen fühlen mochten, so lagen die Wege vor ihnen, die sie zu gehen hatten.

Wieder streckte Evelyn die Hand aus, aber diesmal hielt Deesenberg sie fest, ehe sie den verhängnisvollen Brief zu berühren vermochte.

„Evy," sagte er leise, und die ganze zärtliche Sorge, die er um sie empfand, klang in dem vibrierenden Ton

seiner Stimme, „nicht dies! — **Lies dies Blatt nicht! Wären** wir tolerant, könnte man es eine Jugendtorheit, einen leichtfertigen, häßlichen Streich nennen, aber so leicht denken wir nicht über solche Dinge, du nicht — und ich auch nicht! Laß vergangen sein, was vergangen ist, zwinge deinen Gatten nicht, dir mit Beschämung in das Auge zu sehen. Sei großherzig, wie du stets warst und gib ihm diesen Brief ungelesen zurück."

„Du kennst seinen Inhalt?"

„Ja!"

Der alte gläubige Kinderausdruck glitt über ihr Gesicht, wie sie ihn immer für ihn gehabt, wenn sie sich willenlos in Priesfelde seiner Autorität gefügt hatte, sie nickte mit dem Kopfe. „Wie du willst, Hermann."

„Gott sei Dank," sagte er mit tiefem Aufatmen, „vor diesem Weh konnte ich dich also bewahren! Wenn du es auch vielleicht in dieser Stunde noch nicht so tief empfunden hättest, es würde sich doch in dein Herz hineingefressen und dir täglich neue Bitterkeiten bereitet haben. Wir sind eben schwerfällige und empfindsame Menschen geblieben, kleine Freundin; uns fehlt das leichte Blut der Weltkinder. Und nun geh, Evelyn, und bringe deinem Gatten die Papiere."

Bei den letzten Worten bebte seine Stimme hörbar. Er wußte, wenn er sie jetzt von sich ließ, hatte ihm die Erde ihr Höchstes gegeben und zurückverlangt, — fortan gab es für ihn nichts mehr, was imstande war, ihn zu beglücken. Er mochte seinen Ehrgeiz befriedigen, seiner kindlichen Liebe Genüge tun, die Liebe, das Glück, der Glanz seines Lebens waren auf immer dahin.

Sie hob die Augen zu ihm auf und sah ihn an, angstvoll, mit festgeschlossenen Lippen, auch sie fühlte die Schwere des Augenblickes voll und ganz; und plötzlich stieß sie einen Angstruf aus, warf sich an seine Brust und umklammerte seinen Hals. „Hermann! O Hermann!"

Behutsam faßte er ihren Kopf in seine Hände, sah sie lange an und küßte ihr dann die Stirn, Augen und Mund. „Lebwohl, meine Einziggeliebte. Lebwohl!"



Sie hob die Augen zu ihm auf und sah ihn an, angstvoll, mit festgeschlossenen Lippen.
(S. 248.)

„Nun werdet ihr euch nicht schießen!“ sagte sie und drückte die Papiere gegen die Brust, als wären sie ein Amulett.

Als Deesenberg schwieg, fügte sie hastig hinzu: „Oder doch? Gebietet es denn eure Ehre, einen Irrtum, den man eingesehen, trotzdem weiter zu verfolgen?“

„Es wird sich in diesem Fall kaum anders machen lassen,“ sagte er ziemlich ruhig, um sie nicht unnötig zu erschrecken. „Du bist hier bei mir gesehen worden, dein Mann selber hatte einen Zeugen.“

„Aber es ist doch die Pflicht eines jeden, wenn er einen Irrtum einsieht, diesen einzugestehen, damit kann niemand seine Ehre schädigen.“

„Wie ich deinen Gatten kenne, wird er einen Zweikampf trotz alledem für geboten ansehen, und ich, Evelyn, wenn ich es auch im allgemeinen für eine größere Standespflicht halte, Ehrenhändeln vorzubeugen, als solche zu provozieren, werde doch keinen Augenblick zögern, seine Herausforderung anzunehmen!“

„Er wird dich töten,“ sagte sie entsetzt und rang die Hände.

„Das glaube ich kaum, nachdem er den Zusammenhang weiß — oder vielleicht gerade . . .“ er brach ab.

„Dann will ich zu ihm und es ihm sagen. O, Hermann, belastet mein Gewissen nicht so furchtbar, tut euch nichts!“ Sie hielt die Hände noch immer gefaltet, leidenschaftliche Angst sprach aus ihren Zügen.

„Was mich anbelangt, da kannst du beruhigt sein, Evelyn.“

„Franz wird mir dasselbe versprechen. Wenn denn doch einmal dieser entsetzliche Zwang besteht, muß man sich auf diese Art und Weise mit ihm abzufinden suchen. Ich gehe jetzt, Hermann, Franz wird zu Hause sein, dann wird noch alles gut werden!“

Deesenberg schüttelte in halbem Widerspruch den Kopf, aber die angstvollen Augen Evelyns, die zitternden Hände, die nur mit Mühe den Schleier ordneten, ließen ihn verstummen. Wozu sollte er ihre Gewissensqual verdoppeln? Mochte kommen, was kommen sollte, er war bereit!

## XIV.

Als Hafften und Gorczyn Deesenbergs Wohnung verlassen, gingen sie geradenwegs in das Theater zurück. Auf eine halb zynische, halb tröstliche Bemerkung des Malers drückte Hafften ihm nur stumm aber heftig die Hand, augenscheinlich waren seine Gedanken, seine ganze Energie nur auf das Nächste gerichtet. Ein halb unbewußtes Gefühl von Befriedigung beherrschte ihn dabei. Er würde Deesenberg vor den Lauf seiner Pistole bekommen, diesen verhaßten Menschen, der ihm gegenüber bisher gewissermaßen den stummen Richter gespielt hatte, und den er nun bei der gröblichen Verletzung aller von Ehre, Sitte und Gesetz respektierten Schranken angetroffen, der ihn tötlich beleidigt hatte und endlich seiner Rache anheim gefallen war. Er knirschte mit den Zähnen bei dem Gedanken an die Schmach, die man ihm angetan. Wie würden sie nun alle zischeln und flüstern und lächeln bei dem Anhören der pikanten Geschichte, die sich um seinen Namen drehte; aber nur Geduld! Er war der Mann, um dieses Lächeln vor Entsetzen erstarren zu machen, und er würde keine Schonung kennen. Wunderbarerweise dachte er gar nicht an Evelyn. Sie war seit dem Augenblick, da er sie an Deesenbergs Fenster gesehen hatte, für ihn gestorben. Kein Gefühl von Schmerz mischte sich in seine Empörung, hatte er doch das zarte, mädchenhafte Weib an seiner Seite niemals geliebt noch verstanden, selbst der Zorn, der ihn gepackt hielt, beschäftigte sich nicht mit ihr, alles konzentrierte sich allein auf die verhaßte Person seines Gegners.

Nur die Pause hindurch hatte ihre Abwesenheit vom Ball gedauert und niemand sie vermißt. Der Hof hatte sich zurückgezogen, die Luft war etwas heißer und schwerer geworden, die Lust am Vergnügen des Augenblicks hielt die Menschen fester gepackt und lockerte ein wenig die sonst so streng aufrecht erhaltenen Schranken, sonst war alles noch wie vorher, und doch lag für die drei Menschen in der kurzen Spanne Zeit eine schicksalsschwere Tragödie.

Hafften sah sich nach irgend jemand um, den er zu seinem Sekundanten wählen konnte, es ließ ihm nicht eher Ruhe, als bis alles Erforderliche seinerseits geschehen war. In einer Nische neben dem roten Domino, der vor einer Stunde Tarsens Bewunderung erregt hatte, gewahrte er dessen blonden Kopf, und ohne lange Überlegung eilte er auf ihn zu. „Tarsen! Ein Wort!“

Der Angerufene blickte auf. Er hielt ein Glas perlenden Champagners in der Hand, eben im Begriff mit seiner Nachbarin unter einem pikanten Scherzwort anzustoßen; als er aber in Hafftens Gesicht sah, setzte er die flache Schale fort, ohne die Lippen zu netzen, und sprang auf. „Was gibt es?“ Sein frisches, ehrliches Gesicht trug den Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit. Eine eigentümliche Atmosphäre umgab Hafften, er fühlte unwillkürlich ihre Wirkung.

„Wollen Sie mein Sekundant sein? In einer Stunde muß die Forderung an den Hauptmann von Deesenberg überbracht sein. Gezogene Pistolen, Kugelwechsel bis zur tödlichen Verwundung. Fünf Schritt Barrière.“

„Ah,“ sagte Tarsen erschrocken, „das sind schwere Bedingungen. Ich stehe natürlich ganz zu Ihrer Verfügung. Haben Sie sich schon für den Ort entschieden?“

„Meinetwegen im Wäldchen. Setzen Sie das Rencontre so bald als möglich an; um acht Uhr ist es bereits hell genug.“

„Ich glaube wohl.“

Der junge Offizier warf einen schnellen Blick auf Hafftens Gesicht, dessen Ausdruck ihm ein Frösteln verursachte. In seinen Augen war Deesenberg bereits ein toter Mann. Etwas wie Mitleid mit dem Hauptmann erfaßte ihn. „Ist jeder gütliche Ausgleich ausgeschlossen?“

„Vollkommen. Das persönliche Rencontre, das zwischen mir und dem Hauptmann von Deesenberg stattgefunden hat, ist zu gravierender Natur. Dennoch möchte ich Ihnen keinerlei Details darüber mitteilen, ich habe meine Gründe dazu. Sind Sie trotzdem bereit, mir den erbetenen Dienst zu erweisen, nehme ich es doppelt hoch auf.“

„Wie können Sie daran zweifeln?"

„Nun gut! Ich lege also die Sache in Ihre Hände."

„Verlassen Sie sich darauf. In einer Viertelstunde bin ich unterwegs, um mir Uniform anzuziehen und alsdann die nötigen Schritte einzuleiten."

„Ich danke Ihnen im voraus!"

Hafften streckte dem jungen Kameraden die Hand entgegen und wandte sich dann wieder dem Ausgange zu. Auf Tarsens Gesicht war der Zug übermütiger Heiterkeit, der es sonst verschönte, völlig verwischt, es war blaß geworden. Mitten in dem tollsten Strudel des Lebensgenusses griff das memento mori unerbittlich mit seiner Knochenhand hinein und zeigte ihm, wie vergänglich alles Irdische. Dies Duell war blutiger Ernst, an dem zufälligen Fluge einer kleinen Kugel hing ein Menschenleben.



„Warum so verstimmt?" fragte der rote Domino, dessen silbernes Lachen ihn bis jetzt bezaubert hatte. „Diese Miene ist wahrhaft häßlich und besonders in dem Augenblick, wo ich mich vielleicht entschlossen hätte, mein Inkognito aufzugeben."

Aber kein Lächeln, keine einzige neugierige Regung glitt bei diesen Worten über Tarsens hübsches Gesicht, obgleich er bisher alle Künste der Überredung ins Treffen geführt hatte, um diesen ihm jetzt verheißenen Sieg zu erringen, andere

Gedanken beherrschten ihn, und vor dem schicksalsschweren Ernst des Lebens mußte alles andere verstummen. „Ich muß dich leider verlassen," antwortete er, schon völlig eingenommen von den Pflichten, die seiner warteten. „Verzeih den plötzlichen Aufbruch und auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen?" fragte sie lachend, „du weißt ja nicht, wer ich bin." Ihre Hand lag auf seinem Arm, bemüht, ihn festzuhalten, er schob sie nachdrücklich zurück.

„Ich habe keine Zeit mehr."

Er hörte noch ihr spöttisches, halb enttäuschtes Lachen hinter sich, es kümmerte ihn nicht, er hatte in diesem Augenblick etwas Wichtigeres zu tun, als an ein Weib zu denken. —

Kaum eine Stunde später stand er vor Deesenberg und überbrachte ihm Hafftens Forderung. Es war dem leichtblütigen, lebenslustigen Offizier doch recht wunderlich zumute, als er in das ruhige Gesicht des jungen Hauptmanns sah; er hatte das Gefühl, als müsse er sich diese Züge bereits kalt und starr vorstellen. Er wußte es ja sicher, daß Deesenberg dem Tode verfallen sei.

„Ich war darauf vorbereitet," sagte dieser höflich und gemessen, wie immer seine Art gewesen, „und danke Ihnen für die Mühe, der Sie sich unterzogen haben. Das weitere machen Sie wohl mit meinem Sekundanten, Herrn Leutnant Collin, ab, den ich sofort aufsuchen und dann in Ihre Wohnung schicken werde."

„Collin befindet sich noch auf dem Ball."

„Danke sehr. In einer Stunde hoffe ich, sind die Präliminarien also alle erledigt. Auf Wiedersehen, Herr von Tarsen."

Fast gedankenlos hatte Deesenberg die letzten Worte gesprochen; in einer Stunde wußte Hafften ganz genau, um was es sich handelte, hatte er Evelyn gesprochen. Freilich, an eine Zurücknahme des Duells glaubte er nicht, die Form, unter der allein es hätte geschehen können, wäre nimmermehr nach Hafftens hochmütigem Sinn gewesen. Wenn der sich in Güte mit ihm auseinandersetzen wollte, würde er wohl

einen anderen Modus finden, bei dem er sich nicht bloßstellte. — Er lächelte, als er an Hafftens Aufregung dachte! Wie kleinlich erschien ihm das alles! —

Tarsen hatte die Straße erreicht. „Augenscheinlich ahnt Deesenberg nicht, welchem Gegner er gegenübertreten soll; seine ungekünstelte Ruhe verriet das," dachte der junge Offizier, „denn schließlich ist man doch bei allem persönlichen Mut immer noch ein Mensch und das Leben allzu schön, um es mit philosophischer Gleichgiltigkeit aufzugeben." —

Deesenberg hatte sich inzwischen auch aufgemacht, um seinerseits die nötigen Formalitäten zu erledigen. Vor dem Portal des Opernhauses traf er auf Collin, der eben im Begriff war, den Heimweg anzutreten; mit wenigen Worten verständigte er ihn von dem Geschehenen, ebenfalls — wie Hafften es getan, — die eigentliche Ursache des Duells verschweigend. Evelyns Name brauchte in dieser Angelegenheit nicht genannt zu werden. Zwei Gegner standen sich gegenüber, von Natur schon dazu bestimmt, sich feindlich zu begegnen, das genügte in allem.

Tarsen erwartete Deesenbergs Sekundanten, während er unruhig im Zimmer auf und ab ging; er war aufgeregt. Zum ersten Male, daß er selber in solcher schwerwiegenden Sache tätig war. Er konnte die Gedanken von dem Kommenden das sich ihm in trübstem Lichte zeigte, nicht losreißen, und als Collin eintrat, war er fast der Unterbrechung froh. Sie hatten sich kaum einmal flüchtig im Leben gesehen, die beiden jungen Leute, die hier mit kaltem Blute Verabredungen treffen sollten, die voraussichtlich das Leben eines vielversprechenden Kameraden kosten würden, und weil ihnen damit eine schwere Verantwortung zugefallen war, die sie innerlich drückte, machten sie das Notwendige so schnell wie möglich ab.

„Sie sehen mich hier als Bevollmächtigten des Hauptmann von Deesenberg, darf ich bitten, mir Ihre Propositionen zu machen," sagte Collin, trotz Tarsens Aufforderung nicht Platz nehmend. Dieser wiederholte Hafftens Forderung.

„Herr von Deesenberg ist bereit, auf alles einzugehen; ich soll Ihnen das mitteilen.“

„Also heute früh um acht Uhr im Gehölz. Die Waffen?“

„Auch diese sind Herrn von Hafften überlassen, er ist ja wohl im Besitz vorzüglicher Pistolen?“

„Das gewiß — aber vielleicht genügen die meinen“ — Tarsen zögerte einen Augenblick, als ob er sich besinnen müßte, ehe er sich entschloß, noch etwas hinzuzufügen. Endlich blieb das Wort doch ungesprochen.

„Soweit wäre also alles vorbereitet, bis auf die Unparteiischen, den Arzt und die Wagen, auch das läßt sich noch ermöglichen.“

Mit einem „Auf Wiedersehen“ reichten sich die beiden jungen Offiziere die Hände und jeder ging, um Mitteilung von der getroffenen Verabredung zu machen. — —

Als Evelyn vor einer kurzen Stunde den Wagen vor ihrer Haustür verlassen hatte, sah sie mit erleichtertem Aufatmen, daß in ihrer Wohnung die Fenster teilweise erhellt, Hafften also zu Hause war. Nun mußte ja alles gut werden! Waren die Papiere, die sie in Händen hielt, doch der Friedensbote zwischen den beiden Menschen, die ihr auf Erden am nächsten standen, mit ihrer Hilfe mußte es ihr gelingen, das Unheil, das sie ohne Überlegung und ohne Bewußtsein fast heraufbeschworen, auch wieder zu vertreiben. Leise stieg sie die Treppe empor und öffnete behutsam die Korridortür, wie es immer in ihrer Art lag, allen unnützen Lärm zu vermeiden. Sie fühlte das Bedürfnis, ehe sie zu ihrem Gatten hinüberging, noch ein paar Augenblicke der Überlegung für sich zu gewinnen. Fast beklemmend still war es in dem dunklen Zimmer, das sie betrat, ein kleiner Streifen Mondlicht fiel noch durch das eine obere Fenster und erhellte die halbe Fläche des großen Spiegels an der Wand, der in diesem Licht die schlanke, weiße Gestalt, die ihm regungslos gegenüberstand, geisterhaft zurückgab. Sie sah sich so, und ein Frösteln überlief sie; hastig machte sie Licht, und dann mußte sie doch wieder in den Spiegel blicken, trat ganz nahe heran

und wunderte sich über das leichenblasse Gesicht und die unnatürlich großen, dunklen Augen, die ihr daraus entgegensahen. Mechanisch griff sie mit den Händen an die Schläfen und strich das Haar glatt. Währenddessen bemerkte sie den befleckten Saum ihres weißen Dominos, alles wie im Traum und mit dem dumpfen Bewußtsein, daß, wenn sie erwache, es schauerlich kalt und öde um sie sein würde. Halt- und kraftlos ließ sie sich einen Augenblick in einen Sessel gleiten, aber der Schlag der Meißener Porzellanuhr auf dem Kamin riß sie ungestüm aus der momentanen Ruhe.

Drei Uhr! Vor wenigen Stunden hatte sie in diesem selben Zimmer gestanden und sich zum Ball geschmückt, dort hatten die Blumen, hier Fächer und Handschuhe gelegen. In schweren, glänzenden Falten floß die Schleppe aus weißem Atlas über den Boden. Jetzt hing sie schmutzig, zerdrückt und glanzlos an ihr herab, Fächer und Blumen waren fort, und sie selbst? War sie nicht auch eine andere geworden? Herabgezogen in den Schmutz, fühlte sie sich doch reiner, glücklicher denn je; sie wußte sich geliebt, und nichts, was auch kommen mochte, war mehr imstande, ihr dies Bewußtsein zu rauben. Aber zugleich mit demselben erwachte auch wieder die Verantwortung, die auf ihrer Seele lastete, und so stand sie auf, durchschritt die dunklen Zimmer, die ihr kleines Reich von demjenigen des Gatten trennten, und trat in das Rauchzimmer. Hafften saß mit Gorczyn an einem kleinen, ausgelegten Tisch, dessen Platte mehrere Flaschen Wein und Gläser trug, sie warteten auf Tarsen. Der Oberleutnant hatte sich nach außen hin völlig beruhigt, er hatte den Kopf an die Sessellehne gedrückt und schlürfte langsam aus dem Glase, das er in Händen hielt; nur ein eigentümlich harter, grausamer Zug um den Mund gab noch Zeugnis von dem Geschehenen. Als die Türe ging, drehte er sich um, und bei Evelyns Anblick veränderte sich urplötzlich sein Gesicht. Zum erstenmal erwachte Zorn und Rachedurst auch gegen sein Weib, das er für schuldig hielt, in ihm. Er

sprang ., und stützte die geballten Fäuste so schwer auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser leise klirrten.

„Hinaus!" schrie er, und seine Augen funkelten wie die eines blutgierigen Panthers, „du wagst es? du!"

Er mußte schweigen, das maßlose Staunen, das ihn überwältigte, schloß ihm den Mund. Evelyn, seine furchtsame kleine Frau, die sonst kaum wagte, ihm zu widersprechen, ließ sich von diesem Ausbruch nicht einmal zurückhalten, ruhig kam sie näher, die braunen Augen still auf ihn geheftet, und in deren Ausdruck lag so viel Reinheit und Furchtlosigkeit, daß sie ihm die letzte Besinnung raubten.

„Hinaus!" schrie er noch einmal, seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte vor und hob die Hand gegen sie. Evelyn rührte sich nicht, wohl aber ergriff Gorczyn den Arm und zog ihn herab.

„Kalt Blut," sagte er beschwichtigend, „das nenne ich unmännlich! Sei Feuer und Flamme, aber Ruhe dabei, Ruhe!"

Evelyn drehte ihr blasses Gesicht dem Maler zu; keine Wimper zuckte darin. „Darf ich Sie bitten, mich auf eine Viertelstunde mit meinem Mann allein zu lassen?" sagte sie in einem Ton, der keine Widerrede möglich machte. Gorczyn ließ mit spöttischem Lächeln sofort Hafftens Arm los und verbeugte sich mit derselben spöttischen Beimischung unnatürlich tief vor ihr.

„Ganz wie Sie befehlen, meine Gnädige."

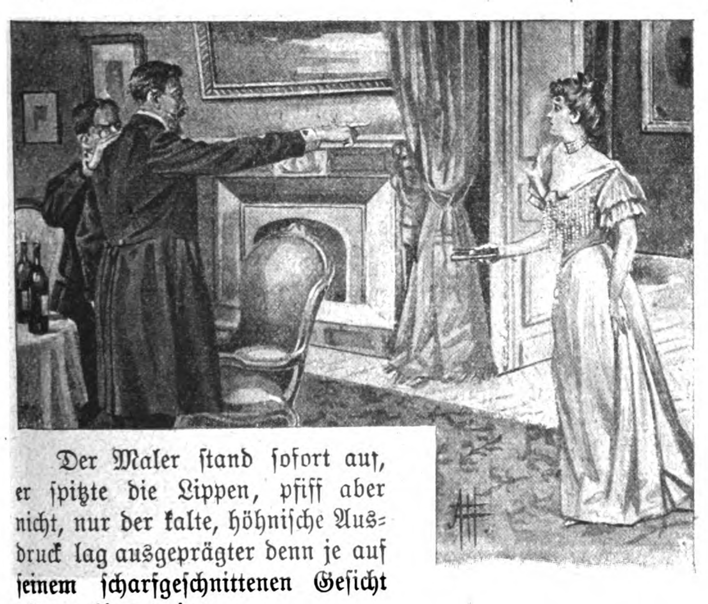
„Du bleibst, Leonidas! Nach dem, was wir beide heute nacht gesehen, braucht Madame keine Geheimnisse mehr vor dir zu haben." Und Hafften lachte jetzt auch, während seine Augen funkelten und seine Brust arbeitete.

„In deinem Interesse, Franz," sagte Evelyn ruhig.

„Mein Interesse ist jetzt nur noch, meine Ehre rein zu waschen."

„Das sollst du auch." Evelyn hob die Hand, die die Brieftasche hielt, so hoch, daß er sie sehen mußte. „Ich bringe dir hier etwas."

Hafften erbleichte. Im ersten Augenblick dachte er, ihn necke eine Halluzination, und strich sich hastig mit der Hand über die Augen, aber die Vision blieb, blieb in den Händen seiner Frau, und von einem plötzlichen Schwindel befallen, sank er auf den Stuhl zurück. „Was soll das heißen,“ stammelte er, und dann sich plötzlich besinnend, drehte er sich nach Gorczyn um. „Einen Augenblick, bitte, einen Augenblick laß uns allein.“



Der Maler stand sofort auf, er spitzte die Lippen, pfiff aber nicht, nur der kalte, höhnische Ausdruck lag ausgeprägter denn je auf seinem scharfgeschnittenen Gesicht als er hinausging.

„Wie kommst du zu der Tasche?“ fragte Hafften jetzt und streckte die Hand nach dem kleinen, abgegriffenen Lederbehältnis aus, das während der letzten Zeit seines Lebens eine so große Rolle darin gespielt. „Ist sie leer, oder — oder enthält sie Papiere?“

„Dein Eheversprechen an Antoinette Berger und einen Brief —“

„Dessen Inhalt du kennst,“ fiel er erblassend ihr in die Rede.

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

Er sah sie ungläubig erstaunt an. „Seit wann bist du in ihrem Besitz?“

„Seit einer Stunde. Hermann von Deesenberg gab sie mir; um sie zu bekommen, ging ich in seine Wohnung.

„Er weiß also darum?“

„Er weiß alles. Antoinette selber hat ihn eingeweiht. Auf seinen Wunsch las ich den Brief nicht.“ —

Ein wilder Fluch drang über Hafftens Lippen, er galt nicht allein der Kenntnis, die Deesenberg dadurch geworden, sondern auch dem Bewußtsein, immer und überall ihn moralisch weit über sich zu finden, ihm gewissermaßen verpflichtet zu sein. Konnte denn dieser Deesenberg nichts anderes, als seine Schwächen aufdecken und sich diese stillschweigend als Folie zurechtzulegen, damit sein Edelmut darauf desto heller glänze? Hatte er doch sogar Antoinette zur Herausgabe der Papiere veranlaßt, was ihm, trotz seines Geldanerbietens nicht gelungen war. Wie hatte er es angefangen, und was für einen Zweck konnte er dabei verfolgen?

Alle diese Fragen und Gedanken jagten sich chaotisch in Hafftens Hirn, ohne daß er eine Antwort darauf fand, es erschien ihm alles so ungeheuerlich, so unglaublich. Aber vor ihm auf dem Tisch lag die Tasche, nnd als er sie öffnete, enthielt sie richtig das Heiratsversprechen und jenen ominösen Brief, der wie ein Damoklesschwert über ihm gehangen, seitdem er sich bewußt geworden, was er eigentlich damals mit jenem unüberlegten Jugendstreich gesündigt.

Seine Finger zitterten, als er beides langsam herauszog. — In seinem Besitz! Endlich! Um das er so sorgenschwere Stunden zugebracht, in seinem Besitz! Und niemand war mehr imstande, ihm die Flecken zu zeigen, die er einst früher mit leichtfertiger Hand auf seine Ehre geworfen! — Er atmete tief — tief auf! Widerwillig, als zwänge ihn nur eine unsichtbare Macht, schlug er das zerknitterte, nicht mehr ganz

saubere Papier auseinander und las — las, während sich die Zähne in die Unterlippe gruben und die Brust schwer atmete.

„Lieber Schatz! Ich finde Dich nicht. Deine Wirtin hat keine Ahnung, wo Du steckst und ich keine Zeit, um erst auf Dich zu warten. — Wir sitzen im Café Geller und spielen — der kleine Blonde hat ein verteufeltes Glück! Meinen ganzen Rest hat er mir aus der Tasche gezogen, ich bin total naß. Die letzte Taille schlug für mich — ein paar Goldstücke, und ich habe den Schaden wieder wett gemacht. Geborgtes Geld soll größeres Glück bringen — ich kam deshalb her, um Dich zu bitten, mir aus der Verlegenheit zu helfen. Ich weiß, Du tust es, Toinette — was ich gewinne, soll dafür Dein sein. Daß ich Dich nicht treffe, ist Pech, aber da ich das gute Herz meines Äffchens kenne, das mir nie nein sagt, nehme ich aus der verschlossenen Tischschublade, was ich brauche. — Vier Goldstücke finde ich, Deinen ganzen Schatz, mein Mädchen . . . Tausend Dank einstweilen — ich schreibe Dir, damit Du nicht wegen des erbrochenen Schlosses denkst, man habe Dich bestohlen. Dein Franz." —

Und darunter in fliegender Hast mit kaum leserlichen Buchstaben . . . „Ich nehme auch das Medaillon, das daneben liegt, und den prächtigen Ring von dem Alten — schon aus Eifersucht! — Man muß den Teufel bei den Hörnern fassen!" — —

Ganz schräg in einer Ecke stand dann ein Vermerk der Chansonette: „Niemals bezahlt — — niemals die Schmucksachen wiedergesehen!"

Ein eigentümlicher Geruch schien von diesen Zeilen aufzusteigen und Hafften die Vergangenheit greifbar lebendig zu machen! Jener undefinierbare Geruch, der die Armut in ihren kleinen, beschränkten Räumen umgibt. Er sah sie wieder vor sich, die offene Schublade des tannenen Tisches, die Ecke, in der Antoinette jene Schätze barg, nach denen er mit gieriger Hand griff, die das einzige Besitztum des armen Mädchens waren — ihre tränenumflorten Augen, obgleich die roten

Lippen lächelten, als er dann unter stürmischen Liebkosungen ihr das beschämende Geständnis machen mußte, daß auch das Letzte verloren sei. Ob sie es ihm freiwillig gegeben, wenn er sie damals zu Hause getroffen? Er glaubte es nicht recht, sie hatte niemals Verständnis für Kavalierpassionen! — Daß er es nahm, war einfacher und sicherer. Als er es tat, glaubte er doch an seinen Stern — konnte er dafür, daß sein Glaube ihn trog? Aber der Zeitpunkt kam nie, wo er so gut bei Kasse war, daß er ihr Schmuck und Geld wiedergeben konnte.

Sie verlangte es auch nachher nicht einmal mehr — sie liebte ihn ja — und niemals wurde das Geschehene mit dem klaren, häßlichen Namen genannt, den es verdiente. Am wenigsten von ihm selbst. Wozu? Geschehene Dinge sind nicht zu ändern — und so lange sie sich liebten! — — Etwas schüttelte ihn plötzlich, wie Eiseshauch fuhr es ihm den Nacken herab, seine Hand zitterte ein wenig, als er das Feuerzeug näher zog. Er riß ein Zündholz an und hielt die Papiere in die aufflackernde Flamme. Sie fingen Feuer, loderten auf — verkohlten; ein Häufchen schwarzer, stummer Asche blieb auf dem Tisch zurück.

Evelyn hatte schweigend zugesehen. Als die beredten Zeugen nun vernichtet waren, hob sie die Lider, sah ihrem Mann mit einem tiefen Blick in die Augen und fragte: „Nun?"

Er fuhr auf. „Was, nun? Was willst du? Was verlangt ihr von mir? Warum hast du mir nicht den Zusammenhang erklärt, als ich dich bei Deesenberg traf?"

„Würdest du mir — ohne Beweise — geglaubt haben?"

Er sah von ihr fort in das Dunkel des Zimmers hinein, ohne zu antworten. Sein Gewissen sagte ihm, daß er das nie getan, daß er nur mit dem Maßstabe gemessen hätte, der für ihn immer der maßgebende gewesen.

„Ihr dürft euch nicht duellieren!"

„Unmöglich!" Er strich erregt mit der Hand über die Stirn. „Ganz unmöglich, Evelyn! Ich kann mich nicht lächerlich machen! Tarsen wird gleich hier sein, um das

Nötige zu verabreden! Gorczyn war zugegen, als ich dich bei Deesenberg fand. Soll ich allen diesen Leuten den wahren Sachverhalt erzählen? Mich unmöglich machen? Das kann ich nicht! Das tue ich nicht!"

„Ist es denn so schwer, einen Irrtum einzugestehen? Ist es in euren Augen eine Schande?" fragte sie ruhig.

„Wer spricht davon!" Er war gereizt, sie sah es an dem unstäten Flackern der Augen. „Aber es gibt eben Dinge, die ihr Frauen nicht begreift — nicht begreifen könnt. Der Kodex unserer Ehrengesetze ist strenge, ich allein kann das nicht ändern!"

„So wirst du ihn töten!" Sie sprach ganz ruhig, aber als das entsetzliche Wort von ihren Lippen fiel, durchrann es sie wie Eis.

„Wer sagt das? Ich werde ihn schonen — natürlich! Er ist es ja gewesen, dem ich meine Ruhe verdanke. Wohin ich auch sehe, überall er — und er! — Zum Teufel!"

Die Zähne knirschten unter den vollen Lippen hörbar aufeinander, Grimm und Wut nagten in seinem Innern.

„Franz! Er tat es für mich. Ich wollte dir deine Sorge abnehmen, ich wollte statt deiner die Papiere erwerben. Daß ich gegen dich schwieg, war ein Unrecht, ich sehe es ein — nun es zu spät ist."

„Woher wußtest du das alles?"

„Von Antoinette."

„Wer sprach dir von Antoinette?"

„Sie selber. Höre zu."

Und nun erzählte sie ihm alles, was geschehen, seitdem die Sängerin in der Residenz weilte. Sie machte ihm keinen Vorwurf, kein noch so verhüllter Tadel traf sein Ohr, schlicht und einfach wie sie selber, erzählte sie. Hafften saß da, die Stirn in der Hand verborgen, den Ellenbogen aufgestützt, so daß der Ausdruck seines Gesichts im Dunklen blieb.

„Und nun tadle mich," sagte sie am Ende, „tadle mich so hart du willst, aber vergiß nicht, daß ich die Schuld an allem trage, ich allein; Hermann erfüllte nur meine heißen Bitten."

Sie wußte nicht, daß der Ton, mit dem sie den Namen des Geliebten nannte, weicher und wärmer geworden war, daß all die verhaltene Angst um ihn darin zitterte. Hafften hob plötzlich den Kopf und blickte ihr fest in die Augen. „Du liebst ihn, diesen deinen Jugendfreund!"

Sie schwieg, nur ihre Hände verschränkten sich ineinander.

„Mag es drum sein," sagte er bitter und grollend, „mag es! Ich weiß, du wirst nie etwas Unrechtes tun."

„Nie, Franz! Seine und meine Wege sind fortan getrennt. Aber nicht wahr, du wirst ihn schonen — er hat dir Gutes getan."

Und sie wußte nicht, die arme, junge Frau, als sie das sagte, daß sie in ihres Mannes Brust mit dieser Andeutung den bösesten Sturm entfesselte. Hafften zuckte auf, er stampfte mit dem Fuß. „Ich werde daran denken, glaube es mir. Geh jetzt und lege dich nieder, Evelyn, beruhige dich. Wir werden nur noch eine Farçe zum besten geben, aber niemand wird den Beweis davon haben, und der Schein ist wenigstens gewahrt."

„Gib mir dein Wort darauf, Franz."

„Ja! Zum Teufel ja! Glaubst du, es wird mir leicht? Lieber selber eine Kugel in der Brust, als gedemütigt von — —" Der Rest erstarb in unverständlichem Murmeln; dann setzte er wieder beherrschter hinzu: „Du kannst natürlich nicht begreifen, was ein Mann wie ich in meiner Lage fühlt."

Von der Straße her erscholl Händeklatschen, Hafften horchte auf. „Aha, Tarsen! Geh jetzt, Evelyn. Geh!"

Er drängte sie mit sich hinaus und ging dann, dem Sekundanten zu öffnen.

Evelyn war wieder in ihrem Zimmer allein und wanderte ruhelos darin auf und ab. Sie hätte ruhig sein dürfen, und doch lag es wie lähmende Angst in ihren Gliedern und machte das Sitzen unmöglich. — Sie dachte. Wirre, unregelmäßige Gedanken. Sie grübelte darüber nach, wie es nur möglich sei, daß mit einem Anschein von Berechtigung ein Mensch dem andern gegenübertreten dürfe, um das, was er seine

Ehre nenne, von dem willkürlichen Fluge einer kleinen Kugel abhängig zu machen, die dem einen den Tod bringen konnte, ohne daß der andere zum Mörder werde, geächtet und ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft.

Sie hatte zu lange in ihren jetzigen Kreisen gelebt, um nicht deren Anschauungen zu kennen; ob sie sie auch zu den ihrigen gemacht, danach zu fragen hatte ihr bisher die Gelegenheit gefehlt, nun aber wußte sie auf einmal, daß alles in ihr dagegen schrie. Sie hätte hinausrufen mögen in die Nacht: „Duldet es nicht, es ist Mord! — Mord! — Mord!“ — Aber dann überfiel sie ein Frösteln, und ermattet lehnte sie die Stirn an die Scheiben. Ihr fiel ein, daß ihr Liane einmal beiläufig von einem Duell erzählt hatte, das Hafften in einer seiner früheren Garnisonen gehabt und worin er seinen Gegner getötet haben sollte. Sie war entsetzt gewesen und hatte doch niemals Franz danach zu fragen gewagt; seine Ruhe, seine Heiterkeit waren ihr Bürge genug dafür gewesen, daß er sein Gewissen nicht belastet fühlen konnte. Liane mußte getäuscht worden sein!

Und nun plötzlich kam diese Erinnerung über sie. Ein getöteter Mann in seinem Blut am Boden liegend, Franz mit der rauchenden Pistole in der Hand, deren Knall sie noch in den Ohren zu haben meinte — und der Tote trug Deesenbergs Züge! — Sie drückte die Hand gegen die Augen, aber wohin sie auch sah, wie gewaltsam sie auch ihre Gedanken abzulenken suchte, immer und immer wieder jene schaurige Vision und dahinter, der Fata Morgana gleich, die weiße, in der Luft schwebende Vorstadtskirche am jenseitigen Ufer des Flusses. Aufstöhnend warf sich Evelyn auf die Chaiselongue ihres Zimmers, die weiße Schleppe ihres Dominos bildete einen mattschimmernden Streifen auf dem dunklen Teppich. Von der Straße herein drang das Laternenlicht und zeichnete einen hellen Schein an der Decke und der gegenüberliegenden Wand. Mit weit offenen Augen lag Evelyn im Dunkeln und regte sich nicht. Sie hörte Tarsen gehen, eintöniges Gemurmel aus dem Zimmer herüberdringen,

in dem ihr Mann mit seinem Freunde saß. Warum klopfte nur ihr Herz so furchtbar? Franz wußte ja alles, er würde handeln, wie es ihm sein Gewissen gebot, sie konnte außer Sorge sein.

Ihr wirres Denken war in einen ebenso wirren Halbschlaf übergegangen, abermals sah sie Deesenberg und Hafften sich gegenüberstehen, hörte das dumpfe Dröhnen eines Schusses. — Sie fuhr empor; diesmal hatte sie in Wahrheit etwas gehört.



Der Tag war trüb und grau heraufgezogen. Regen und Nebel kämpften in der Luft, die Laternen erloschen. Das dumpfe Dröhnen, das sie gehört, war das Zufallen der schweren Haustüre gewesen, es hatte sie aus ihrem erquickungslosen Schlummer geweckt. Auf einmal standen die Erlebnisse der letzten Nacht wieder deutlich vor ihrem geistigen Auge. Ein Wagen rollte drunten davon. Sie stürzte an das Fenster, riß es auf und sah ihn eben noch um die Ecke biegen. Hatte Franz darin gesessen, war der entsetzliche Augenblick nun da?

Sie blickte auf die Uhr. Zehn Minuten nach Sieben. Sie eilte in Hafftens Zimmer. Alles öde und leer, nur das

graue Tageslicht hatte sich seinen lautlosen Weg hineingebahnt. Und wieder überfiel sie eine furchtbare Angst. Sie hätte nicht schlafen dürfen, ihren Mann noch einmal beschwören müssen, sein Wort zu halten, irgend etwas tun wenigstens. Nun war es zu spät — zu spät! —

Im Hause begann es sich zu regen, sie hörte eine Türe gehen, die Dienstboten brauchten sie hier nicht zu finden. Wie ein gehetztes Reh floh Evelyn in ihr Schlafzimmer, verriegelte die Türe und sank vor ihrem Bett in die Knie. „O mein Gott, schütze ihn! Schütze ihn!" flehte sie, und sie wußte nicht, für wen sie eigentlich betete.

Dann vertauschte sie, völlig instinktiv, den weißen Domino mit einem schwarzen, einfachen Hauskleide, nur unter dem Bedürfnis, die gleißende, glänzende Seide, in der sie so namenlos viel gelitten, abzustreifen. Nun setzte sie sich hin und wartete. Die Hände verschränkt, die Augen starr auf die Uhr gerichtet. Wie langsam der Zeiger ging! Sie dachte, es müßten Jahre verflossen sein, und dabei waren es erst fünf Minuten! Fünf Minuten!

Weiß jemand, was warten heißt? Es tötet langsam, aber sicher, so sicher, wie das stete, langsame Niedertropfen des Wassers allmählich den Stein aushöhlt, den es trifft.

---

## XV.

Evelyn hatte recht gehört; das Dröhnen, das sie aus ihrem wirren Zustand aufgeschreckt, war die Türe gewesen, die nach Hafftens und Gorczyns Entfernung hinter ihnen in das Schloß zurückgefallen war. Tarsen empfing sie bereits im Wagen, der Pistolenkasten, den er auf Hafftens Aufforderung hin mitgebracht, nahm den vierten Sitz ein. Eine feine, feuchte Schicht bedeckte ihn bereits, und sorgfältig deckte der junge Offizier den Zipfel seines Mantels darüber.

Sie begrüßten sich ziemlich einsilbig, dann rollte der Wagen seinem Bestimmungsort zu. Hafften sah blaß und abgespannt aus, vielleicht trug auch die Beleuchtung daran schuld. Er lehnte sich fröstelnd in die Ecke und sah schweigend gerade aus.

Es war ein einförmiger Weg, den sie fuhren, nachdem sie das Weichbild der Stadt verlassen hatten, eine rechts und links von Bäumen bestandene Chaussee, an deren dürren Ästen große Tropfen wie Tränen hingen; grauer Nebel benahm jede Aussicht, und ein stöhnender Tauwind pfiff zuweilen den Fahrenden feucht und häßlich in das Gesicht. Tarsen war erregt, man merkte es an seinen Augen, die ruhelos umherspähten, und als nun der Wagen die Fahrstraße verließ und in einen holprigen, noch halb gefrorenen Landweg einbog, zog er verstohlen die Uhr. Am Ende desselben dehnte sich das Wäldchen, jetzt nur ein Riesenskelett des lauschigen, sonnendurchfluteten Aufenthaltes, den es im Sommer darbot. Gespenstisch reckten die Bäume sich grau in das Graue hinein, und nichts anderes war zu hören, als ab und zu der Schrei einer Krähe, die schwerfällig aus den noch zum Teil mit häßlichem, schmutzigem Schnee angefüllten Saatfurchen aufflog.

In Hafftens Hirn hämmerte es, aber es waren ganz andere Gedanken als diejenigen, die seine Begleiter hinter der festen, breiten Stirn vermuteten. Sie hatten ihn schon die ganze Nacht verfolgt und gepeinigt, sich in seinen kurzen Schlaf gedrängt und folgten ihm nun wie eine Schar schadenfroher Dämonen. Eins stand fest, er mußte Deesenberg schonen. Nicht die kleinste Verletzung durfte er davontragen, selbst um den Preis seines Renommees als unfehlbarer Pistolenschütze. Es gab keinen Kompromiß für ihn, wollte er als Mann von Ehre handeln. Deesenberg hatte ihm einen Dienst geleistet! Einen unerbetenen, ungewünschten Dienst allerdings, aber doch immerhin einen Dienst, dafür mußte er sich erkenntlich zeigen. Außerdem war der Hauptgrund zu dem Duell ja gegenstandslos geworden, seitdem

Hafften wußte, weshalb Evelyn bei Deesenberg gewesen. Das einzige, was blieb, war das persönliche Unbehagen, das sich für ihn an die Person seines Gegners knüpfte. Denn so schlecht man Hafften im allgemeinen gelehrt hatte, von den Frauen zu denken, so zweifelte er doch keinen Augenblick, daß auch nicht der Schatten einer Schuld an seiner Gattin haftete. Er freilich vermochte Deesenberg nicht zu begreifen, der einem Phantom sein Dasein opfern konnte, aber er war wenigstens ehrlich genug, ihm die Berechtigung zuzuerkennen. Fatal empfand er, daß er eine Wohltat empfangen hatte, die ihm drückend war. Er kannte keine Dankbarkeit, auch die leiseste Erinnerung, daß er sie jemand schuldig war, ja der Anblick des Betreffenden genügte, ihn zu dessen stillem Feinde zu machen, den er gern aus seinem Angesicht vertilgt hätte. Das ging nun nicht an, aber er nahm sich fest vor, nach diesem Duell Deesenberg absolut aus dem Wege zu gehen, um nie mehr diese Augen mit dem unbequem klaren Blick auf sich gerichtet zu fühlen. Diese Augen waren überhaupt der Urgrund seiner Abneigung, und er mußte ihnen immer gerade dann begegnen, wenn er am allermeisten Ursache hatte, sie zu scheuen. Es war ein Verhängnis. Deesenberg allein wußte um den Bruch des Arrestes, kannte sein Verhältnis zu Antoinette; er hatte jenen bedenklichen Brief gelesen, der selbst ihm als unauslöschlicher Flecken auf seiner Ehre erschien, dessen Vorhandensein er unbedingt zu verheimlichen hatte. Genug — Deesenberg immer und überall.

Wenn er tot wäre! — Es war wie eine fremde Stimme, die geschäftig neben dem Wagen herlief und gerade dann in seine Gedanken hineinrief, wenn Hafftens heißes Blut sich vergebens gegen die Verhältnisse aufzulehnen versuchte. Eine lockende, verführerische Stimme, die dem Teufel selber zu gehören schien; aber er konnte nicht anders, er mußte ihr lauschen! — Wenn Deesenberg tot war, gab es niemand mehr, der die Berechtigung hatte, ihn eines Unrechtes zu zeihen. Er brauchte nicht mehr das stolz getragene Haupt zu senken, wenn Deesenbergs Augen ihn trafen. — Wer bürgte ihm

überhaupt für dessen Schweigen? Wenn dieser Ehrenhandel unblutig verlief, würde man sich in intimeren Kreisen sicherlich über Hafftens wunderliche Nachsicht die Köpfe zerbrechen; ein Wort dann — und seine Stellung war verloren. Deesenberg liebte Evelyn, sie ihn — wer weiß, was die Zukunft bringen konnte. Und außerdem Gorczyn! Wie würde dieser die plötzliche, unerklärliche Handlungsweise des Freundes gegen seinen Gegner aufnehmen, nachdem er Zeuge des Geschehenen gewesen? Unbewußt hatte des Malers cynisches Gebahren stets einen großen Einfluß auf den jüngeren Hafften ausgeübt; er empfand ihm gegenüber etwas wie ein Gefühl der Beschämung, wenn er an den unblutigen Ausgang des Kampfes dachte, aber dennoch vermochte er es noch viel weniger über sich zu gewinnen, ihm den wahren Sachverhalt zu enthüllen.

Gorczyn würde ihn mit den kalten, halbgeschlossenen Augen ansehen, die trotzdem so beredt sein konnten, um so beredter, je mehr der Mund schwieg. — Aber was half alles! Er mußte Deesenberg schonen, wollte er kein Schurke sein. Ein einziger Trost blieb ihm: es brauchte ja nicht das letzte Mal zu sein, daß er ihm mit der Pistole gegenüberstand. —

Der Wagen hielt. Sie stiegen aus und gingen die letzte Strecke zu Fuß bis zum Rendezvousplatz.

Braune, schlüpfrige Tannennadeln bedeckten den Boden, überall tiefe Stille, nur jetzt von Fußtritten unterbrochen.

Deesenberg mit seinem Sekundanten war schon da; er stand, in den Mantel gewickelt, an den Stamm einer mächtigen Kiefer gelehnt und sah dem grauen Tageslicht zu, das zwischen den Bäumen hing. Vielleicht tauchte vor seinem Geiste ein altes, runzliges Gesicht auf, mit weißen Haaren, das in diesem Augenblick ein Gebet für ihn zum Himmel schickte, wie sie es allmorgendlich zu tun pflegte. Würde ihr Gebet ihn beschützen? —

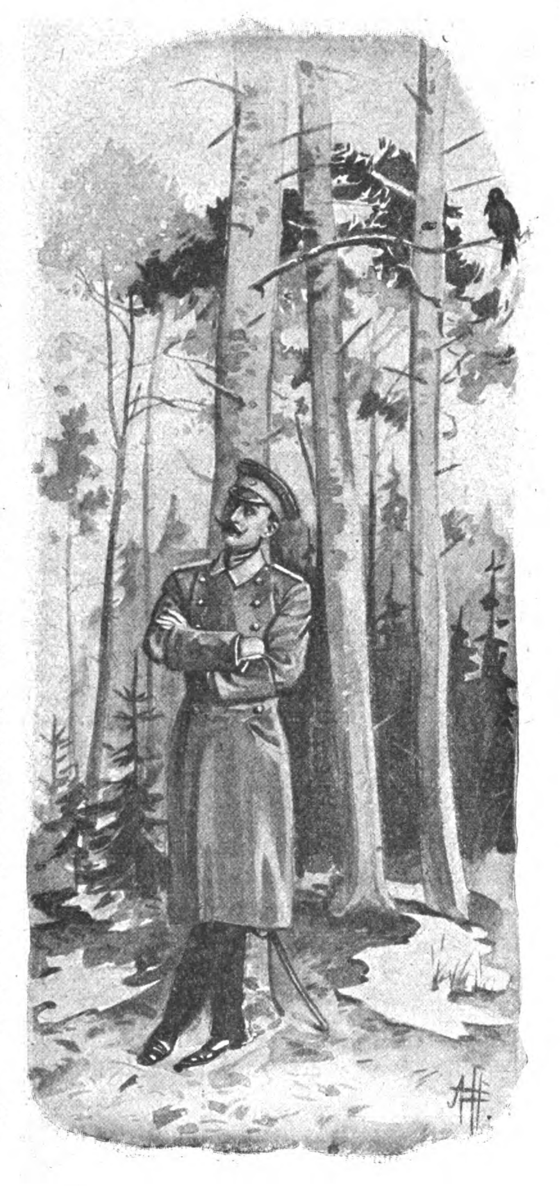
Die Gegner begrüßten sich stumm, der Arzt und Adjutant flüsterten leise miteinander. Auf den Sühneversuch antwortete Hafften nur mit schnellem Kopfschütteln, er vermied es, dabei Deesenberg anzusehen.

Di- stanz abge- schritten und zwei Säbel als Barriere in das feuchte Erdreich ge- steckt. Die Sekundanten reichten den Gegnern die Waffen.

„Eins! — Zwei! — Drei! —“

Auf der Kiefer, an der Deesenberg vorhin ge- lehnt, saß eine Krähe im Wipfel und schaute mit ge- drehtem Hals und gesenktem Kopf neu- gierig auf das Treiben zu ihren Füßen.

Beide schossen von dem Platze in demselben Augenblick, als das Kom-



mando fiel. Hafften hörte Deesenbergs Kugel dicht an seinem Ohr vorbeipfeifen, die seinige riß jenem ein Stückchen Rock von der Schulter. —

Wieder erscholl das Kommando. Diesmal fiel nur ein Schuß. Deesenberg hatte fehlgeschossen, ohne sich dabei vorwärts zu bewegen. Nun kam er mit gesenkter Waffe ruhigen Schrittes auf seinen Gegner zu, bis er an dem eingesteckten Säbel Halt machte.

Zögernd und langsam avancierte auch Hafften. Die Pistole zitterte in seiner Hand; da stand sein Feind, sein Todfeind ihm wehrlos gegenüber, und doch — nein —

Nein, er wollte ihm nichts tun! Aber es war, als zögen die fest auf ihn gerichteten Augen ihn magnetisch an. — O diese Augen! Er sah sie plötzlich rechts und links und überall mit einem wunderlichen Ausdruck auf sich geheftet. Er haßte diese Augen. Langsam hob er die Hand und streckte den Arm aus. Nur die Mütze vom Kopf — vielleicht — das genügte!

Wie ein Stück Wild, ohne Verteidigung, durch das Gesetz der Ehre festgebannt, stand Deesenberg seinem Gegner auf fünf Schritt gegenüber. Ihre Blicke trafen sich und blieben ineinander wurzeln, kaum eine Sekunde lang! — Auf Hafftens Stirn perlte Schweiß, in seine Augen trat ein eigentümliches, wildes, rinnendes Licht! — Er zielte nicht, er drückte los, der Schuß hallte langsam durch den stillen Wald, das blaue Pulverwölkchen zerflatterte langsam in der grauen, nebelschweren Atmosphäre.

Deesenberg stand nicht mehr aufrecht. Vornübergefallen, mit dem Gesicht auf dem braunen Nadelboden, lag er da. Collin und der Arzt hoben seinen Kopf behutsam empor, mitten in der Stirn war ein kleiner, roter Fleck, aus dem langsam einige Tropfen Blut rieselten.

„Tot!“ sagte der Arzt und legte den Kopf behutsam zurück. —

Tot!! — Hafften hatte den Ausspruch gehört, war mit

wankenden Knien vorwärts geschritten, taumelte wie ein Trunkener von rechts nach links:

„Unmöglich!“

Mit heiserer, kaum vernehmbarer Stimme murmelte er es, während er starr in Deesenbergs Gesicht blickte, das allmälig Leichenfarbe annahm.

Tarsen stand neben ihm, die Augen gesenkt, die Hände fröstelnd an einander reibend. — Mit schwerfälligem Flügelschlag flatterte die von den Schüssen verjagte Krähe jetzt wieder auf den Baum und stieß ein heiseres Krächzen aus.

Auf einmal schlug Hafften die Hände vor das Gesicht und verharrte so — eine Minute lang schweigend neben seinem toten Gegner; als er sie sinken ließ, schienen seine Gesichtszüge aus Stein gemeißelt, aber gelb und scharf geworden, wie um Jahre gealtert.

„Das habe ich nicht gewollt!“ sagte er endlich zu Tarsen, und es war weithin verständlich.

Gorczyn reichte ihm die Hand.

„So reinigt ein Gentleman seine Ehre,“ flüsterte er ihm zu, „der dort hat seinen Lohn verdient.“

Entsetzt fast blickte Hafften auf den Sprechenden! Dann fiel ihm ein, daß ja niemand die näheren Details wußte, daß die Welt genau so urteilen würde wie sein Freund, daß keiner ihn einen feigen Mörder nennen durfte! Ein Gefühl der Befreiung erfaßte ihn! Er schüttelte sich und atmete tief auf. Jawohl, seine Ehre war fleckenlos und blieb es nun für immer. Einen scheuen Blick warf er noch auf den Toten, Augen und Lippen waren auf ewig geschlossen, sie konnten nie mehr anklagen, nie mehr sich verteidigen. — Er war ein stummer Mann geworden! — Seinen Lohn hatte er dahin! Einen Lohn dafür, daß er selbstlos den Flecken verwischen wollte, der eines anderen Leben beschmutzte. Wer hatte ihn geheißen, sich in anderer Angelegenheit zu mischen? Dankbarkeit ist eine häßlich drückende Last. —

Auf dem Wege zum Wagen sagte Hafften zu Tarsen: „Ich werde sofort dem Obersten Mitteilung von dem Ge-

schehenen machen. Mag das Ehrengericht dann über mich entscheiden! Der Grund, der mich zu dem allen zwang, wird Ihnen dann auch nicht länger ein Geheimnis bleiben; vorläufig danke ich Ihnen für Ihren Beistand."

Er bot Tarsen die Hand, und dieser drückte sie warm und herzlich. — Gewiß! Man drückte sie ihm nach wie vor, obgleich sie mit Menschenblut besudelt war! — —

Deesenbergs starren Körper schaffte man in langsamem Schritt nach der Residenz und in seine Wohnung. — Auf dem braunen Waldboden blieb nichts zurück, als einige winzige Tropfen Blut.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hafften war fest entschlossen, die Chancen, die sich ihm boten, zu seinen Gunsten auszunutzen und mit eisernem Willen den Vorwürfen zu trotzen, die sich in seinem Innern regten. Der tote Mann plauderte nicht mehr, so blieb er Herr der Situation. — — —

Evelyn saß noch immer in derselben starren Bewegungslosigkeit, als sie endlich die Schritte des Heimkehrenden hörte; aber sie ging ihm nicht entgegen, ihre Füße hätten ihr den Dienst versagt, sie wartete, bis er zu ihr kam.

Und er kam zu ihr, seiner Richterin, der einzigen, die er noch zu fürchten hatte. Er trat ein wenig langsamer und schwerfälliger auf als gewöhnlich, blieb auch in der Nähe der Türe schwankend stehen und vermied, in ihre Augen zu blicken, die sie angstvoll und groß auf ihn heftete. Es war die einzige, stumme Frage, die sie für ihn hatte.

In dem kalten Tageslicht sahen seine Züge noch ebenso blaß und hart aus wie vorher im Walde, und da er schweigend stehen blieb, versuchte sie, für ihre Angst Worte zu finden. Es gelang nicht. Die entsetzliche Beklemmung, die schon den ganzen Morgen ihr fast den Atem geraubt, lähmte sie fast vollständig.

Hafften kam auf sie zu, auch er suchte umsonst nach Worten, ihre Augen verursachten ihm ein bedrückendes Gefühl,

sie mahnten ihn plötzlich an diejenigen, die seine Hand auf ewig geschlossen.

„Evelyn" — begann er endlich mit Aufbietung aller seiner Ruhe.

„Hermann!" preßte sie mühsam hervor, das klang so tonlos, daß Hafften es mehr fühlte, wie verstand. Er schlug die Augen zu Boden; vor ihr, vor seiner Frau, vermochte er doch nicht mit erhobener Stirn zu stehen.



Da fühlte er zwei eiskalte Hände seinen Arm umklammern.

„Was ist geschehen?" stammelte sie fast sinnlos.

„Ein Unglück! Ein — — —"

„Du hast ihn getötet!" schrie sie gellend auf, und dann fühlte er sich zurückgestoßen; die schlanke, bebende Gestalt floh von ihm fort in eine Ecke des Zimmers.

„Mörder!" rief sie und streckte abwehrend beide Hände von sich.

„Was fällt dir ein? Ich bin kein Mörder!"

Sie sah ihn mit Augen an, aus denen das Entsetzen sprach!

„Mörder!“ wiederholte sie, erst laut, dann immer leiser und leiser, bis es zuletzt in Wimmern erstarb.

„Sei nicht töricht, Evelyn, ich habe es nicht gewollt, ein Zufall allein!“

Wieder richtete sie den geisterhaften Blick auf ihn, der ihn so mächtig erschütterte, und sagte leise:

„Nicht gewollt? O doch! O doch! Ich habe es immer geahnt.“

Er wollte auf sie zugehen, aber mit gellendem Schrei floh sie wieder.

„An deinen Händen klebt Blut, ich kann es nicht mehr sehen! Auch dich nicht! Du hast ihn gemordet!“

Er fuhr jetzt auf.

„Es war ein rechtlicher Ehrenhandel; was ich getan, werde ich zu sühnen wissen.“

„Sühnen! Ja, du hast recht,“ sagte sie, als hätte sie nur dies eine Wort verstanden. „Auch ich will sühnen. Trage ich doch die größte Schuld.“

„Was willst du tun?“ fragte er beunruhigt.

„O, rühre mich nicht an, komme mir nicht zu nahe,“ flehte sie angstvoll, „sein Blut ist zwischen uns und trennt uns auf ewig.“

„Du willst mich verlassen, Evelyn?“

„Ich muß! Siehst du nicht, daß ich muß? In meinen Augen bist du ein Mörder; mir graut vor dir.“

„Was willst du tun?“

„Fort, nur fort! Behalte mein Geld, behalte alles, was du willst, aber laß mich gehen.“

„Wohin?“

„Zu Tante Julie. Auf den Knieen zu den Füßen der beraubten Mutter ist jetzt mein Platz.“

„So geh!“ sagte er zornig und warf sich in einen Sessel. „Ich halte dich nicht.“

Mit gefurchter Stirn blieb er so sitzen und grübelte lange nach über das, was war und was hätte sein müssen. Endlich sprang er auf, setzte sich an den Schreibtisch und berichtete

an seinen Kommandeur. In männlich freier, offener Weise schilderte er die Tatsachen, nannte den Grund seiner Handlungsweise, die die schleunige Erledigung des Ehrenhandels bedingte, schlug schließlich den Maler Gorczyn als Zeugen vor, daß er seine Gattin in der Ballnacht in Hauptmann von Deesenbergs Wohnung angetroffen, und unterstellte sich dann dem Spruch des Ehrengerichtes. — Nur etwas hatte er zu erwähnen unterlassen, jene Papiere und die Aufklärung, die ihm durch Evelyn geworden.

Indessen durcheilte Evelyn die Straßen der Stadt zu Deesenbergs Wohnung. Ihr war, als gehöre sie dort und nur dort hin. Wenn sie noch helfen, noch retten konnte! Vielleicht stand es nicht ganz so hoffnungslos, wie sie zuerst gefürchtet. Es war die Stunde, in der sich alle Welt auf der Promenade befand, Evelyn fragte nichts danach, ob man sie sah, was man von ihr dachte; so schnell sie ihre Füße trugen, eilte sie vorwärts.

In Deesenbergs Wohnung standen die Fenster auf, auch die Korridortüre, sie konnte ungehindert eintreten. Nichts regte sich — kein Laut. Als sie das Wohnzimmer öffnete, wehte der feuchte Wind den Vorhang zum Fenster hinaus, er flatterte wie eine Fahne; weiter sah sie nichts. Behutsam überschritt sie die Schwelle zum Nebenzimmer. — Da lag Deesenberg angekleidet auf seinem Bett, starr und regungslos — nur ein kleines rotes Mal mitten auf der Stirn.

Sie schrie nicht mehr auf, das Maß der Klage war voll. Leise kniete sie neben der Leiche nieder, und ihre Stirn auf seine kalte Hand legend, flüsterte sie: „Vergib, o vergib, mein einzig Geliebter! Um mich bist du gestorben!" — —

Als die Sonne sank, erhob sie sich endlich von den Knien, eine andere, als sie bisher gewesen. Eine Fülle von Liebe brach aus den braunen Augen, als sie Abschied nehmend auf den stummen Schläfer sah. Was der Lebende ihr nie hätte sein dürfen, dem Toten konnte sie jetzt den ganzen unerschöpflichen Schatz ihrer Liebe mit ins Grab geben. Ihr war, als gehörten sie jetzt unlöslich zueinander, als sei seine

Seele zu ihrem Trost bei ihr geblieben, um sie niemals zu verlassen. Keine Träne floß mehr, als sie sich niederbeugte, um zum letzten Male seine blasse Stirn zu küssen. —

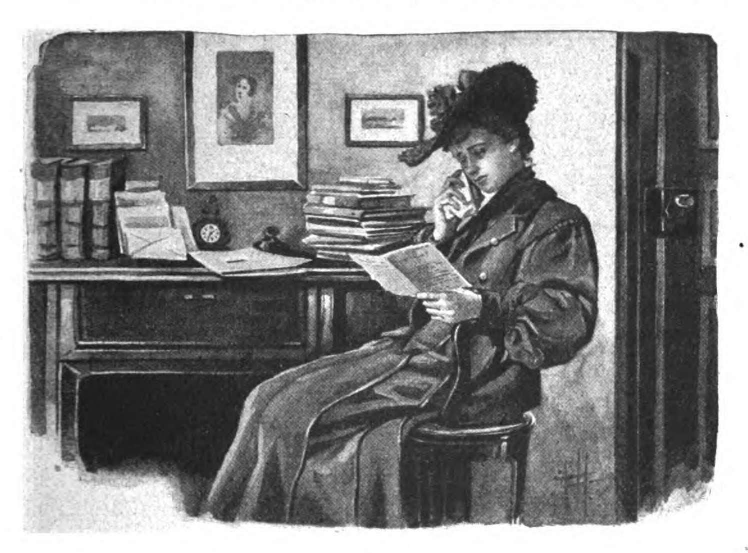
Im andern Zimmer stand Deesenbergs Bursche; warme, ehrliche Tränen liefen über sein Gesicht, als er der schlanken, fremden Frau entgegentrat, die so jammervoll um seinen armen Herrn zu trauern schien. Stockend, sich mit der roten Hand über das Gesicht wischend, zeigte er ihr ein geschlossenes Kuvert, das auf dem viel benutzten Schreibtisch des Toten, augenfällig auf eine dunkle Unterlage geschoben, dalag, und dessen Adresse ihren Namen trug. Er konnte nicht sprechen, der brave Bursche, Trauer und Grauen schloß ihm den ohnehin nicht sehr beredten Mund, aber als Evelyn nach dem Brief griff und schluchzend auf dem noch verschobenen Stuhl zusammensank, da schlich er sich leise hinaus und ließ sie zartsinnig allein.

Mit zitternden Händen löste sie das Kuvert. Die Buchstaben verschwammen vor den überquellenden Tränen, ein schneidendes, betäubendes Weh durchflutete ihr Inneres, und dann las sie — die Tränen versiegten, der quälende Schmerz wurde weicher und sanfter, als sie auf Deesenbergs feste, klare Handschrift sah.

„Geliebte Evelyn! Nur im Falle meines Todes sollen Deine Augen diese Zeilen lesen, deshalb vertraue ich ihnen all das an, was ich weder Zeit noch Kraft gehabt hätte, Dir zu sagen. Evelyn! Wie auch der Würfel des Schicksals fallen mag, versprich mir eins: Zürne mir nicht! Mit jedem Pulsschlag meines Herzens habe ich Dein Glück gewollt, jeden Tropfen Blut hätte ich freudig dafür hingegeben, und nun — wo ich am Ende stehe und zurückblicke, schreit mein Herz vor Qual über das Geschehene und seine Folgen, die Dich am schwersten treffen, wenn — nicht das Schicksal barmherziger ist, als die Menschen.

Ein wunderbares Gefühl beschleicht mich, nun das Morgengrauen schwer und fröstelnd über die Dächer steigt — als wäre es der letzte Morgen, der mir tagte. Sei es

drum! Ich fürchte den Tod nicht. Aber was ich desto mehr fürchte, ist, Dich, Du Einzige, die ich je in meinem Leben geliebt habe, rat- und schutzlos da zurücklassen zu müssen, wo mir mein rebellischer Sinn all und jedes, auch das kleinste Achtungsgefühl versagt. Evelyn, ich will nicht richten, aber anflehen will ich Dich — Dich, meinen Stern — bleibe, wie Du bist, laß nichts Äußerliches Macht über



Dich gewinnen. Die Ehre, die Dir die Welt geben und nehmen kann, ist leerer Schein, ein hohler Schild, hinter dem so manches versteckt ruhen kann, ohne Schatten zu werfen, die Ehre aber, die Du Dir selber gibst, diese einzig wahre Ehre, die oft niemand anerkennt, die verborgen in Deiner Brust ruht, die Dich nicht einmal vor Verleumdungen zu schützen vermag — diese Ehre halte hoch und heilig, und hüte Dich, ihr je das kleinste nehmen zu lassen; sie rächt sich sonst unerbittlich an Dir selbst. Im Falle meines Todes wird man Dich herabziehen und

zu beschmutzen suchen, armes Kind, Du wirst viel Dornen auf Deinem Weg finden; ich weiß es wohl, denn die Welt ist bitter ungerecht und grausam. Wanke nicht, weiche nicht, bleibe wie Du bist, so keusch und rein und edel; weise selbst Verbitterung von Dir und bewahre mir im tiefsten Herzenswinkel ein sanftes, liebes Erinnern. Ich habe Dich geliebt, Evelyn, mehr als ich sagen kann, mehr, als ich ahnte; aber, beim ewigen Gott, keiner meiner Wünsche hat Dich — das Weib eines andern — entweiht, ich bin Deiner Erinnerung wert. —

Von dem Turm der Florianskirche kreisen schreiend die Dohlen in dem fahlen Frühlicht. Das erste Leben, das sich regt. Lebwohl, lebwohl! Falle ich — nur dann werden Deine Augen auf diesem Papier ruhen — weißt Du, daß Du mein letzter Gedanke gewesen bist, und dann nimm Dich meiner alten Mutter an. Zeig ihr diesen Brief, damit sie Dich nicht auch verkennt — teile ihr selbst meinen Tod mit, sie wird es dann leichter ertragen. Mag mich die Welt verdammen, mein Gewissen, meine Ehre ist rein wie ein Spiegel, und ich danke Gott, daß es so ist.

Küsse mich noch einmal, wenn ich tot bin. Auch über Tod und Grab hinaus Dein Hermann."

Evelyn trat an die Seite des Toten und küßte ihn noch einmal. Leise, innig, als wollte sie ihn nicht erwecken. Den Brief in der Hand, hielt sie noch einmal stumme Zwiesprache mit ihm, ehe sie ging! Auf immer! Aber die Erinnerung gehörte ihr, die nahm sie mit. Die Erinnerung an einen seltenen, edlen Mann — und er hatte sie geliebt!

---

## XVI.

Am Gitter des kleinen Vorgärtchens, das die einfache Villa, die Frau von Deesenberg in Priesfelde bewohnte, von der Straße trennte, stand eine schlanke, schwarzgekleidete Gestalt und sah mit scheuen Augen zu den Fenstern hinüber,

die, im Sommer mit Kletterrosen und wildem Wein bezogen, jetzt ohne allen verhüllenden Schmuck in den häßlichen, nebelschweren Abend hinaussahen. Hinter den blanken Scheiben bewegte sich nichts, so eifrig die Lauscherin auch spähte, und doch würde es ihr solche Wohltat gewesen sein, von der Bewohnerin dieses friedlichen Häuschens über die Schwell geführt zu werden, über die sie berufen war, so viel Kummer und Trübsal zu tragen.

Frau von Deesenberg saß im Lehnstuhl, in der Nähe des Ofens. Die feuchtkalte Witterung der letzten Tage hatte ihr Schmerzen verursacht; sie hielt die Augen im Halbschlaf geschlossen. Vielleicht träumte sie von ihrem Sohn, der seine Heimkehr ihr für dies Jahr fest versprochen hatte. Es war freilich erst Januar, aber sie hatte Geduld — sie wartete. Plötzlich richtete die alte Frau sich auf, ihr war es gewesen, als lege eine Hand sich auf die Türklinke; aber niemand öffnete trotzdem. Das konnte nur eine der vielen Bekannten aus dem Städchen sein, die da kamen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, denn Tine, die alte Magd, war fort, um Einkäufe zu machen.

„Nur herein!“ rief die Matrone freundlich. „Wer es auch sei, er ist mir willkommen!“

Sie strich in alter Gewohnheit ordnend mit der Hand über den glatten, schneeweißen Scheitel und blickte lächelnd nach der Türe. Diese öffnete sich. Die schlanke, schwarzgekleidete Frauengestalt, die vorhin am Gitter gelehnt, stand auf der Schwelle und schlug langsam den Schleier zurück. In dem Halblicht der Dämmerung waren gerade noch die Züge des totenblassen Gesichtes zu erkennen.

„Evelyn! du?“ rief Frau von Deesenberg erschrocken und machte den Versuch, sich zu erheben, aber Evelyn kam diesem zuvor. Auf den Knien vor der alten Frau lag sie und drückte ihren Kopf in deren Schoß. Ein konvulsivisches Zittern schüttelte sie. „Evelyn! Kind!“ sagte Frau von Deesenberg noch einmal und strich über das dunkelblonde Haar. Dann die tiefe Trauerkleidung gewahrend, fragte sie

zögernd: „Ist dein Mann tot? Hermann schrieb mir doch nichts davon!"

Evelyn schüttelte heftig den Kopf, dann blickte sie auf. „O Mutter, Mutter, vergib mir!" stöhnte sie angstvoll.

Frau von Deesenberg erschrak ernstlich. Evelyn mußte krank, halb besinnungslos sein. Sie streichelte ihr unaufhörlich das feuchte Haar und sagte ganz sanft und überredend, wie zu einer Schwerkranken: „Ja, ja, Kind, ich vergebe dir. Aber wie kommst du hierher?"

„Ich bin fortgegangen von ihm. Ich kann nicht länger bei ihm bleiben."

„Von deinem Manne? Unmöglich! Das Band zwischen Eheleuten ist unzerreißbar," sagte Frau von Deesenberg streng. Dann besann sie sich und fügte milder hinzu: „Hat dir Hermann das nicht auch gesagt?"

Wieder schüttelte ein Schauer die junge Frau. „Hermann — er ist — o, Mutter! Mutter!"

„Er ist krank," sagte die alte Frau und stand plötzlich hochaufgerichtet auf ihren Füßen.

„Geh nicht! Bleib! Bleib! Krank — nein, o, nein!" Sie hielt die Knie der alten Frau umklammert und sah mit angstvoll flehenden Augen in ihr Gesicht.

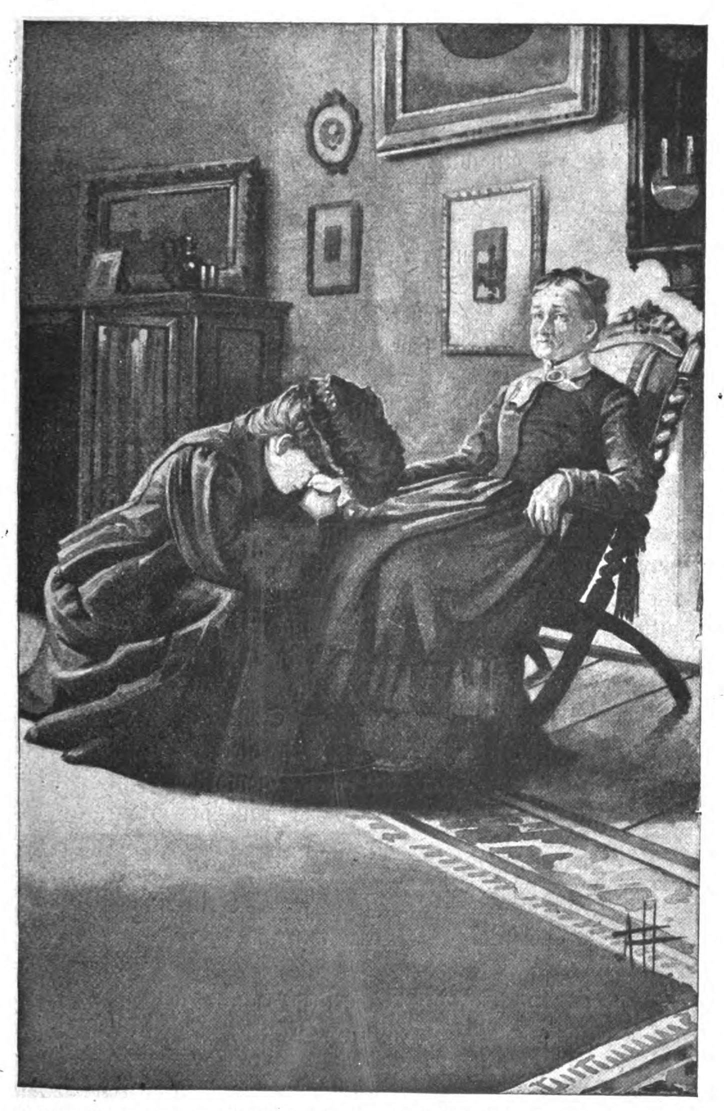
„Tot!" sagte Juliane von Deesenberg und fiel hart und schwer in ihren Stuhl zurück. „Nun bin ich arm! Ganz arm!"

Sie wußte, es war so, sie wußte es plötzlich ganz genau, ihr geliebter Sohn lag blaß und starr da, den ewigen Schlaf schlafend, niemand brauchte es ihr zu bestätigen.

Evelyn war ganz zu Boden gesunken, sie lag mit dem Gesicht auf dem harten, kalten Stubenboden, und ebenso hart klang ihre Stimme, als sie sagte: „Ich habe ihn getötet. Er starb um meinetwillen."

Frau von Deesenberg streckte abwehrend beide Hände aus. „Und du wagst es zu mir zu kommen! Zu seiner Mutter!" stammelte sie.

„Höre mich erst an, ehe du mich verstößt," schluchzte



Auf den Knien vor der alten Frau lag sie und drückte ihren Kopf in deren Schoß.
(S. 281.)

Evelyn halb verzweifelt, und in fliegender Hast erzählte sie. Manchmal verwirrte sich ihr Denken, manchmal wurde sie von Schluchzen unterbrochen, aber die alte Frau im Sessel rührte sich nicht. Die Dämmerung um sie wurde immer tiefer und tiefer, ein Frösteln durchlief das Zimmer und legte sich auf die beiden Frauenherzen. Evelyn schwieg endlich. — Es war jetzt totenstill.

„Hermann, mein Sohn," sagte Frau von Deesenberg plötzlich mit starker Stimme, „lebewohl für kurze Zeit, ich werde dich bald wiedersehen."

„Aber ich!" schrie Evelyn auf. „Bist du so grausam, daß du nicht einmal an mein elendes, zertretenes, von Reue gefoltertes Dasein denkst! Und ich bin noch so jung! Entsetzlich jung! Er ist von mir gegangen, der einzige, der mich geliebt hat, was soll ich noch auf der Welt!"

Sie strich die wirren Haare aus der Stirn und sah mit entsetzten Augen um sich. Julie von Deesenberg kämpfte einen schweren Augenblick mit sich, dann aber faßte sie mit unsicher tastenden Händen in der Luft umher, bis sie den dunklen Kopf ergriffen, und zog ihn in ihren Schoß. „Er hat dich sehr geliebt, Evelyn, sagst du?"

„Sehr!" erwiderte sie schluchzend. „So heiß wie ich ihn."

„Der Himmel nahm mir einen Sohn, er gibt mir dafür eine Tochter. Willst du bei mir bleiben, Kind?" Die Stimme der alten Frau war weich geworden, ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Wir werden ihn zusammen beweinen."

„O, Mutter! Mutter!"

„Er soll uns nicht gestorben sein. Sein Andenken wird weiter in uns leben, als hätten wir ihn nicht verloren, nicht wahr?"

Da ergriff Evelyn die beiden Hände der alten Frau und bedeckte sie mit Küssen und Tränen. „Mein Leben gehört der Erinnerung an ihn!"

Frau von Deesenberg schloß wortlos die Klagende an ihr Herz. Ihr geliebter Sohn war tot; aber sein Tod hatte

sie nicht ganz verwaist gemacht. Eine trauerte mit ihr, ebenso tief und leidenschaftlich wie sie selber. Die Menschen draußen in der Welt waren hart und grausam; ihre Gesetze, nach denen einer das Recht hatte, den andern zu töten, ohne dafür als Mörder angesehen zu werden, begriff sie nicht, sondern verabscheute sie. Es war wie so oft, das Gute ging zugrunde, das Böse triumphierte; aber für den Schmerz der jungen Frau hatte sie tiefes Verständnis. Sie beklagte sie sogar. Wie lange Zeit noch und sie würde diese Erde verlassen, dem geliebten Sohn nachfolgen, während Evelyn bis zu diesem ersehnten Ende noch lange, lange warten mußte. —

Evelyn von Hafften blieb in Priesfelde. Sie konnte nicht wieder unter Menschen zurückkehren, ihr genügte der stille Kultus, den sie mit dem Verstorbenen trieb, und die Pflege seiner Mutter, in deren Tröstung sie völlig aufging.

* *
*

Zwei Tage nach der blutigen Katastrophe im Wäldchen, deren Kenntnis allmählich doch zu den Ohren des Publikums gedrungen war, befand sich die Kommerzienrätin Arnheim in einer glänzenden Gesellschaft, strahlend schön und so heiter wie je.

„Man hätte es kaum für möglich halten sollen,“ sagte eine der anwesenden Damen zwischen dem Tee und Souper, während sie nachdrücklich den Fächer handhabte: „Diese kleine Hafften! Wer hätte das gedacht! Ein veritables Liebesverhältnis hinter dem Rücken ihres Gatten, und dabei sah sie so fromm und unschuldig aus wie ein Täubchen. Die Affaire muß Ihnen, liebe Liane, doch sehr nahe gegangen sein.“

Die Kommerzienrätin zuckte die Schultern. „Sie können sich denken, daß ich ganz ahnungslos war, sonst hätte ich mich auf alle Fälle schon früher zurückgezogen. Sie besaß ein nicht zu unterschätzendes Schauspielertalent und hat mich in eine höchst peinliche Situation dem Manne gegenüber ge=

bracht. Man muß sich schämen, mit ihr intimer bekannt gewesen zu sein. Denken Sie nur, in der Nacht zwischen Zwölf und Eins in des Hauptmanns Wohnung! Von Hafften selber getroffen!"

„Unerhört! Gewiß! Und nun ist sie fort?"

„Er hat sie davongejagt."

„So ein schöner, liebenswürdiger Mann wie Hafften! Und dagegen Deesenberg!? — Eine Geschmacksverirrung außerdem! Aber das kommt von der jetzigen Zeitströmung. Treue ist veraltet."

„Hafften soll seinen Gegner auf den ersten Schuß getötet haben."

„Ja, das ist einmal nicht anders, das sind die Gesetze der Ehre. Er war auch vollkommen in seinem Recht."

„Wir werden ihn doppelt liebenswürdig wieder in unsern Kreisen willkommen heißen, daß sind vor allen Dingen wir Frauen ihm schuldig, nachdem eine unseres Geschlechts ihn so eklatant betrogen hat."

„Wie lange wird er Festung bekommen?"

„Nominell wohl zwei Jahre, nach ein paar Monaten erfolgt aber meist die Begnadigung, denn der Spruch des Ehrengerichtes lautete ja: Er hat sich vollkommen korrekt benommen."

„Der arme, liebe Hafften!"

„Wir werden ihn also nicht lange entbehren!"

„Und was wird aus ihr?"

„O, in anständiger Gesellschaft nimmt man ihren Namen nicht mehr in den Mund." —

So urteilte man in der Gesellschaft, plauderte hinter den Fächern und trat unbarmherzig in den Schmutz, was sich dem Schein nicht fügen wollte. — Das alte Lied!!

Als sich die Kommerzienrätin an diesem Abend in ihrem Schlafzimmer allein befand, holte sie aus ihrem Sekretär ein paar elegante, lange, weiße Handschuhe, die an den Fingerspitzen scharfe, spitze Katzenkrallen trugen. Die schnitt sie mit einer Scheere in Stücke und warf sie in den Kamin. „Es

ist nicht nötig, daß jemand davon erfährt," dachte sie dabei. „Es war ein Scherz von mir; konnte ich wissen, daß blutiger Ernst daraus wurde? Und doch — Hafften durfte mir dankbar sein."

Sie vermied klüglich, sich ehrlich zu bekennen, was der eigentliche Grund zu jener Aufstachelung am Ballabend für sie gewesen. Weder Haß noch Eifersucht, Zorn oder Neid — einfach die Lust, Böses zu säen, wo es ungestraft für sie selber geschehen konnte. Es war eine in ihrer Natur tief begründete Lust an der Bosheit, die sie mit mancher ihrer Mitschwestern teilt.

---

## XVII.

Der Winter ist vergangen, Frühling und Sommer vorüber, der Herbst ist da, mit seinen milden, warmen Tagen, den glitzernden, weißen Fäden, die die Luft durchziehen, als Sinnbild des scheidenden Sommers.

Franz Freiherr von Hafften hat seine Festungsstrafe verbüßt und befindet sich wieder in der Residenz. Mit den Tatsachen glaubt er sich abgefunden zu haben. — Einen Schleier über die Vergangenheit! — Die Zukunft lockt und winkt noch so herrlich. Seine Ehe mit Evelyn ist gelöst; er hat nichts mehr von ihr gehört, sie auch zu keiner Rückkehr aufgefordert, für ihn ist sie tot, und er ist zufrieden damit.

Sie haben ihn alle wieder in ihrer Mitte willkommen geheißen. Gorczyn, der am nächsten Tage nach Indien zu reisen gedenkt, hat ihn unter den Arm gefaßt und ihn zu seinem neuesten Bilde in der Kunstausstellung geführt. — „Mein Abschiedsgruß an dich," sagt er dabei lässig.

Ein Haufe Neugieriger steht davor und lobt und tadelt.

„Wahrhaftig, sie sieht ihr ähnlich," sagt eine der beiden Damen, die mit Lorgnetten bewaffnet dicht davor stehen. „Das ist perfide!"

„Im Gegenteil, meine Liebe, ich möchte es lieber eine gerechte Strafe nennen. In solchen Dingen bin ich nicht tolerant; nein, ganz und gar nicht."

„Was mag aus ihr geworden sein?"

„Niemand weiß es. Das beste noch, was man ihr nachsagen kann. Sie wird ihre Torheit längst bereut haben."

Die beiden Damen wenden sich zur Seite, ohne die hinter ihnen stehenden Herren zu bemerken; der Anblick auf das Bild ist frei. Es zeigt eine Szene aus dem Mittelalter, eine Ehebrecherin am Schandpfahl. Der schlanken, mädchenhaften Gestalt ist das Oberkleid halb von der Schulter geglitten, die das rote Haar fast völlig bedeckt. Mit großen offenen, ruhigen Augen schaut sie in die Menge, die sie johlend umringt, anspeit und mit Steinen bewirft. — Das Gesicht trägt unverkennbar Evelyns Züge!

Hafften erblaßt und beißt sich einen Augenblick heftig die Lippen.

„Das hinterlasse ich dir zur Erinnerung," sagt Gorczyn neben ihm, „vergiß nie, was im Grunde die Frauen wert sind. Ein erbärmliches Geschlecht! Wahrer Liebe unfähig. Hüte dich in Zukunft vor ihnen und denke dabei an mich."

Er wies auf das kleine Metallschild in der Ecke, das seinen Namen trug: — Pinxit Leonidas Gorczyn.

„Topp!" — Hafften lachte. „Ich danke dir für deine Freundlichkeit und werde deine Mahnung beherzigen."

„Ja, das war meine Rache. Den einen Teil hast du gestraft, den andern ich. Die Chancen schienen mir sonst zu ungleich."

Nun wenden sich die beiden Damen um.

„Welche Überraschung! Herr von Hafften!"

Liane Arnheim reicht dem Angerufenen liebenswürdig beide Hände entgegen. „Armer Freund, wie lange haben wir uns nicht gesehen!"

Sie plaudern ein Weilchen zusammen. Hafften findet Liane hübscher und pikanter denn je; dann drängt Gorczyn zum Aufbruch.

„Auf Wiedersehen also," nickt die Kommerzienrätin mit leuchtenden Augen. „Sie werden mich doch besuchen?"

„Selbstverständlich, Gnädigste! Auf Wiedersehen!"

Die Herren gehen. —



„Er ist jetzt frei," sagt Lianes Begleiterin und schaut ihnen nach. „Frei, wohlhabend, hübsch, und — Sie mögen mir sagen, was Sie wollen — höchst interessant durch die beinahe grausame Art, mit der er seine Ehre rein wusch; es kostete Deesenbergs Herzblut. Er ist eben ein Mann! Hätten Sie wohl den Mut, es mit ihm zu wagen?"

„Wer weiß — vielleicht!" antwortet die Arnheim halb zerstreut; aber der Ausdruck um Mund und Augen hätte einem Beobachter zu denken geben können.

---

## XVIII.

Ein Schneesturm braust durch die Straßen der Residenz. Die Flocken fallen so dicht, daß man kaum das Nächstliegende unterscheidet, das Gebirgswasser tost und tollt mit dem Sturm um die Wette, und am Horizont, da, wo sich sonst die Vorstadtkirche so strahlend und friedvoll wie ein Phantasiebild vom Nachthimmel abhebt, liegt heut kaum ein heller Schein. Einsam sind die Straßen, dunkel die Häuser.

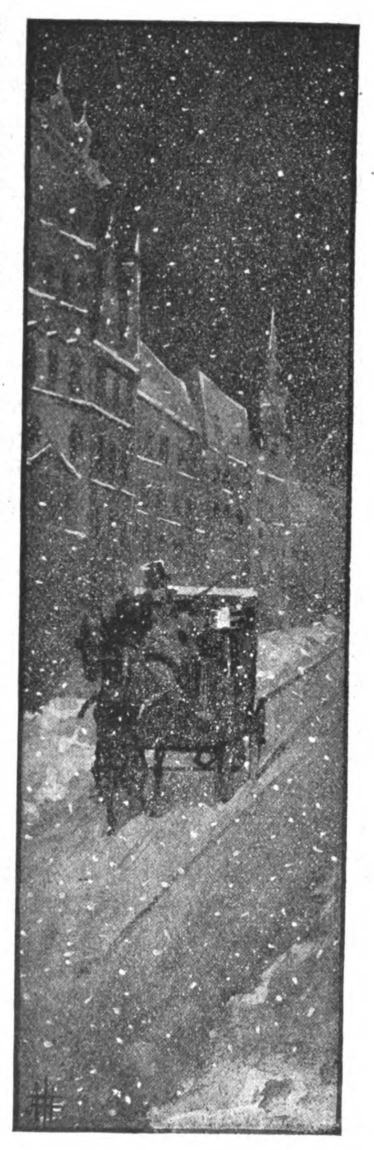
Ein einziges Gefährt biegt jetzt von der Hauptstraße ab und in die Quaistraße ein, das Pferd nur mühsam gegen den Sturm kämpfend, der Kutscher auf dem Bock weiß wie ein Schneemann, halb erstarrt und aussichtslos bemüht, die kleinen blauen Hausnummern abzulesen, die der Schnee verweht hat. Ein ungeduldiges Pochen an die Scheiben, der Wagen hält sofort. Der einzige Insasse entsteigt ihm, ein großer, stattlicher Mann, den Paletot eng um sich gezogen, den Säbel klirrend nachschleppend, die Mütze schief auf einem Ohr. Er bezahlt mit Mühe und halbunterdrücktem Fluchen, einzelne Geldstücke rollen in den weichen Schnee, und haltlos schwankt er zuweilen hin und her, als bewege ihn der Wind.

Der Kutscher, der das sieht, lacht heimlich.

„Der ist fertig," denkt er schadenfroh und setzt sein Rößlein wieder langsam in Bewegung.

War es ein Wunder, daß Franz Freiherr von Hafften heut abend „fertig" war? Sie hatten ja seinen Ehrentag gefeiert, seine Ernennung zum Rittmeister im Ulanenregiment. Die gefürchtete Versetzung war nicht eingetroffen, im Gegenteil, er war avanciert und im Kreise der Kameraden aufs neue willkommen geheißen. Sie hatten gezecht — und wie gezecht! Hafften stand schon seinen Mann, das mußte ihm der Neid lassen. Was hatte das bischen Schwanken im Vergleich zu den Quantitäten zu bedeuten, die er heut abend zu sich genommen. Er wußte zwar, daß man ihn schon für etwas mehr als nur einen starken Trinker hielt, daß er mitunter Andeutungen deshalb zu hören bekam — freilich sehr

verhüllt und nur von oben her — aber er lachte dazu. Zum Henker! Die Leute hatten nicht einmal unrecht. Er trank, ja er trank stark. Aber brauchten sie zu wissen, daß und was er im Wein noch suchte, außer momentanem Genuß? Mochten sie von ihm denken was sie wollten, er brauchte keinen — keinen!! — Unwillkürlich lachte er laut auf.



Endlich war er oben in seiner Wohnung, derselben Wohnung, die er schon damals mit Evelyn bewohnt hatte. Alles noch wie sonst! Der schwankende Lichtschein, den er entzündete, huschte über dieselben prächtigen Möbel, auch nicht ein Stück hatte die junge Frau für sich beansprucht. Aus alter Gewohnheit und auch um der Welt seine Herzensstärke zu zeigen, die imstande war, spurlos innerlich und äußerlich das zu vertilgen, was sich mit seinen Anschauungen nicht vertrug, hatte Hafften alles gelassen, wie es war. Was nützte es, Änderungen zu treffen, konnte damit auch nur das Geringste ungeschehen gemacht werden?

Es brauchte ja niemand zu ahnen, daß er Stunden hatte,

in denen nicht allein die Erinnerung an Evelyns letztes Wort, sondern sein eigenes Gewissen ihn quälte, daß er trank — trank und wieder trank, um alles zu vergessen.

Als er in der stillen Nacht durch die lange dunkle Zimmerreihe schritt, an deren Ende nur aus dem Schlafzimmer matter Lichtschein fiel, überschlich es ihn wieder, jenes häßliche Gefühl, das er so genau kannte. Sein Säbel schlug dumpf hinter ihm auf, der dicke Teppich dämpfte den Schall, nur als er jetzt gegen einen Stuhl fuhr, klirrte es deutlich, und Hafften taumelte mit einem halblauten Fluch seitwärts. Dann alles wieder still. Es war ihm, als lege sich diese Grabesstille ringsum lähmend auf seine Sinne, als halte sie ihn zurück, sein Bett zu erreichen, als — — ja was denn noch alles! Er war doch ein Mensch mit gesunden fünf Sinnen — er lachte über solche törichten Einbildungen! Dennoch stieß er die Tür zu seinem Schlafzimmer so heftig auf, als gälte es einen Widerstand zu überwinden. Das ruhige Licht, das schon durch die Milchglasscheiben geleuchtet, floß ihm in breitem, hellem Strom entgegen, der kleine Wecker im antiken Gehäuse tickte laut, und der Benutzung harrend, lagen Zigarettenschachtel und Buch auf dem Nachttisch, dicht unter der Lampe, deren Schein nach dem Bett zu durch einen Lichtschirm gedämpft wurde.

Er strich mehrmals über Stirn und Augen und gähnte laut, aber das Gähnen war mehr gemacht Müdigkeit herbeizurufen als sie auszudrücken. Wunderbar — je länger er allein war, je wacher und munterer wurde er. Die Kameraden schliefen gewiß längst — es war eine schwere Sitzung gewesen — und mitten in dem lauten Reden, der weinseligen Stimmung war auch Deesenbergs Name genannt worden. Wer war es doch? Richtig — Gernshausen! Es geschah zum erstenmal in seiner Gegenwart seit dem Duell — man hatte es sonst stets vermieden. Auch heute war das Gespräch alsbald verstummt, aber er hatte getan, als habe er nichts gehört. Warum? Glaubten sie etwa, ihn drücke der Ausgang? Belaste sein Gewissen? — Lächerlich! — Er war im

Recht! — Im Recht! Und wer daran zweifelte, dem wollte er Gelegenheit geben, es an sich selbst zu erproben.

Keiner kannte das Unrecht, das er begangen — außer ihm nur Evelyn — pah, Weiber zählen nicht! Also hatte keiner das Recht zu der Vermutung, Deesenbergs Namen zu hören sei ihm peinlich.

Mit dem Eigensinn des Halbtrunkenen klammerte er sich immer wieder an diesen Gedanken. Er wollte aller Welt zeigen, daß dem nicht so zu sein brauchte — er wollte morgen Gernshausen das auseinandersetzen. Die Hand, zur Faust geballt, schlug schwer auf die seidene Steppdecke, während die Rechte den widerspenstigen Kopf stützte. Wie ungefähr wollte er sagen? „Ich war doch in meinem Recht! — Deesenberg — Deesenberg — —“

Er kam nicht weiter, ein Schauer schüttelte ihn plötzlich, auf seiner Stirn standen Schweißtropfen. Aus dem Muster der dunklen Gobelins, die das breite Fenster verhüllten, schauten ihn auf einmal Deesenbergs Augen an, mit jenem Blick, den er so sehr an ihnen gehaßt. Je mehr er hinsah, desto mehr zeichnete sich auf dem schwarzen Grunde ein heller Fleck ab — er formte sich — nahm Züge an — und nun war es Deesenbergs Kopf, aber mit geschlossenen Lidern, tot und starr, und auf der Stirn jenen kleinen, verhängnisvollen roten Punkt.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Hafften auf den hellen Fleck. War er denn wahnsinnig? Träumte er, oder gab es wirklich Dinge zwischen Himmel und Erde? — Er war unfähig sich zu regen. Seine Stirnadern schwollen — sein Herz hämmerte laut — die Kehle wurde ihm trocken. Jetzt schienen sich langsam die Lider in dem Totengesicht zu heben — die Lippen öffneten sich. Wollten sie ihn anklagen — den Mörder?!

Der Rittmeister stöhnte laut auf — der Ton gab ihm die Herrschaft über sich selbst zurück, mit einem unartikulierten Schrei sprang er aus dem Bette.

„Albernheiten!“

Die Zähne fest aufeinander gebissen, ging er auf den Spuk zu. Was war das? Lächerliches Gaukelspiel der Phantasie! Der Lichtschirm mit seinen phantastischen Arabesken hatte den Schein geworfen — seine erregten Nerven allein waren es, die ihm das andere dazu gemalt. Er atmete erleichtert auf; zur Beruhigung strich er noch besonders mit der Hand über den hellen Schein. Gewiß, es war nichts da, er sah ganz deutlich jeden einzelnen seiner Finger in der eigentümlich matten Beleuchtung auf dem dunklen Grunde.

„Zu viel getrunken, um ganz nüchtern zu sein, zu wenig für die genügende Bettschwere,“ murmelte Hafften halblaut. „Alberne Gespensterseherei! Ich will nicht — nein, ich will nicht mehr daran denken!“

Er löschte die Lampe. Aber obgleich er sich unruhig von einer Seite auf die andere warf, tanzten goldene und silberne Kreise vor seinen Augen, der Schlaf wollte nicht kommen. Er fühlte allmählich eine wahre Glut seinen Körper durchströmen; die Adern an den Schläfen pochten, das Blut sang in seinen Ohren: — „Deesenberg,“ immer nur diesen einen verwünschten Namen in allen Takten und Tonarten.

„Das ist ja, um verrückt zu werden!“ schrie Hafften laut und machte Licht. „Schon drei! Der verwünschten Wirtschaft wollen wir doch ein Ende machen — Champagner wirkt nicht mehr recht — verfliegt zu schnell — ich weiß ein besseres Mittel — —“

In der schwankenden Hand die Lampe, ging er barfüßig durch das Schlafzimmer, durch das folgende, bis er endlich im Eßzimmer am Büfett Halt machte. Auf dem Bord stand eine weitbauchige, geschlossene Flasche, auf der Etikette „Cognac — fine champagne“, die nahm er herunter.

Seine Augen hingen an dem Lack des Halses, bedenklich, als prüfe er seine Kraft, ob es ihm noch gelänge, den Korken zu lösen. Im nächsten Augenblick hatte er das schwere silberne Tranchiermesser ergriffen, das wohl noch vom letzten Herrenabend her hier achtslos liegen geblieben war. Als er es in der Hand wog, murmelte er: „Verfluchte Bummelei!

Die Kerls sind alle nachlässig wie die Hunde." — Ein Schlag, ein Klirren, der Flaschenhals flog zu Boden; etwas von dem stark riechenden Getränk floß auf die eichene Platte des Büfetts und stieg Hafften in die Nase, der den Duft mit Wohlbehagen einsog.

Wählend griff seine Rechte unter die klirrenden Kristallgläser, ein großer, grüner Römer blieb ihm in den Fingern, und immer noch etwas unsicher, doch ohne zu zaudern, goß Hafften ihn bis über die Hälfte voll.

„Das ist das wahre Schlafmittel," sagte er laut zu sich selber, als er wieder im Bett lag, und ließ das Lampenlicht durch den im grünen Glase farblosen Kognak fallen, ehe er ihn an die Lippen setzte und mit einem Zuge leerte. „Kein Teufel kann — —"

Das Murmeln erstarb. Mit einem halb schnarchenden, halb gurgelnden Laut fiel Hafftens Kopf schwer in die Kissen; der kraftlosen Hand entsank der Römer und glitt in das dichte weiße Angorafell vor dem Bette, ohne zu zerbrechen. Die Lampe brannte ungelöscht weiter und beleuchtete das verzerrte, dunkelrote Gesicht des nun sinnlos Trunkenen, den keine Träume mehr stören konnten, und der so fest und schwer schlief, als gäbe es für ihn kein Erwachen.

Grau und dunkel war draußen der Tag angebrochen, als Hafftens Diener die Portière zurückschlug und bei seinem Herrn eintrat. Er sah die noch brennende, eben dem Erlöschen nahe Lampe, roch die Atmosphäre von Weindunst und Kognak, die sich um das Bett des Schläfers lagerte, und ein grinsendes Lächeln huschte über sein Gesicht. „Säufer!" dachte er verächtlich.

Der Schlaf hielt Hafften so fest in Banden, daß alle Mühe, ihn daraus zu erwecken, umsonst war, nichts wollte fruchten. Erst nachdem Jean seinem Herrn zum zweitenmal ein nasses Tuch auf das Gesicht gelegt und das Fenster weit geöffnet, kam der Rittmeister allmählich zu sich. Verständnislos starrte er zuerst um sich. Die Augen gerötet und verschwollen, das Gesicht gedunsen, die Lippen hart und

trocken, bot er nicht mehr das Bild des schönen Mannes, dem einst Evelyn ihr Herz zu schenken geglaubt hatte. Er stützte die schmerzende Stirn in die Hand und sah mit starren Blicken ins leere.

„Es ist die höchste Zeit, Herr Rittmeister.“

Als wollte sie das Gesagte bestätigen, schnarrte die Uhr und schlug Acht.

„Höllische Schinderei!“ stöhnte Hafften und erhob sich schwerfällig. Er war wie zerschlagen und kaum bewegungsfähig, als ob er die Herrschaft über seine Beine verloren hätte. Wahnsinniger Durst plagte ihn.

„Wasser!“

Der Diener verschwand eilig, und der Rittmeister begann sich mechanisch anzukleiden. Seine Hände zitterten dabei, das Hirn war ihm so wüst, der Kopf so schwer.

„Der Kognak zum Schluß war etwas zu viel,“ dachte er. „Wenn ich nur ohne ihn schlafen könnte! Schlechte Angewohnheit! Alberne Einbildung die ganze Geschichte!“

Er trat vor den Spiegel und fuhr zurück. War er das? Unmöglich! Dies gedunsene, rote Gesicht, diese blutunterlaufenen Augen? Und dazu der schmerzende Schädel! — So ging es nicht weiter, da mußte eine Änderung getroffen werden, oder er ging zugrunde.

Mit einem Zuge stürzte er das Wasser, das der Diener brachte, hinunter. Noch einmal mit dem Kopf ins Waschbecken — die frische Luft draußen wird ihn vollends ernüchtern.

So wie heut hat er sich aber noch nie gefühlt! Das brennt und bohrt und zuckt durch den ganzen Körper, alle Augenblicke schwindelt ihn. Sollte die eisenfeste Gesundheit, auf die er jahrelang zu sündigen sich gewöhnt hatte, doch einen Stoß erhalten können, der sie ernstlich zerrüttet?

Er sieht sich plötzlich gebrochen, krank, einsam. — „Ich werde nervös wie ein altes Weib,“ dachte er, als er sich auf sein Pferd schwang. „Der tolle Hafften ist nicht so leicht umzubringen.“

Der Dienst war zu Ende, auch das übliche Frühstück bei Grosdemange. Den Anfall von heute morgen hatte Hafften so ziemlich überwunden, aber dennoch schmeckte der Wein schal, und das dumme Zittern der Hände wollte nicht weichen. Deshalb war er einer der ersten, die aufbrachen, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit. Eine Stunde Schlaf würde ihn völlig wieder herstellen, hoffte er. Tarsen schloß sich ihm an.



Der blutjunge Offizier stand seit jenem Duellmorgen in eigentümlichem Verhältnis zu dem viel älteren, jetzt sogar zum Rittmeister beförderten Kameraden. Nicht etwa, daß Hafften ihn sonderlich bevorzugt oder seinen Umgang gesucht hätte. Diese Beziehungen waren wohl mehr innerlicher Natur und entsprangen vielleicht ausschließlich dem Gefühl des Jüngeren.

Ein eigentümliches Empfinden, gemischt aus Bewunderung und Grauen bemächtigte sich Tarsens oft in Hafftens Gegen=

wart. Nicht etwa, weil er ihm das Geschehene auch nur in seinen geheimsten Gedanken zum Vorwurf machte, dazu stand er selbst viel zu sehr unter dem Ehrenkodex seines Standes, war noch viel zu heißspornig und jugendlich denkend, um sich auch nur zu fragen, ob es für Ehrenhändel wirklich keinen anderen Ausgleich gebe, als Leben um Leben zu setzen, aber er vermochte doch das Gefühl nicht los zu werden, daß auf Hafftens Seele uneingestanden ein Druck lasten müsse, bei der Erinnerung an den stillen Toten, dem gegenüber er das Richteramt auf sich genommen hatte. Er wußte von sich, daß er nicht so leicht über solch Ereignis hinwegkommen würde, falls er an Hafftens Stelle wäre. Ein Menschenleben ist und bleibt doch immer ein Menschenleben! — Freilich war er auch wieder gerecht genug, die Umstände in Betracht zu ziehen. Hafftens Ehre war schwer verletzt, er hatte ein Recht, blutige Genugtuung zu fordern. — Über diesen Punkt konnte Tarsen gar nicht hinweg. Er wie fast alle andern hatte sich wenig um Hafftens Frau gekümmert. Sie war so still und anspruchslos an dessen Seite durch das Leben gegangen, hatte widerspruchslos alle Aufmerksamkeit auf den Gatten konzentrieren lassen, zu allen kleinen Rücksichtslosigkeiten immer nur ein sanftes, entschuldigendes Lächeln gehabt, so gar kein Wesen von sich gemacht, und eben diese Frau mit den klaren braunen Augen, an die allein er sich dunkel erinnerte, sollte sich so weit vergessen haben? Er mußte sich immer wieder die Frage stellen, ob Hafften in diesem Falle ganz schuldlos sein könnte. Er dachte an unerquickliche, häusliche Szenen, die vielleicht stattgefunden, und war manchmal im stillen empört, wenn er Hafften im halben Rausch jenes Ereignisses erwähnen hörte, das damals in der Ballnacht stattgefunden, als er selber ihm so arglos auf die Fährte geholfen.

Denn wunderbarerweise sprach Hafften oft davon zu ihm, seitdem seine Ehe rechtskräftig gelöst war. Die Verschwiegenheit, die er damals sogar ihm, seinem Sekundanten gegenüber, trotz aller Aufregung, aufrecht erhalten, hatte er

jetzt vollständig beiseite gesetzt, gleichsam als ob die Erinnerung an das ihm geschehene Unrecht ein Schild sei, hinter dem er sich verschanzen müsse.

Alle diese Einwendungen empfand Tarsen zwar innerlich, allein sie waren doch nicht stark genug, um das Anziehende und Imponierende, das für den jungen Kameraden in Hafftens kräftiger Männlichkeit und persönlicher Energie lag, abzuschwächen. Man sah die beiden öfter zusammen, und da Tarsen auch zu Hafftens Schwadron versetzt war, so fand man es nur natürlich; die älteren Kameraden des Regiments hatten aber doch in letzter Zeit eine zwar kaum merkbare, von Hafften auch wohl kaum empfundene Reserve sich ihm gegenüber auferlegt, je zügelloser er sich seinen Vergnügungen und Leidenschaften hingab.

Tarsen hatte schon manches wenig freundliche Urteil über seinen jetzigen Rittmeister mit angehört. Hieß es früher „der tolle Hafften“, so klang eine gewisse eklatante Anerkennung durch die Worte, nannte man ihn jetzt so, so trug es eine Spur von mißbilligender Schärfe an sich.

Hafften und Tarsen gingen die schmutziggraue, schneefeuchte Straße hinunter. „Sie kommen doch heute abend zum Obersten?“ fragte Tarsen.

„Verdammt langweiliges Vergnügen, das Weibervolk da zu unterhalten,“ brummte Hafften übellaunig. „Wär' mir sehr lieb, wenn ich nicht hinbrauchte. Solche Gesellschaften sind mir ein Greuel.“

„Das wird wohl nichts helfen — unser Alter —“

„Natürlich muß ich,“ unterbrach der Rittmeister ihn unwirsch, „obgleich ich nicht ganz auf dem Posten bin.“ Ein Schauer schüttelte ihn so heftig, daß Tarsen das Zusammenschlagen seiner Zähne hörte.

„Warum ziehen Sie auch nicht den Paletot an,“ fragte er, „bei dem Hundewetter müssen Sie sich ja erkälten. Übrigens sehen Sie schon seit einiger Zeit schlecht aus, Herr Rittmeister.“

„Wittern Sie schon einen Vordermann weniger?“ Ein

heiseres Lachen drang über Hafftens trockene Lippen. „Nein, Kleiner, das ist eine verfehlte Spekulation! Ich nehme es noch mit euch allen auf, mein Körper ist eisern — Gott sei Dank.“

„Heute aber sehen Sie höllisch wenig eisern aus.“

Ein kurzer, feindseliger Blick streifte den harmlos Sprechenden, als erwartete der Rittmeister noch eine weitere Bemerkung, auf die er gesonnen war mit voller Schärfe zn antworten; aber nichts von alledem. Tarsen sah interessiert den ihnen begegnenden Damen ins Gesicht.

Der Rittmeister murmelte etwas Unverständliches und bog mit flüchtigem Gruß in die Quaistraße ein. Er fühlte, daß Tarsen mit seiner Bemerkung recht hatte, deshalb ärgerte sie ihn doppelt. Angekommen in seinen stillen Räumen, warf er sich sofort auf die Chaiselongue in seinem Arbeitszimmer und ließ den müden Blick zwecklos über die einzelnen Gegenstände gleiten, als hoffe er, dadurch eher den Schlaf zu finden.

Auf der Tapete über seinem Schreibtisch zeichnete sich deutlich eine hellere Fläche ab. Man sah bei aufmerksamer Betrachtung, daß hier ein Bild gehangen hatte, obgleich die Stelle jetzt leer war.

Hier hatte während seiner Festungshaft das Bild Gorczyns gehangen, das dieser ihm als letzten Freundesgruß hinterlassen, seitdem aber Hafften wieder selbst diese Räume bewohnte, ließ er es hinausschaffen, hinauf in den finstersten Bodenwinkel, um es nicht noch einmal vor Augen zu bekommen. Das wäre denn doch zu viel für seine Nerven gewesen, überall diesem memento zu begegnen! War es nicht genug, daß er ohnehin nur auf Stunden imstande war zu vergessen? Auch noch Evelyns Augen immer um sich zu wissen, jene Augen, die ihn zum letztenmal mit so grenzenlosem Entsetzen angestarrt, als sie ihn einen Mörder nannte! Fort also mit dem Bilde, fort mit aller Erinnerung daran.

Franz von Hafften stand auf und schenkte sich am Büfett ein Gläschen Kognak ein. Nun noch ein zweites und drittes — als er die Flasche zum viertenmal hob, hielt er mitten im

Eingießen inne und stellte sie dann unverrichteter Sache wieder auf das Büfett zurück.

Hatte Tarsen ihm nicht erst vorhin gesagt, daß er schlecht aussehe? — — Er grübelte einen Augenblick vor sich hin, dabei kam in seine Augen ein eigentümlich leerer, toter Blick, als gehorchten ihm die Gedanken nicht mehr, die kräftige, hohe Gestalt sank ein wenig zusammen. Ein Bild des beginnenden Verfalls! Vielleicht fühlte der Rittmeister das selbst; mit einem energischen Ruck raffte er sich auf und schob heftig das Glas zurück, das klirrend an die Flasche stieß.

Nein, so ging es nicht weiter. Ein Aufraffen seiner Kraft, seines Willens, ein Umkehren auf dem betretenen Wege! — Wollte er denn im Delirium enden? Verlacht, verspottet von denen vielleicht, die jetzt noch vor ihm zitterten? Und weshalb? Alberner Sentimentalitäten wegen, die hinter den Ofen, aber nicht in das frische, fröhliche Reiterleben hineingehörten! Was geschehen war, war geschehen! Was half es, mit geschehenen Dingen zu rechnen, ja sie zu beklagen! — Er war jung, lebenslustig und wohlhabend, genügte das nicht, um alle Geister zwischen Himmel und Erde zu bannen? Er wollte nicht untergehen, weder geistig noch körperlich, den Triumph sollte Deesenberg selbst im Grabe nicht haben.

Ein Strich zwischen dem Gewesenen und dem Zukünftigen! Keinen Gedanken mehr an die Vergangenheit, und alles war gut. —

„Wenn es hier nur nicht so still um mich wäre,“ dachte Hafften, die Augen schließend. „Ein Atmen neben mir in der Nacht — eine Frauenstimme bei Tage, wenn sie auch laut oder heftig wäre; ich glaube, ich kann das Alleinsein nicht vertragen. Soll ich wieder heiraten?“ Und in die ersten Atemzüge eines festen, tiefen Schlafes mischte sich dieser Gedanke und führte ihn in ein heiteres Traumland. Er schlief friedlich und ununterbrochen bis endlich der Diener ihn zum Ankleiden für die Soiree des Obersten weckte. In der heitersten Stimmung der Welt betrat er die Festräume.

## XIX.

Wer sah wohl der lächelnden Miene der Frau Oberst, Gräfin Beutler, an, daß sie nicht für jeden der zu empfangenden Gäste dieselben liebenswürdigen Gefühle hegte! Trotzdem war dem so, wenngleich sie außerordentlich gut verstand, ihre wahren Empfindungen zu verbergen.

„Was Teufel, Liane?“ dachte Hafften erstaunt und heftete seine Augen auf die Kommerzienrätin, die er in einer Nische stehen und sehr animiert mit einem jungen Herrn der Gesellschaft plaudern sah. „Wie kommt denn die hierher?“

Es war nicht eigentlich Mißachtung, was den Rittmeister so denken ließ, hatte er selbst doch Lianens Verkehr mit seiner Frau damals begünstigt, wenn auch nur aus Egoismus, aber die Gräfin war doch als sehr exklusiv und adelsstolz bekannt. Kein Wunder, daß auch Liane über die ihr zuteil gewordene Auszeichnung strahlte.

Vielleicht würde es ihre Freude etwas gedämpft haben, wenn sie gewußt, wie sehr die Frau Oberst sich gegen diese Einladung gesträubt hatte. Liane war der vornehmen Frau so von Grund aus unsympathisch, daß diese sich nur mit Mühe zu der Einladung entschlossen hatte. Es gab keinen Grund, sie absichtlich auszuschließen, denn die Arnheim hatte verstanden, nach und nach in den besten Kreisen Zutritt zu erlangen und sich darin zu behaupten; ein Umgehen war also eine tötliche Beleidigung, und dazu fehlte alle Veranlassung.

„Ich weiß auch gar nicht, was du eigentlich gegen die Kommerzienrätin hast,“ sagte der Oberst kopfschüttelnd und als Mann in solchen Dingen toleranter wie im allgemeinen die Frauen. „Sie hat sich doch nichts zu schulden kommen lassen.“

„Aber, Paul, ich versichere dich, sie ist keine Dame comme il faut,“ beharrte die Gräfin. „Es ist unrecht, daß wir ihr so bereitwillig unsere exklusive Gesellschaft geöffnet haben!“

„Weil sie bürgerlich ist und ihr Mann Kaufmann war?“

„Adlig oder bürgerlich hat damit weniger zu schaffen, obgleich — nun du kennst ja meine Ansicht auch darin, Paul. Was ich auszusetzen habe, richtet sich lediglich gegen ihre Person."

„Nachdem der Präsident sie empfangen und Exzellenz Wetterach, nachdem sie sich überall mit uns getroffen hat, Amelie, können wir meiner Meinung nach nicht umhin sie einzuladen; um so mehr, als sie sich der Familie deines eigenen Neffen anschließen wird."



Die Gräfin seufzte ungeduldig. „Desto schlimmer," sagte sie unzufrieden, gab indes nach.

Dennoch merkte Liane recht gut die Eiseskälte in dem Lächeln der Gräfin, die ganze Atmosphäre von Zurückhaltung, mit der diese sich ihr gegenüber umgab, und wenn sie auch zu klug war, das irgendwie zu beachten, so war sie innerlich doch außer sich darüber. Man hatte ihr als Tischnachbar den jüngsten der anwesenden Offiziere zuerteilt, einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling; alles, was nur irgendwie auf Stellung oder Namen Anspruch machte, hatte Offiziersdamen neben sich, und die Kommerzienrätin erstickte fast vor Zorn, als sich ihr diese Beobachtung aufdrängte. Sie lachte und plauderte mit ihrem Herrn, dessen junges Gesicht sich unter der Einwirkung des Weines und der sprühenden Unterhaltung immer höher färbte, aber am Herzen

fraß ihr Neid und Zorn. Was hätte sie in diesem Augenblick darum gegeben, sich ihnen hier gleich fühlen zu können!

Nun begegnete sie Hafftens Augen; er sah sie nachdenklich prüfend über den Tisch hinüber an. Was dachte er? Merkte auch er, daß man sie hinter eine gewisse Grenze zwang, die Evelyn niemals zu fühlen bekommen hätte, wäre sie hier an der Seite des Gatten erschienen, obgleich auch in ihren Adern bürgerliches Blut floß. — Die Närrin! — Liane lachte ganz unmotiviert laut auf; ihr junger Tischnachbar sah sie erstaunt an. — Wenn sie an Evelyns Stelle gewesen — wenn sie es in Zukunft sein könnte. — —

Die Gräfin hob die Tafel auf. Nach einigen Augenblicken trat Hafften auf die Kommerzienrätin zu. „Wie geht es, Liane? Ich habe Sie lange nicht gesehen."

Sein Ton hatte etwas vertraulich Gleichstellendes. Die Arnheim fuhr wie von einer Natter gestochen herum und sah ihm mit weit offenen Augen in das Gesicht. „Ich verbitte mir dergleichen Kordialitäten. Was berechtigt Sie dazu?" fragte sie zornsprühend.

„Berechtigt? Mein Gott unsere lange Bekanntschaft — die Vergangenheit! Sie waren doch sonst nicht so prüde?"

„Damals — damals war ich die Freundin Ihrer Frau!" Der rote Federfächer schlug rasselnd auseinander, sie hielt ihn einen Augenblick vor das Gesicht, wie um sich zu beruhigen, ehe sie fortfuhr: „Und heute bin ich Ihnen fremd, wie Sie mir. Vergessen Sie den Unterschied nicht, Baron."

„Wenn Sie befehlen, Gnädigste! — Ich wußte zwar noch nicht, daß Frauen die Vergangenheit so leicht abstreifen können, wie Sie es mich eben lehren, aber — Sie sind ja immer eine Ausnahme Ihres Geschlechtes gewesen. Darf ich Ihnen jetzt wenigstens meinen Arm anbieten? Oder sind auch das gestrichene Vergünstigungen der Vergangenheit?" Er lächelte, als er das sagte, und sie sah flüchtig zu ihm auf; dann legte sie ihren Arm in den seinen.

„Ich folge Ihnen."

„Wohin?"

„Wohin Sie wollen. Ich habe Kopfweh, bin übellaunig.“

„Weshalb?“

Sie trat ungeduldig mit dem Fuß den Boden. Die Schleppe ihres tiefroten Seidenkleides raschelte, die Brillanten um ihren weißen, üppigen Hals funkelten. Die Erregung und die zusammengezogenen Augenbrauen verliehen ihrem Gesicht einen eigenen Reiz. Hafften sah sie von der Seite an; er fand sie in diesem Augenblick unendlich begehrenswert.

„Liane, seien Sie doch offen gegen mich; es hat Sie etwas geärgert, sprechen Sie sich zu mir darüber aus.“

Sie lachte auf. „Was hätten Sie davon, lieber Hafften! Außerdem kenne ich Sie auch noch genau genug, um mich daran zu erinnern, daß Sie am liebsten alles Unbequeme und Unbehagliche zur Seite schoben. Was soll mir das? Fort damit! — Nun werden Sie kaum eine Mitteilung von mir erwarten, da Sie wissen, daß ich es nicht liebe über die Achsel angesehen zu werden.

„Ich habe jetzt gerade Lust in Ihr Vertrauen zu dringen, es nötigenfalls zu erzwingen, Liane!“

Ihr Blick streifte ihn wiederholt. Wie männlich schön und gebietend er aussah. Wahrhaftig, es gab nicht viel Männer, die sich mit ihm messen durften.

„Tun Sie es lieber nicht — in Ihrem Interesse,“ fügte sie leiser hinzu.

„Jetzt werden Sie mir sofort Rede und Antwort stehen, Liane.“ Er preßte ihren Arm gewaltsam an sich, so daß die Armreifen sie schmerzten. Sein Gesicht war blaß geworden.

„Aber merken Sie denn nicht selbst, daß man mich hier beleidigend zurücksetzt?“ fragte sie halblaut, mit erregtem Tone, während eine Blutwelle ihr in das Gesicht stieg. „Mein Tischnachbar zeigte ja deutlich, welchen Rang die Gräfin mir zuerkennt. O wäre ich lieber zu Hause geblieben!“

„Und das ist alles?“ fragte er mit tiefem Aufatmen, während sie in den letzten Raum, das Boudoir der Hausfrau, eintraten.

Die Kommerzienrätin sah ihn erstaunt und erzürnt an

„Sie kennen den Grund!“ sagte sie dann lauernd und zog, sich in den niedrigen Sessel werfend, ein breites Palmblatt aus dem Blumentisch hinter sich so herab, daß sein Schatten ihr über Stirn und Augen fiel.

Hafften zuckte lächelnd die Achseln. —

„Man trägt mir in diesen Kreisen noch immer meine Freundschaft mit Ihrer Frau nach. — Bitte, fahren Sie nicht auf, lieber Freund, seien Sie gerecht; es ist nur natürlich, daß nach all' diesen Vorgängen ein Schatten auf mich gefallen ist. Ich war die einzige Freundin, die Evelyn hier in der Stadt besaß, man sah uns immer zusammen, jeder glaubt also noch nachträglich, ich sei die gefällige Gelegenheitsmacherin, die verschwiegene Mitschuldige gewesen, und doch — ich schwöre es Ihnen, Hafften — nie ist auch nur ein Wort gegen mich über Evelyns Lippen gekommen! Sie war die Verschlossenheit selbst. Ich sah in Deesenberg nichts anderes, als den romantischen Jugendfreund, mit dem sie — vielleicht — ein Geheimnis zu teilen hatte; aber auch darüber ließ man mich im unklaren, ich wußte nichts Bestimmtes. Und doch, trotz mancher kleinen Anzeichen hätte ich meine Hand für Evelyns Tugend ins Feuer gelegt. — Glauben Sie mir, Hafften?“

Er hatte sich schon längst neben sie gesetzt. Während ihrer Worte drehte er den Kopf zur Seite, so daß sie nur die kühngeschnittene Nase und einen Teil des Bartes sehen konnte.

„Ja!“ sagte er heiser.

„Aber die Welt ist ungerecht in ihrem Urteil, — auch über Sie!“

Er sprang auf und stellte sich an das Fenster, so daß er dem Zimmer den Rücken wandte.

„Warum?“ Seine Hand hielt den Spitzenvorhang gepackt, ein leichtes Schütteln durchlief seinen Körper.

„Man sagt, Sie wären auf dem besten Wege sich zu ruinieren, aus Gewissensbissen! — Der tolle Hafften — —“

Sie kam nicht weiter, eine eiserne Faust umschloß ihre nackte Schulter.

„Wer sagt das?"

„Daß Sie Ihre Frau geliebt haben? — Mein Gott, alle Welt! Ist es wahr, Hafften?"

Mit einem tiefen Aufseufzen ließ er sich auf die Chaiselongue gleiten, die dicht hinter dem Sessel der Arnheim stand, hinterher lachte er leicht auf.

„Sie müßten das eigentlich am besten wissen, Liane. — Sie!" —

Es lag eine eigentümliche Betonung auf dem letzten Wort die Kommerzienrätin schob ohne aufzusehen die rasselnden Reifen an ihrem Arm auf und nieder. Sie schwieg.

Eine dumpfe Schwüle schien sich auf einmal dem ganzen Boudoir mitzuteilen, das immer noch menschenleer blieb. Hafften empfand plötzlich, daß von der schönen, üppigen Frau vor ihm ein eigentümlich faszinierender, berauschender Duft aufstieg, daß das rote Haar in schimmernden Löckchen den weißen Nacken umgab und das tiefrote Seidenkleid eine Büste von tadelloser Form und Schönheit umspannte. Er wurde warm und erregt. Langsam hob er die Hand und schob die strahlende Riviere ein wenig höher nach dem Nacken empor. Die Wärme der Haut stieg ihm zu Kopf. Ohne Besinnen beugte er seinen Mund herab und küßte den weißen Hals vor sich.

Liane schrie nicht auf, sie bog sich nur ein wenig zur Seite und sah ihn mit eigentümlich funkelnden, halbgeschlossenen Augen an. Es war, als wolle sie ihm Zeit geben, nach Worten zu suchen, ehe sie ihn mit den ihrigen vernichtete.

Franz von Hafften sah in dem Augenblick nichts anderes, als das schöne Weib. Und als sich nun ihre Augen begegneten, als sich seine wild flammenden Blicke tief in die ihrigen tauchten, da beugte er sich, einer stärkeren Macht gehorchend, noch weiter vor und küßte sie auf die schwellenden Lippen.

In demselben Moment fuhr Liane zu ihrer vollen Höhe auf, ein tödliches Erblassen, eine jähe Röte jagten abwechselnd

schnell über ihr Gesicht, dann sagte sie, anscheinend ruhig auf Hafften deutend: „Gnädigste Gräfin gestatten — mein Bräutigam!“

Die Frau Oberst stand in der Türe. Ihre kühlen, hellen Augen hatten die letzte Szene sich völlig entwickeln sehen, und doch frappierte sie Lianens Fassung, denn die Gräfin hätte Gott weiß was dagegen gesetzt, daß dieser



Schlußeffekt von keinem der beiden Beteiligten vorgesehen war, sondern lediglich der Scham des Überraschtwordenseins entsprang. Sie begnügte sich mit einigen zeremoniellen, kalten Worten, zog sich wider zurück und überließ das so plötzlich entdeckte Brautpaar sich selbst.

Der Rittmeister war noch immer völlig benommen und starrte auf die Kommerzienrätin, die sich mit funkelnden Tränen in den schönen Augen nach ihm umwandte. Schweigend

standen sie sich nun gegenüber. Liane riß ihr kostbares Spitzentaschentuch mitten durch.

„Es wäre wohl an Ihnen, mir jetzt ein Wort zu sagen," begann sie endlich stockend, mit gesenkten Lidern. „Begreifen Sie denn nicht, in welchem schrecklichen — schrecklichen Zustande ich mich befinde?"

„Schrecklich, weil Sie aus der Not eine Tugend machen und mich — erwählten?" fragte er dagegen. „Ist es so sehr gegen Ihr Herz gegangen, Liane?" Etwas wie Spott blähte seine Nasenflügel, noch war er sich nicht einig, wie er das Geschehene betrachten sollte.

„Um Gotteswillen," bat sie, und ihre weißen, der Handschuhe entkleideten Hände umklammerten seinen Arm, während ihre Lippen zuckten und glühende Röte in ihre Wangen stieg. „Jetzt keine Scherze, keine konventionellen Redensarten. Konnte ich anders handeln? Durfte ich mich kompromittieren lassen? Hafften, ich beschwöre Sie bei allem was Ihnen heilig . . ." Sie schlug die Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

Er zog die Hände herab. „Liane, seien Sie ruhig und vernünftig; ich denke ja nicht daran zu revoltieren! Wenn . . . wenn ich alles in allem bedenke, ist es vielleicht am besten so. Wir kennen uns genau genug, um zu wissen, was eins vom andern erwarten kann. — Still — man kommt . . ."

Die Kommerzienrätin trocknete rasch die Augen. Einen Augenblick später war sie die Heiterste in der kleinen Schar, die ebenfalls das reizende Boudoir aufgesucht hatte. Hafftens Augen ruhten forschend und nachdenklich auf ihr. So hatte er sich ja immer eine Frau — seine Frau gewünscht. Ohne langes, schwerfälliges Überlegen und Erwägen, jeder Situation gewachsen, schön, oder doch wenigstens reizvoll, überall der Mittelpunkt, wo sie sich zeigte . . . Er kannte freilich Lianes Schwächen sehr genau, aber wer hätte nicht Schwächen! . . . Je länger er nachdachte, je mehr versöhnte er sich mit dem Geschehenen. Endlich würde er auch von den Gespenstern der Vergangenheit befreit werden, Liane war die Rechte, ihm

keine Zeit zu selbstquälerischen Grübeleien zu lassen, und damit fiel auch das übrige fort. Weshalb sich also länger quälen, so oder so war er ja fest entschlossen gewesen, sein jetziges Leben zu ändern.

Er reichte Liane mit einer gewissen herausfordernden Bewegung den Arm und führte sie zur Gesellschaft zurück. Der ihrige zitterte leise. „Wann kann ich Sie morgen aufsuchen?“ fragte er beim Abschiede halblaut und drückte den vollen, weißen Arm fester an seine Brust.

Die Kommerzienrätin erschrak. Vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit bat er sich aus, das war genug, um Herr der momentanen Erregung zu werden! Wenn er sich nun mit ein paar höflichen Worten aus der Schlinge zog, die Dämon Zufall so arglistig um seinen Hals geworfen, war sie dann imstande etwas dagegen zu tun? — Nein, nichts! Gedemütigt und blamiert stand sie dann vor der Welt — ihrer Welt — da. Die Stellung, um die sie jahrelang ebenso energisch wie lautlos gerungen, war dahin. — Liane fühlte es heiß in sich aufwallen, einem plötzlichen Impuls folgend sah sie zu Hafften auf.

„Trinken Sie morgen eine Tasse Tee bei mir — wir — wir haben uns viel zu sagen.“

Er lächelte. Wie es Liane scheinen wollte ein eigentümliches Lächeln, und die mögliche Bedeutung dieses Lächelns jagte ihr am nächsten Tage noch das Blut wie im Fieber durch die Adern. — Sie war viel zu klug und überlegend, um sich an diesem nächsten Tage nicht auch zu sagen, daß sie als Hafftens Gattin eine ganz andere Stellung einnehmen würde, als jetzt. Man feierte sie wohl, sie war die viel umworbene, reiche, junge Witwe, aber das Ding nahm einmal ein Ende . . . Welcher Triumph für sie, demselben Regiment direkt zuzugehören, dessen Prestige ihr die Gräfin immer so gern und fein nüanciert vor die Augen gerückt hatte; welcher Triumph den Kreisen ihres verstorbenen Gatten gegenüber, die ihr Hinaufstreben in die höheren Schichten der Gesellschaft recht spöttisch belächelt hatten.

Und dann dachte sie an Hafften selbst, seine schöne,

ritterliche Erscheinung, und ihr kam plötzlich die Überzeugung, sie liebe ihn, heiß und leidenschaftlich. Ein Leben ohne ihn sei undenkbar, leer und öde für sie.

Liane sprang empor von der Chaiselongue, auf der sie bisher gelegen, und preßte, mitten im Zimmer stehend, beide Hände fest auf das klopfende Herz. — Er kam nicht! — Und sie wartete so sehnsüchtig auf ihn! — Was dann, wenn er sein Versprechen vergaß? Hatte sie irgend eine Macht in Händen ihn zu zwingen? Konnte sie ihm Vorwürfe machen? — Nein, sagte ihr die Vernunft! Nein, schrie das angstgefolterte Herz! —

Vorbei dann alle Hoffnungen, alle Illusionen! Dann war sie hier unmöglich, unrettbar blamiert. Fast fiebernd stürzte Liane an das Fenster und schlug den Spitzenvorhang zurück. Nichts! Leise Dämmerung, feiner Nebel verhüllte draußen schon das Nächste. Die Angst, die sie marterte, war entsetzlich, diese Qualen der Ungewißheit schlimmer als alles andere! Sie kannte ja Hafften, er konnte unter Umständen rücksichtslos, brutal rücksichtslos sein.

Sie lief im Zimmer auf und ab, mit fliegendem A'em und wogender Brust. Das Blut klopfte in ihren Schläfen, und dunkler, immer dunkler wurde es drougßen.

„Licht!“ — Sie schrie es dem eintretenden Mädchen entgegen, das auf ihr stürmisches Klingeln herbeistürzte. Im nächsten Augenblick flammten die Kandelaber und Kronen im Salon, die rosa verschleierten Lampen im Boudoir, während Liane ruhelos von einem Zimmer in das andere lief.

Endlich hielt sie vor dem großen Kaminspiegel still, der ihr Bild voll zurückwarf; angstvoll prüfend betrachtete sie sich wie etwas ihr ganz Fremdes. Je länger sie so stand und starrte, desto mehr wich von der eitlen, an Huldigungen gewöhnten Frau die Siegessicherheit, die ihr sonst zur zweiten Natur geworden war, sie fand an sich auszusetzen — dies und das! — Vielleicht waren es gerade diese Mängel, die Hafften jetzt von ihr fern hielten!

O, schreckliches, entsetzliches Warten! — Ihr war zu

Mute, als müsse sie ersticken. Mit zitternder Hand löste sie zwei Knöpfe ihres Kleides. — Alles blieb still! — Grabesstill! — Mit einem ächzenden Wehlaut sank sie auf der Chaiselongue zusammen! — —

Auf einmal ertönte draußen die Klingel — Hafftens Stimme — Hafftens Schritte! — Sie stürzte vorwärts und riß die Türe auf, das meldende Mädchen übersehend. Auf ihren Lippen schwebte ein bacchantisches, trunkenes: Endlich! — Aber sie sprach es nicht aus; lautlos fiel sie ihm um den Hals und erstickte ihn fast mit glühenden Küssen.

Franz von Hafften, der Frauenkenner, war durchaus der Mann, solch leidenschaftliches Entgegenkommen zu würdigen. Es überraschte ihn nicht einmal, aber es schmeichelte seiner Eitelkeit, es nahm seine Sinne und Gedanken gefangen, verdrängte Reue und Nachdenken in ihm, was wollte er mehr?

„Du meine erste und einzige — du meine jahrelange stille Liebe," flüsterte Liane und legte ihren Kopf an seine Schulter. „Wie habe ich Evelyn beneidet, und nun — nun stehe ich selbst an ihrer Stelle, aber anders, Franz — warmblütiger und lebensfreudiger! — Ich hoffe, du wirst keine Vergleiche zu meinen Ungunsten ziehen, ich habe mit keiner deiner Erinnerungen zu kämpfen."

Er lachte und küßte sie auf die vollen Lippen. Evelyns Name erregte ihm heut abend keinen Funken von Unbehagen oder Reue. — Er hatte ein Heilmittel gefunden. —

---

## XX.

In der Residenz hatte Hafftens schnelle zweite Heirat verschiedene Beurteilung erfahren. Man nahm sie ihm nicht gerade übel, aber man sprach auch nicht allzu günstig darüber.

Liane Arnheim und ihr Vermögen waren stadtbekannt. Niemand konnte ihr irgend etwas Nachteiliges aus ihrem Vor-

leben nachsagen, man hatte nicht den geringsten Grund, dem Rittmeister den Konsens zu verweigern! — Dennoch schwebte um die Kommerzienrätin ein gewisser Duft — jenes Unerklärliche, das feinfühlige Frauen sofort abstößt; und die Damen des Offizierskorps waren im stillen außer sich, einem solchen Element ihre exklusiven Kreise öffnen zu müssen. Eine flüchtige Einladung, ein Begegnen auf dem glatten Salonparkett, das verpflichtet niemand und zu nichts, aber ein Aufnehmen in die enge Gemeinschaft des Regiments, das war ganz etwas anderes. —



Liane triumphierte. Ihr Hochmut wuchs mit jedem Tage. Im Frühjahr hatten sie geheiratet, Sommer und Herbst die halbe Welt durchreist, jetzt zum Winter richteten sie sich in ihrer Häuslichkeit ein, denn Liane wünschte eine Geselligkeit im größten Stil, und Hafften war mit ihr einverstanden.

Das völlige Herausreißen aus den gewohnten Verhältnissen, der Trubel, der von Lianes Person unzertrennlich war, hatten seinen Hang zum Trinken etwas gedämpft; sein Gewissen schlief, sein Körper war wieder völlig gekräftigt.

Liane hatte nie verfehlt, es aller Welt gegenüber zu betonen, daß Hafftens zweite Heirat durchaus aus Liebe ge-

schlossen sei. Sie war eitel und wollte sich als seine Erwählte angesehen wissen, auch ohne den goldenen Rahmen, den ihr das Geld verlieh. Niemand konnte daran zweifeln, denn der Rittmeister war durch die Scheidung von seiner ersten Frau zu einem beträchtlichen Vermögen gekommen, der ihm nicht nur ein unabhängiges Leben gestattete, sondern auch jeden gewohnten Luxus.

Die jungen Offiziere freuten sich über die Aussicht auf den angenehmen Verkehr im Hafftenschen Hause und waren sehr gespannt, in welcher Art Liane dort das Scepter führen würde; die älteren beschlossen im stillen, etwas vorsichtig zu sein.

„Das ist ja das reinste Turteltaubenglück!“ sagte der Regimentsadjutant spöttisch zu Tarsen, mit dem er zufällig bei seiner ersten Visite, die er dem jungen Ehepaar abstattete, zusammengetroffen war. „Ich muß nun ehrlich gestehen, nach meinem Geschmack wäre es mehr ladylike gewesen, sie hätte sich weniger hingebend an ihren Gatten gelehnt.“

„Sanktioniert! Mein Gott, was wollen Sie denn, Adler.“ Tarsen brannte sich eine Zigarre an und lächelte verschmitzt. „Aber man kennt die alte Wohnung gar nicht wieder. Alles umgekrempelt! Der Salon ist ja die reinste Augenblendung. Mich wundert doch, daß sie nicht umzogen. Mir könnten solche Erinnerungen, wie sie da doch umgehen, das Bleiben verleiden.“

„Bah, Hafften hat keine Erinnerungen!“

Betroffen von dem Ton sah Tarsen zu dem Adjutanten auf, allein dieser hatte offenbar nichts mehr hinzuzufügen, denn er blieb stehen und reichte dem Kameraden die Hand.

„Drüben geht der Oberst, ich will mal hinhören, ob irgend etwas los ist.“ — —

Breite, ruhige Lichtströme fluteten einige Wochen später aus dem eleganten Hause in der Quaistraße und fielen über die dort haltenden Wagen, voll und weiß auf die Steine und das gurgelnde Wasser dahinter. Hafftens gaben ihre erste Gesellschaft. Es war schon spät — sehr spät. — Kutscher und Gäule schliefen, und droben brach man gerade auf.

Liane hatte die letzten Abschiedsverbeugungen erwidert, die letzten Handküsse empfangen, und mit strahlenden Augen sah sie dem letzten Gast so lange nach, bis er ihren Blicken entschwand. Die kleinen, amüsanten Sitzungen in Hafftens Allerheiligstem, die sonst jede Geselligkeit in dem komfortablen Heim des Rittmeisters beschlossen, waren seit seiner zweiten Heirat aufgehoben.

„Schade darum!“ meinte Tarsen zu Herrn von Adler, mit dem er als letzter die breite, mit rotem Fries belegte Marmortreppe hinabstieg. „Es war eigentlich riesig gemütlich, solch allerletztes Plauderstündchen bei Hafftens Zigarren und dem erquickenden Bier. Er verstand es, dafür zu sorgen.“

„Es ist ohnedem schon spät genug geworden,“ bemerkte der Adjutant. „Haben Sie eine Zigarrette bei sich, Tarsen? Eine Zigarre dauert mir zu lange für die kurze Zeit, die ich diesem Götzen widmen will.“

„Mit Vergnügen! Hier! Pech hatte die Arnheim — Pardon — Frau von Hafften, aber doch!“

„Bleiben Sie nur ruhig bei der Arnheim. Es kennzeichnet ganz vorzüglich den Eindruck, den ich von dem heutigen Abend empfangen habe,“ fiel Adler ihm mokant ins Wort. „Du lieber Gott! Wir wissen ja, daß die Leute reich sind, eines so ostensiblen Zur-Schau-Stellen ihres Geldes bedarf es wirklich nicht. Dies Anhäufen von Delikatessen — dies Auffahren von allem, was gut und teuer ist — — Nein, wissen Sie, Tarsen, für Protzentum habe ich absolut keine Sympathie.“

„Fanden Sie es auch so arg, Adler?“

„Auch? Wer noch? — Sie etwa?“

„Na ich — was das anbelangt . . . Ich bin ein harmloser Kerl, mich erfreute alles, was geboten wurde — ich habe es einfach hingenommen, ohne irgend etwas auf seinen Wert zu taxieren. Aber Fuchs und Gernshausen und eine Menge anderer, die machten ähnliche Bemerkungen.“

„Dann haben Sie übrigens völlig Ihren Zweck heut' abend bei Ihren Wirten — oder sagen wir prägnanter bei Ihrer Wirtin — verfehlt, wenn Sie als Gast kein Auge, keinen Maß-

stab für die kolossale Verschwendung hatten, mit der diese erste Abfütterung in Szene gesetzt war. Ein harmlos Genießender wurde weniger gewünscht, als ein neidischer Bewunderer."

„Wenn Sie so meinen, lieber Adler, habe ich allerdings nicht das Erwartete geleistet," gab Tarsen lachend zu, „aber desto schmerzlicher wird die Arnheim gerade dann auch das Fehlen der Frau Oberst empfunden haben."

„Hm . . .! Schon möglich!"

„Und Frau von Reitzenstein — Frau von Gernshausen hatten auch abgesagt."

„Die arme Gernshausen ist wirklich krank."

„Wirklich? — Na — und die andern —?"

Der Adjutant zog die Schultern so hoch, daß seine Nase fast ganz in dem hohen Pelzkragen verschwand. Im Strahl der matten Laterne schimmerte allein sein Monokel hervor.

„Sie können doch unmöglich erwarten, daß ich ihre Krankheitsbescheinigungen in der Tasche führen soll."

„Es war also nur ein Vorwand! — O, wenn Hafften davon eine Ahnung hätte . . ."

„Ich glaube zwar nicht, daß ich etwas Ähnliches gesagt habe, möchte Ihnen aber doch anempfehlen, eher zu vorsichtig, als das Gegenteil zu sein," warnte Herr von Adler eindringlich und berührte mit zwei Fingern den Paletotärmel des Kameraden. „Sie kennen ja Hafften zur Genüge, und — Sie sind sein Freund."

Tarsen zögerte nachdenklich ein wenig mit der Antwort.

„Wenigstens bemühe ich mich, ihm gerecht zu werden," sagte er endlich ehrlich, „gerade weil — weil — das Gefühl . . . Sie verstehen mich doch, Adler!"

Der Adjutant warf einen schnellen, prüfenden Blick auf seinen jugendlichen Begleiter, dessen weiche Wange sich noch so zart wölbte, wie die eines jungen Mädchens, und in dessen Zügen sich noch keine einzige Linie fand, die von trüben Lebenserfahrungen Zeugnis gab.

„Sie sind ein guter Kerl, Kleiner," sagte der Adjutant, den Rest seiner Zigarette in den Schnee werfend. „Aber —

wie gesagt — sich überall so wenig wie möglich den Mund verbrennen, das ist ein Gebot der Klugheit."

Tarsen nickte. Eine Weile gingen sie schweigend weiter. Dann fing der jüngere wieder an:

„Übrigens — wenn ich recht bedenke — früher war es eigentlich netter bei Hafftens, mir fehlte heute abend doch etwas, trotz allem, was geboten wurde."

„Lassen Sie sich ihr harmloses Genießen nicht stören, bei Vergleichen kommt selten etwas heraus," warnte der Adjutant scherzend.

„Davon bin ich weit entfernt. Ich dachte eben nur an heut' vor acht Tagen, wo wir so gemütlich bei Gernshausens waren. Sehen Sie, da habe ich es — gemütlich war es heut' abend nicht."

„Bah! es fehlte die Vornehmheit, seien wir doch aufrichtig," schnarrte der Adjutant ein wenig boshaft. „Vornehmheit läßt sich Gott sei Dank durch kein Geld erkaufen! Das wenigstens haben wir armen Teufel trotz kleiner Zulage und schlechtem Avancement vor jenen —" und er wies mit der Hand auf die stattliche Reihe hocheleganter Häuser, in denen zumeist die Geldbarone wohnten, — „voraus! Und werden es ewig behalten! Gute Nacht, Tarsen."

Als im Hafftenschen Hause die Gäste gegangen und Liane inmitten ihrer Prunkgemächer sich allein sah, überflog sie noch einmal mit triumphierendem, stolzem Blick ihre glänzende Umgebung. Sie mußte sich aufs neue wiederholen, was sie sich schon im Laufe des ganzen Abends gesagt hatte: Es war unvergleichlich prachtvoll und luxuriös bei ihr! Wenn man die Einrichtungen der sämtlichen verheirateten Offiziere des Regiments zusammenlegte, kam nicht halb so viel heraus, wie sie hier allein bot. Ob man jetzt nicht mit Neid von ihr sprach? Sie hatten alle prächtige Masken vor das Gesicht genommen; in den Augen keines der Anwesenden hatte sie auch nur einen Funken von Mißvergnügen oder Mißgunst aufflammen sehen, und doch wußte Liane ganz genau, daß es bei allen einfacher war, als bei ihr.

Daß die Gräfin nicht gekommen, war ihr allerdings ein Tropfen Wermut in ihrem Triumph gewesen, aber sie würde von dem heutigen Abend hören, man erzählte natürlich tagelang davon — und Verdruß und Neugier würden sie plagen bis zum nächstenmal. — Liane lächelte zufrieden. Die zweite Gesellschaft brauchte der ersten nichts nachzugeben — sie hatte ja die Mittel dazu.

Vom Speisezimmer herüber klang noch das Klappern und Klirren der abräumenden Dienerschaft, ihr Gatte hatte sich wohl schon zur Ruhe begeben. Auf der Schwelle stand harrend die Kammerzofe, da raffte Liane die Schleppe von olivfarbenem Samt zusammen und trat in ihr Ankleidezimmer. Eine halbe Stunde später saß sie im spitzenbesetzten Nachtkleid vor der mächtigen, silbergetriebenen Psyche im Schlafzimmer und ließ die reichen Massen ihres roten Haares durch die Finger gleiten, die einzige Arbeit, die sie allabendlich allein vornahm.

„Franz!“ rief sie, sich halbumwendend.

Der Rittmeister gähnte laut.

„Was willst du?“

„Mit dir etwas plaudern.“

„Aber morgen ist auch noch ein Tag. Ich bin müde.“

„Ich nicht.“

„Der Dienst fängt morgen ziemlich früh an. Wir haben —“

„Langweile mich damit nicht!“ Sie stampfte ein wenig mit dem Fuß den Boden. „Sage mir lieber, war der heutige Abend nicht grandios?“

„O ja! Fast zu sehr!“

„Was soll das heißen?“ fuhr seine Frau gereizt auf. „Denkst du etwa, wir sollen es den andern nur gleich tun, obgleich wir reich sind?“

„Du weißt ja, wie ich von Anfang an darüber dachte.“

„Aber Franz . . .“ Liane hatte sich umgedreht und die Hände über dem einen hochgezogenen Knie gefaltet; mit dem gelösten Haar und in dem gedämpften Licht sah sie auffallend hübsch und jung aus. „Ich begreife dich nicht! Sie werden über uns sprechen, — uns beneiden!“

Das Lachen des Rittmeisters war nicht ganz frei von Spott. „Reden? O, selbstverständlich! Ich glaube nur in manchen Dingen etwas anders als du voraussetzest!"

Liane zuckte die Achseln. „Lehre du mich die Menschen kennen," sagte sie wegwerfend.

Hafften stützte sich auf den Ellenbogen und sah seine Frau forschend an.

„Lia, ich glaube, es gibt Menschen und Ansichten, die du doch erst noch kennen lernen mußt."

Ihre Stirn faltete sich zornig, als er fortfuhr: „Klüger wäre es gewesen, nicht gleich mit diesem Aufwand aufzutreten. Ich habe heute abend so ein paar Blicke aufgefangen — ein paar unabsichtliche Bemerkungen gehört, die mir peinlich gewesen sind."

„Neid! Neid!" rief sie erregt aus und warf die Bürste, die sie noch in den Händen gehalten, heftig auf das hellblaue Plüschtischchen zurück. „Und wenn sie wirklich daraufhin Andeutungen gemacht haben — das läßt du dir gefallen?"

„Soll ich vielleicht meine Gäste deshalb zur Rede stellen, weil es ihnen zu prächtig bei mir war?"

„Sie werden sich schon daran gewöhnen," meinte seine Frau höhnisch. „Es tat mir nur leid, daß die Gräfin nicht hier war."

„Hm! Mir auch!"

„Nun, das nächste Mal!"

„Erinnere dich einmal, Lia, hast du irgend etwas mit der Gräfin gehabt? Früher einmal — gleichviel wann!"

„Niemals! — Wieso?"

„Ich glaube, ihr Fortbleiben heut' abend war kein zufälliges."

„Franz!!" Mit blitzenden Augen stand sie vor ihm und ballte die Hände zur Faust. Er sah ziemlich ruhig in ihr erregtes Gesicht.

„Echauffiere dich nicht, Lia. Daran ist nichts zu ändern. Ihre Absage hielt sich in den strengsten Grenzen der Form."

Frau von Hafften warf sich in einen Sessel, ihr

schien plötzlich der Nachgeschmack des heutigen Abends gallenbitter.

„Und zu Evelyn konnte sie kommen, für die hatte sie immer ein freundliches Wort! Aber so geht es! Stillen Wassern traut man immer das beste zu! — Das darf nicht auf uns sitzen bleiben, Franz? — Diese Beleidigung — diese Blamage!“



Der Rittmeister gähnte schon wieder.

„Dagegen sind wir völlig machtlos, Kind!“

„So! Also dagegen sind wir machtlos! — Weil du dir einbildest, dieser Affront berührt nicht dich — nur mich. Aber bist du denn so sicher, weshalb sie nicht hergekommen ist? Vielleicht fürchtete sie sich, den tollen Hafften einmal — betrunken zu sehen! Du weißt doch, was man dir nachsagt!“

Franz von Hafften fuhr im Bett halb in die Höhe. Über seine Stirn huschte der von Evelyn so gefürchtete rote Schein.

„Was unterstehst du dich?“ fragte er wild.

„Vieles, mein lieber Mann, vieles!“ gab sie hohnlachend zurück und kreuzte die Arme über dem vollen Busen. „Ich bin deine Frau geworden mit der vollsten Absicht, nie und unter keiner Bedingung zu leiden, daß du deine Stellung verscherzest. Mit dem Augenblick würde auch unsere Zusammengehörigkeit aufhören. Man hat mich genug vor dir gewarnt, man hat dich einen unverbesserlichen Trinker genannt — mir erzählt, daß deine Stellung im Regiment schon erschüttert sei, genug, allerhand unangenehme Sachen.“

Hafften warf sich lachend in die Kissen zurück.

„Dir und diesem ehrenwerten Zwischenträger bestens verbunden! Schade, daß ich die Kanaille nicht hier habe.“

Er machte mit den Fingern eine eigentümliche Bewegung — wie etwa das Spannen einer Pistole. Liane sah es.

„Dadurch, daß du den einen stumm machst, ist nicht jedes Menschen Mund gestopft,“ sagte sie kalt.

Er fuhr jetzt hoch und packte sie bei der Schulter.

„Schweig, Weib!“ rief er mit knirschenden Zähnen.

Sie lachte, ohne sich zu regen, nur ihr schönes Gesicht verzog sich wegwerfend.

„Glaubst du, ich bin solch feiges, kindisches Geschöpf, wie Evelyn war?“

Er ließ sie jäh los und warf sich in die Kissen zurück. Mit geschlossenen Augen lag er wie schlafend da. Liane rumorte noch eine Weile umher, dann erlosch das Licht, und sie schlief bald fest und traumlos ein. Hafften ging es nicht so gut. Der Schlaf floh ihn. Er war zornig und aufgeregt, die Ruhe, die er seiner Frau gegenüber an den Tag gelegt hatte, war nur Täuschung gewesen. Das Ausbleiben der Frau Oberst hatte ihn auf das tiefste erbittert, ebenso das entschieden zurückhaltende Benehmen der Kameraden, denn er hatte viel zu lange in ihren Kreisen gelebt, um das nicht in der ersten Viertelstunde zu empfinden. Wem galt dies zögernde Abweisen? Ihm oder seiner Frau? Evelyn war doch auch eine Bürgerliche gewesen, aber damals hatte er ähnliches nicht bemerkt.

In ohnmächtigem Zorn ballte er die Faust. Sie sollten — — Er wollte — — Ja was denn? Zähneknirschend fragte er sich das selber. —

Schon war der Morgen herangekommen, und er schlief noch immer nicht. All die alten Gedanken, die er verjagt und gebannt wähnte, stürmten wieder auf ihn ein, über sie hatten die tiefen, ruhigen Atemzüge seiner Frau keine Macht.

Hafften richtete sich auf und stützte den heißen Kopf in die Hand. Ein Ekel überkam ihn vor diesem ganzen schalen, leeren Leben, ein Ekel vor Liane, vor sich selber, und in dem stillen, dunklen Gemach zuckte ein eigentümlicher Ausdruck über sein schönes, markiges Gesicht; er hörte auf das Flüstern des Dämons der Versuchung.

Leise und langsam erhob er sich, ging in das Speisezimmer, goß sich mehrere Glas Kognak ein, und erst nach geraumer Zeit fand er sich wieder neben Liane zur Ruhe ein — der erste Schritt weiter abwärts war getan.

---

## XXI.

Der Zeiger der Uhr im Frühstückszimmer bei Grosdemange wies auf halb drei, aber noch immer saß dieselbe Gesellschaft dort beisammen, die schon seit zehn Uhr vormittags Flasche um Flasche leerte. Mitten am Tisch Hafften. Sehr rot, sehr laut, mit flimmernden Augen und feuchter Stirn, über die er zuweilen mit Tuch oder Hand fuhr. Ihm verdankten die Anwesenden, meist jüngere Offiziere seines Regiments, deren Stammlokal diese kleine Hinterstube war, und zwei fremde Kameraden, bei deren Regiment in Loosen Hafften früher gestanden, die stattliche Anzahl Portwein- und Madeiraflaschen, die halb und ganz geleert teils auf dem Tisch, teils auf dem Boden standen.

Die Stimmung war der Situation angemessen. Rote

Köpfe, lautes Gelächter, Witze in allen Stadien und über dem Ganzen eine dichte Wolke blaugrauen Zigarrenqualms, aus dem die Gesichter nur wie aus einem Nebel hervortauchten. Unbeachtet kamen und gingen die Kellner, mit den Eigenheiten der Einzelnen, vorzüglich Hafftens, ganz genau vertraut, auch sich augenscheinlich um nichts kümmernd, da sie solche Gelage gewohnt waren.

„Sekt her!" schrie der Rittmeister auf einmal und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Dies verdammte Zeug heizt ein zum schmoren! Zur Abkühlung Röderer carte blanche, aber kalt muß er sein — wie Eis!"

Mit zauberhafter Schnelligkeit standen die silbernen Eiskühler auf dem Tisch, an dem beschlagenen Metall konnte man sehen, daß sie schon lange kalt standen.

„Zum Eingießen fertig," flüsterte der Oberkellner mit diskretem Lächeln dem Rittmeister ins Ohr, als er die schlanken, dünnwandigen Champagnergläser aufstellte. „Seit einer Stunde schon steht er im Eis."

„Famos! Famos! Sind ein findiger Kerl, Fritz!" Er faßte mit etwas unsicherer Hand nach dem Portemonnaie, nahm ein Goldstück heraus und warf es neben sich auf den eichenen Tisch. „Ich liebe prompte Bedienung! Das da für Ihre Schlauheit!"

Der Kellner dankte mit tiefem Bückling, er kannte seine Leute wirklich.

Die beschlagenen Kelche klangen aneinander, Hafften stürzte gleich zwei hintereinander hinunter. Ach, das tat wohl! Einen Augenblick ließ die gräßliche Hitze nach. Sich in den Stuhl zurücklehnend, strich er mit dem rotseidenen Taschentuch die Schaumperlen aus dem Bart, dabei bemerkte er, daß sich Gernshausen, der älteste Rittmeister des Regiments, erhob und Miene machte nach Hause zu gehen.

„Was Teufel, fällt Ihnen ein?" rief Hafften, sich wieder über den Tisch lehnend. „Seien Sie kein Spielverderber, kein Deserteur. Mitgefangen — mitgehangen! Bleiben Sie hier, Gernshausen!"

„Tut mir leid, meine Frau erwartet mich zu Hause, es ist Tischzeit.“

„Solch ein musterhafter Ehemann sind Sie?“

„Na, ich denke, wir hätten hier allesamt gerade genug.“

„Bah, was heißt das! Beim Trinken sollte es nie ein Ende geben.“

„Morgen ist auch noch ein Tag.“

„Wenn Sie zu Ihrem Frühschoppen kommen, finden Sie uns alle noch hier, ich wette darauf.“

„Dann wird Ihre Frau wohl wenig zufrieden sein. Es ist wahrhaftig Zeit, auch für Sie, Hafften.“

„Fällt mir gar nicht ein! Wem's schmeckt, der soll sitzen bleiben! Meine Frau wird mich nicht gleich als verlorenen Gegenstand reklamieren.“

Gernshausen zuckte leise die Achseln und empfahl sich: „Adieu, meine Herren!“

„Ein wahrer Pantoffelheld, scheint mir,“ glossierte Hafften und goß wieder ein Kelchglas hinunter. „Ich —? Nein wahrhaftig, ich bin das nicht — habe gar keine Anlage dazu. Weiber! Recht gut und schön, wo sie hingehören, aber sich darum die Gemütlichkeit stören lassen — Narrheit! — Prosit Tarsen!“

Er lachte dröhnend, für ihn war die Sache damit abgetan. Ob Liane auf ihn wartete, ob Evelyn vor Unruhe verzehrt worden war, wenn er oft Tage und Nächte lang ausblieb, daran verschwendete er keinen weiteren Gedanken.

Als der Kellner Licht in dem diskreten Hinterzimmer anzündete, schrie Hafften: „Karten!“

Einige Minuten darauf war ein regelrechtes Spiel im Gange, in dem der Rittmeister rasende Summen verlor. Er verdoppelte seinen Einsatz, verdreifachte ihn, alles umsonst; Fortuna kehrte ihm beständig den Rücken.

Anfangs verlor er mit Anstand, dann wurde er gereizt; je mehr er dazu trank, desto mehr steigerte sich seine üble Laune. Scharfe Worte flogen von seinen Lippen, die geballte Faust schlug auf das schwere Eichenholzmöbel, daß die Gold-

stücke leise klirrten. Zuerst hatte er bares Geld geborgt, nun gab er längst nur noch Bons aus und begleitete jedes weiße Blättchen mit einem Fluch oder einem protzigen Hinweis auf die Unerschöpflichkeit seiner Gelder.

Tarsen hatte sich still entfernt. Er kannte diese Stimmungen des Rittmeisters genügend, diese roten Lichter, die über Stirn und Augen huschten, als sähe man für Momente das rote Blut hüllenlos darin pulsieren, das Zittern der Hände. Nun ein unvorsichtiges Wort, und der Skandal war fertig, so daß die Zeugen nachher alle Mühe hatten, den Streit um ein Nichts gütlich beizulegen, damit es nicht wieder ein Menschenleben koste. Die Kameraden empfanden es sehr unbehaglich, daß Hafften bei solchen Gelegenheiten einen gewissen „rüden" Ton anschlug, der, gestützt vielleicht auf seine Leistungen als Pistolenschütze, bei schroffer Erwiderung gleich zum äußersten führte. Man war im stillen empört darüber, vermied aber, soweit es anstandshalber anging, direkt mit ihm anzubinden.



Leider bestätigte der Rittmeister auch an diesem Abend

die Voraussetzung seines Schwadronsoffiziers. Gegen Mitternacht drang wüster Lärm aus dem Frühstückszimmer, man hörte gedämpft das Klirren der zusammenstürzenden Gläser, heisere Stimmen, das Geräusch heftig zurückgeschobener Stühle — dann tiefe Stille. Unmittelbar darauf kam einer der fremden Offiziere totenbleich heraus, ihm folgten bald die andern. Nur Hafften blieb sitzen; den Kopf in die Hand gestützt, starrte er vor sich nieder.

Die kleine Uhr schlug Mitternacht. Ihm war plötzlich, als fröre ihn nach dem kalten Sekt, aufblickend suchten seine Augen einen Kellner. Umsonst. Niemand ließ sich sehen. Grosdemange duldete nicht, daß sich bei irgend welchem verdächtigen Lärm jemand in der Nähe des Offizierszimmers blicken ließ. Vor Hafftens Augen breitete sich nur das Chaos zurückgeschobener Stühle, halbgeleerter Flaschen, zerbrochener Gläser und verstreuter Karten aus.

Schwerfällig erhob er sich. Hatte den Wittelsbach denn der Teufel geritten, daß er von den alten Loosener Geschichten anfing — von jenem ersten Duell, das ein Menschenleben auf sein Gewissen lud? Witascheck hieß er. — Es war ein einfacher Streit gewesen — um ein Nichts — aus einem Nichts hervorgegangen und hatte doch so schwere Folgen gehabt. Aber damals — damals hatte er doch ein gewisses Recht besessen — auch Witascheck war ein Raufbold und guter Schütze gewesen — damals hatte er nicht gemordet! —

Er zuckte zusammen und sah sich scheu um, als ob ein zufällig Anwesender seine Gedanken hätte ahnen können. Aber er war allein — ganz allein in dem unordentlichen Zimmer mit dem trübe brennenden Gas und den dichten, allmählich sich verziehenden Tabakswolken. Hastig, wenn auch schwankend, stand er auf und langte nach Säbel, Paletot und Mütze, es war ihm, als müsse er hier ersticken.

Damals! — Ja, da war es wenigstens zugegangen, wie es sich bei einem Ehrenhandel unter Kavalieren gehörte; er konnte den Ausgang wohl bedauern, aber doch die Augen frei erheben. — Jetzt?! — Evelyn hatte ihn einen Mörder

genannt — wie würden ihn wohl seine Kameraden nennen, wenn sie den wahren Verhalt der Dinge erführen?

Er taumelte in die eiskalte Frühlingsnacht hinaus, Schauer schüttelten ihn, seine Zähne schlugen aufeinander. War es wieder da, das Gespenst? Ließ es ihn nicht los?

Er ging immer hastiger und schneller. Der Säbel kam ihm zwischen die Beine, er hakte ihn hoch und eilte weiter, die Lippen fest zusammengepreßt, die Augen starr vor sich hin gerichtet.

Wieviel hatte er doch heut abend verloren? Eine Menge mußte es sein. An Wittelsbach — an Kahne — an Fuchs — — Gott sei Dank, die Zahlen bemächtigten sich seines Hirns und zwangen die rebellischen Gedanken aus ihrem ewigen, schrecklichen Kreislauf. Auf Ehrenwort in vierundzwanzig Stunden zu bezahlen! Wieviel doch? Wieviel? — Auf alle Fälle mußte er eine große Summe zu seiner Verfügung haben. Er besaß für dies Quartal nicht mehr so viel, aber da Liane ihr Geld hatte, war es ja gleichgültig; sie disponierte sicher über so viel wie er brauchte. Das machte ihm weiter keine Sorgen.

In der Quaistraße angelangt, sah er noch Licht in der Wohnung. Seine Frau war also noch wach, desto besser, dann konnte die Sache gleich erledigt werden, morgen war er ohnehin wohl kaum in der rechten Stimmung sich um etwas zu kümmern.

Als er mit etwas unsicheren Schritten eintrat, rührte Liane sich nicht aus ihrer angenommenen Position, obgleich sie mit weit offenen Augen vor sich hinsah, das Spitzentaschentuch in ihrer Hand unbarmherzig zum Knäuel zusammendrehte und dann wieder auseinander riß.

Franz von Hafften merkte die Erregung seiner Frau recht gut, ein etwas überlegenes Lächeln lag auf seinem Gesicht, als er sich mit den Händen auf dem Rücken an den Ofen stellte, hinter seine Frau.

„Guten Abend, liebes Kind," sagte er etwas langsamer und schwerfäll ger, als er sonst zu sprechen pflegte. „Wie kommt es, daß du noch auf bist?"

Ein kurzes Zögern; der rote Kopf fuhr herum. Die blitzenden Augen bohrten sich drohend in die seinen. „Geniert es dich, daß ich dich wieder einmal so sehe? So . . .! O pfui!“ sie warf das Taschentuch heftig zu Boden und sprang auf. „Schämen solltest du dich, Franz! Ich — ich — verabscheue dich in diesem Zustand!“

„O la!“ sagte er mit heiserem Auflachen. „Die Sache ist doch nicht der Rede wert. Morgen — morgen ist alles wieder gut — warum regst du dich immer auf? Was tue ich dir damit für einen Schaden?“

„Du bist betrunken!“ stieß sie bebend vor Zorn hervor. „Geh zurück, — rühr' dich nicht von der Stelle — ich will nicht, daß du mir näher kommst.“

Er wippte lächelnd von den Fersen auf die Fußspitzen und wieder zurück, ihn amüsierte Lianes Zorn augenscheinlich. „Ängstige dich nicht, hier ist es ganz angenehm warm, ich —“

„Ich verbiete dir, wieder in solchem Zustande nach Hause zu kommen, ich will dich nicht so sehen. Und ich verbiete dir, mich noch einmal so rücksichtslos zu behandeln, wie du es heute getan, oder —“

„Oder?“ fragte er, nun auch gereizt, und glitt mit seinen flackernden Augen über ihre aufgerichtete Gestalt.

Sie preßte in ohnmächtigem Zorn die Hände ineinander; endlich fing sie mit erstickter Stimme wieder an: „Oder du darfst dich nicht wundern, wenn ich Evelyns Beispiel folge. Wer weiß, was du ihr zugefügt hast, ehe sie zu dem kam, was geschehen. Jetzt erst lerne ich dich kennen!“

Im ersten Augenblick hatte er eine Bewegung gemacht, als wolle er auf sie zustürzen, aber er gab es auf. Sei es, daß seine Füße ihm den Dienst versagten, oder daß ihm noch ein Funken ruhiger Überlegung blieb, er knirschte nur hörbar mit den Zähnen, ehe er laut auflachte.

„Damit es aber auf einmal klar zwischen uns wird,“ fuhr Liane außer sich fort, „so will ich dir gleich sagen, daß ich nie und nimmer gesonnen bin, deine Rücksichtslosigkeiten und Ungezogenheiten schweigend auf mich zu nehmen. Ich

dulde diese Herabsetzung meiner Person nicht! — Niemals! — Das merke dir."

„Ich finde, du bist spaßhaft, Liane, wirklich spaßhaft," sagte er, augenscheinlich amüsiert durch ihre Aufregung. „Willst du mir nicht sagen, weshalb du dich eigentlich so ereiferst?"

Sie sah ihn sprachlos an. Er hatte also nicht einmal eine Vorstellung von dem, was er ihr getan! Seit Stunden brütete sie darüber, auf welche Weise sie ihm sein Vergehen am deutlichsten vor Augen halten könnte, seit Stunden peinigte sie Zorn und Bitterkeit, und er — er fragte lachend, was denn geschehen sei! Die beiden Hände fest zur Faust geballt, mit sprühenden Augen trat sie dicht vor ihn hin. Der Weinduft, der ihn umgab, belästigte sie in diesem Augenblick wenig. „Du fragst? — Du fragst mich?" stieß sie schrill hervor. „Ist es erhört, daß du mich den ganzen Tag mit dem Mittagessen auf dich warten läßt? Mir keine Nachricht gibst, nichts, nichts —"

„Ich hoffe, daß du trotzdem gegessen hast, und es dir geschmeckt hat, Kind! Wie kann man so kleinlich sein!"

„Ja, ich bin kleinlich, kleinlicher als deine großherzige Evelyn, die zu allem schwieg und hinterher dich womöglich noch entschuldigte. Ich will nicht dem Achselzucken, dem spöttischen Mitleiden der Frauen deiner Kameraden ausgesetzt sein wie sie, wenn du, statt sie abzuholen, sie vergeblich warten ließest. Mich soll niemand bedauern, aber mich soll auch niemand beleidigen, und wäre es mein eigener Mann. Ich bin nicht die Frau, die zum leiden und dulden geboren ist! Ich verlange mein Recht! Und nötigenfalls erzwinge ich es. Mache dich nur frei von den Traditionen deiner ersten Ehe, Franz! Weiß Gott, ich fühle mich nicht berufen, eine zweite Evelyn zu werden!"

„Du nicht! Nein, du nicht!" sagte er kopfschüttelnd, und trotz seiner umflorten Augen, mit denen er Liane ansah, war es ihm, als sähe er im Hintergrunde des Zimmers ein blasses, süßes Gesicht schattenhaft vorüberschweben, dessen

große, ernste Augen ihn ängstlich bittend, mit dem wohlbekannten Ausdruck anzusehen pflegten, wenn er so wie heut' abend nach Hause kam.

Liane hatte sich abgewandt und sich wieder in den verlassenen Sessel geworfen, nur die nervöse Beweglichkeit des Fußes, der den Teppich klopfte, gab Zeugnis von ihrer noch nicht ganz verrauchten Erregung. Sie erwartete im stillen, ihr Gatte würde zu ihr kommen, mit schmeichelnden Scherzen wie sonst wohl, ihren Zorn zu besänftigen suchen, war sie doch die gekränkte Frau, aber von alledem geschah nichts.

Kein Laut regte sich in dem nur schwach erhellten Zimmer. Hafften hing seinen wirren Gedanken nach, die sich gegen seinen Willen neben der unbehaglichen Erinnerung an das von Liane zu fordernde Geld immer wieder hartnäckig den Abenden zuwandten, an denen er Evelyn so gegenüber gestanden.

Nach einer langen, langen Pause drehte Liane langsam den roten Kopf nach ihm herum. „Da du mir nicht antwortest, setze ich voraus, daß du dein Unrecht wenigstens einsiehst," begann sie zwar noch kühl aber doch versöhnlich. „Wenn du mir versprichst — —"

„Ach laß doch die Bagatelle," unterbrach er sie unwirsch, gab seinen Platz am Ofen auf und setzte sich ihr gegenüber. „Ich will etwas ganz anderes mit dir besprechen."

Ihre Neugier siegte, erwartungsvoll sah sie ihn an.

„Du kannst mir einen Gefallen tun, Liane. Borge mir auf kurze Zeit eine größere Summe, du hast das Geld ja daliegen."

Sie schnellte empor. „Geld? — Ich dir?" fragte sie überrascht.

„Ja. Meine Zinsen für dies Quartal sind erschöpft, Kapital möchte ich nicht gern so viel auf einmal erheben. Spielschulden sind Ehrenschulden, sie müssen binnen vierundzwanzig Stunden geregelt werden."

„Du hast gespielt und verloren!" sagte sie langsam, alle Erregung schien mit einem Schlage von ihr gewichen, sie sah geschäftlich kühl aus. „Wie viel?"

„Bestimmt weiß ich es nicht. Es können aber — nun ich denke zehntausend Mark.“

Liane lachte auf. „Nur zehntausend Mark, an einem Abend,“ sagte sie spöttisch.

Hafften zuckte die Achseln, er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah nun, nachdem ihn die Glut des Weines verlassen, bleich und abgespannt aus. Seine Frau beachtete das nicht.

„Weshalb verlangst du das Geld von mir?“ begann sie wieder.

„Du hast es doch liegen, da macht es weiter keine Umstände.“

„Ah so! Ich verstehe. Und mir gegenüber glaubst du dich von der Verpflichtung befreit, an eine Wiedergabe denken zu müssen. So schonst du deine Kasse und läßt mich gleichzeitig an deinen Vergnügungen teilnehmen. Mit dieser Teilung bin ich aber nicht einverstanden,“ sagte sie höhnisch und klopfte mit den Fingern auf die Tischdecke.

Er fuhr auf und sah sie an. In diesem Augenblick war das Licht seiner Augen klar und ruhig, als sehe er etwas Unerwartetes, lähmend Überraschendes, und doch saß ihm gegenüber nur seine Frau, in dem Schlafrock aus mattblauer Seide mit kostbaren Mechelner Spitzen.

„Ich bat dich um eine Gefälligkeit für kurze Zeit,“ wiederholte er endlich sein vorheriges Ansinnen. „Du mußt mich mißverstanden haben.“

„O nein, ich bin völlig klar darüber. Das danke ich der Rechenkunst des seligen Arnheim, geschäftlichen Dingen sehr bald auf den Grund zu sehen. Und jede Geldaffaire ist eine Geschäftssache, auch unter Eheleuten.“

„Willst du, oder willst du nicht?“ fragte er schroff, augenscheinlich schwer geärgert durch ihre Art.

„Nein, Franz, ich will nicht. Unter keiner Bedingung. Wenn du spielst, so hoch spielst, verliere meinetwegen dein Geld, aber von dem meinigen laß die Hand fort.“

„Verlangst du Zinsen — Prozente — in der Erinnerung an den seligen Arnheim?“ fragte Hafften verächtlich.

„Nichts, denn ich bleibe bei meiner Weigerung."

„Aber Liane, ich brauche das Geld bis morgen mittag."

„Dann besorge es dir, wo du willst."

„Ich bitte dich doch nur für kurze Zeit darum."

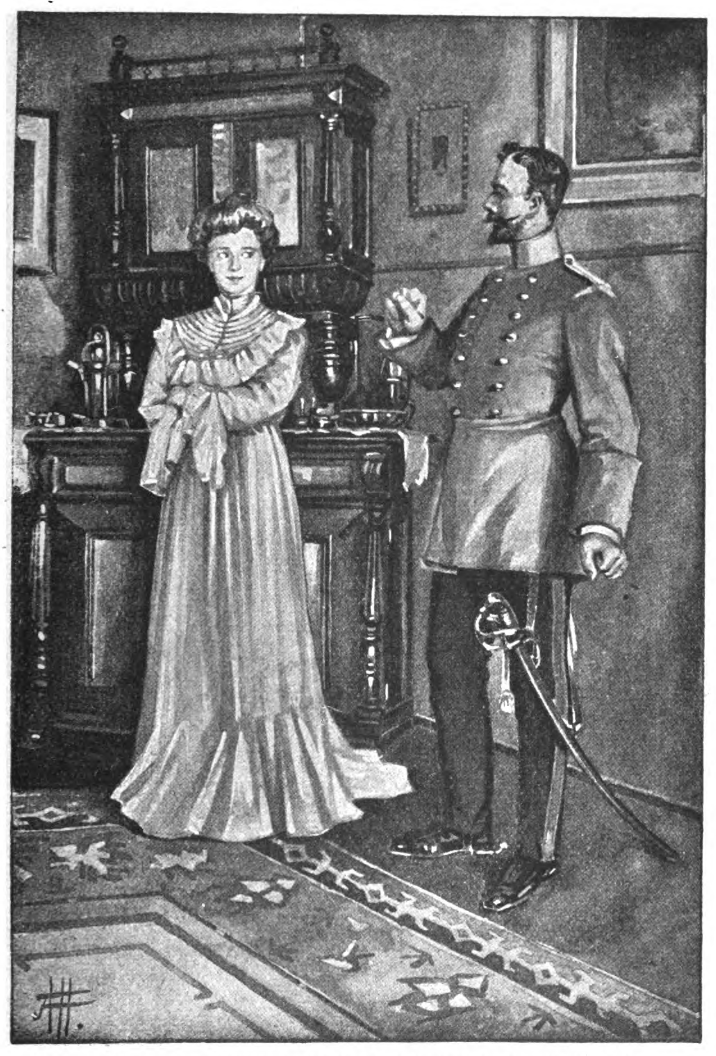
„Bedaure, das ist gegen mein Prinzip! Wir leben nicht in Gütergemeinschaft. Dein ist dein, mein ist mein! Willst du mir einen Schuldschein geben, und soll ich ihn etwa einzuklagen versuchen, sobald du deine Verpflichtungen vergißt?"

Er war aufgesprungen und stand bleich, zornbebend, hochaufgerichtet vor ihr. „Hüte dich vor einem weiteren Wort, Weib!"

Sie zog seinen erhobenen Arm herunter. „Ich weiß nicht, weshalb du dich ereiferst, Franz? In Geldsachen gebietet allemal nur die Kaltblütigkeit und Klugheit. Du mußt das einsehen."

„Und wenn du —" schrie er jetzt schäumend vor Zorn, „mir das Geld, das lumpige Geld, um das ich dich bat, knieend anbötest, ich würde dich mit ihm lieber zertreten, ehe ich es nähme! Bei uns regiert noch etwas anderes als Kaltblütigkeit und Klugheit! Etwas, das du nicht verstehst, das dich dein seliger Arnheim nicht gelehrt hat . . ." Er schloß den noch zu weiteren Worten geöffneten Mund, ohne etwas hinzuzufügen, und verließ mit starken Schritten das Wohnzimmer, ohne sich nur ein einziges Mal nach seiner Frau umzublicken.

Liane sah ihm lächelnd nach. „Er wird nun wissen, woran er in Zukunft mit mir ist," dachte sie befriedigt. „Das fehlte mir, das Portemonnaie für meinen leichtsinnigen Herrn Gemahl zu spielen! Ich kenne die Macht des Geldes viel zu gut, um es nicht sorgfältig zu hüten. Besser Ärger als Kummer!" Sie zog die Nadeln aus ihrem starken Haar und betrachtete dabei ihr Bild im Spiegel. „Ich muß für mich und meinen zukünftigen Herrn Sohn sorgen, das scheint mir eine größere Pflicht als Franzens Spielschulden zu decken! Was hat eine Frau eigentlich von der Ehe? Ärger und Unbequemlichkeiten und Schmerzen! Wozu? Die Männer



Er war aufgesprungen und stand bleich, zornbebend, hochaufgerichtet vor ihr.
(S. 332.)

haben dafür nicht einmal Verständnis. Ich wünschte diese abscheuliche Zeit wäre erst vorüber.“ Sie schüttelte den Kopf, daß die roten Haare wie Schlangen um ihren Nacken fuhren, und ging seufzend, aber nicht unzufrieden in ihr Schlafgemach, im Geist sich die Freuden des Sommers ausmalend, der ihr wieder gestattete, elegante Toiletten zu tragen und sich in irgend einem Modebad bewundern zu lassen.

Einige Zimmer weiter saß der Rittmeister, den Kopf in beide Hände vergraben, auf der Chaiselongue seines Arbeitszimmers. Ihn drückte der Gedanke, morgen zur festgesetzten Zeit nicht imstande zu sein, sein Wort einzulösen, denn der Bankier, bei dem er sein Vermögen deponiert hatte, befand sich auf eine Woche in Paris und wurde erst in drei Tagen zurückerwartet. Die heftige Szene vorhin hatte ihn ernüchtert, vollständig sogar! Ein Gefühl von Scham beherrschte ihn ausschließlich, daß die, die er soeben verlassen, seine Frau, die Mutter seines zu erwartenden Kindes war, ihm zugehörend mit den heiligsten Banden, die die Erde besitzt, die ihm aber in diesem Augenblick als lächerlicher Hohn erschienen. Was hatte er denn mit dieser Frau gemein? Nichts! Nicht einmal das Geld! Liane war eine so eifrige Hüterin ihres Schatzes, daß sie alles andere dafür hinzugeben bereit war. Nun, sie hatte nicht so unrecht, es war ja auch das einzige, womit sie ihre jetzige Stellung errungen hatte.

Hätte er je daran gedacht, Liane zu heiraten, wenn der Dämon in seiner Brust ihm Ruhe gelassen hätte? Nein, gewiß nicht. Sie hatte manchen Reiz für ihn besessen als Freundin seiner Frau, hauptsächlich durch den Gegensatz, den sie zu Evelyn bildete. Ihre üppige Erscheinung wirkte angenehm erregend auf seine Sinne, aber er hielt sie für eine oberflächliche, eitle Frau, der Schmeichelei zugängig und geschaffen zu jenem frivolen Tändeln, von dem verheiratete Männer so leicht glauben, es sei gegen die Freundinnen ihrer Frauen erlaubt; ob Tieferes in ihrem Charakter schlummerte, daran hatte er nie gedacht. Unwillkürlich rechnete er doch mit den Eigenschaften, die Evelyn besessen, und die er zu-

weilen scherzend anerkannte, indem er sie eine „bequeme Frau" nannte. Heute abend hatte er wieder einen Blick in Lianes Denken und Fühlen getan, und neben dem Ekel, der ihn dabei erfaßte, stieg ohne sein Zutun wieder das Bild seiner ersten Frau vor seinem geistigen Auge auf. Zum ersten Male fragte er sich, ob er sie gewürdigt wie sie es verdient in ihrer sanften, nachgibigen Art, denn nur einer braucht in der Ehe auszugleichen und zu binden. Sein Gewissen sagte nein! Er rief sich zurück, wie er, mit irgend einem Anliegen kommend, ihrer Gewährung von vornherein sicher war, die Sache kaum oberflächlich streifte, und sie ihm mit vorwurfsvollem Lächeln antwortete: „Aber Franz! Was mein ist, ist dein. Wie kannst du mich danach erst fragen."

Und er war hart und lieblos gegen sie gewesen, sobald es sich um ihre Wünsche, ihr Verlangen handelte! In diesem selben Zimmer hätte er die Zeichnung verbrannt, die Deesenberg seiner Gattin von dem Grabe ihrer Großmutter geschickt, hier hatte sie ihn weinend gebeten, ihr dies teure Andenken zu lassen. — Er nannte es damals „lächerliche Sentimentalität!" War es aber nicht am Ende doch mehr als das? War es nicht vielmehr ein Zeichen ihres weichen, kinderhaften Herzens, in dem nichts verblaßte, was ihm einst heilig gewesen? Wenn Liane nur etwas von dieser feinen Empfindungsfähigkeit besessen, dann stände er morgen nicht vor der Unannehmlichkeit eines Aufschubs seiner Verpflichtungen. Seine Gedanken wandten sich dem vergangenen Abend zu. Er wußte ganz genau, daß es bei Grosdemange Skandal gegeben hatte, zuletzt — als die Köpfe schon stark erhitzt waren. Er wußte auch wie es gekommen, daß er sinnlos vor Zorn gewesen, aber das Ende — das Ende! Auf das vermochte er sich nicht mehr zu besinnen. Hatte es sich zu einer Forderung zugespitzt? Durfte er morgen Wittelbachs Sekundanten erwarten? Wenn ihm nur jemand das Ende hätte sagen können! Er sann und grübelte vergeblich. Tarsen mußte es wissen, Tarsen sprach er ja morgen vormittag in der Reitbahn beim Dienst. Er wollte kein Duell wieder, die Sache

mußte auf alle Fälle beigelegt werden, wenn — wenn Wittelsbach revozierte.

Hafften legte den schweren Kopf auf das prächtige, orientalische Kissen der Chaiselongue. Er war müde, wie Blei lag es ihm in den Gliedern, aber ein unbeschreibliches, halb instinktives Gefühl von Abneigung gegen seine Frau hielt ihn zurück, sein Lager aufzusuchen. Ein todesähnlicher Schlaf sank auf ihn herab, obgleich er in den Kleidern steckte und sein Körper in unbequemer Lage blieb; so fanden ihn am Morgen die Dienstboten, Jean und das Zimmermädchen.

„Mein Gott, da liegt der Herr!“ sagte Lisette zurückprallend halblaut. „Wie kommt denn der hierher?“

„Die Gnädige wird ihn wohl ausgesperrt haben, nachdem er den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen ist. In einem schönen Zustande mag er ohnedem gewesen sein,“ meinte Jean verächtlich.

„Wollen wir ihn denn wecken? Wenn es nicht recht ist, tobt er los,“ flüsterte Lisette überlegen. „Wir kennen ihn doch alle.“

Monsieur Jean war aber sehr überlegen. „Gehen Sie nur, Lisette; das werde ich schon besorgen, mir sagt er nichts.“

„Die Marie und der Ferdinand werden sich wundern, wenn ich ihnen das erzähle! Der Ferdinand, der Bursche, hat ohnehin einen Zahn auf den Herrn. Na, ich kann's der Frau nicht verdenken, ich möchte auch keinen solchen Mann,“ sagte sie, die Hände in den Schürzentaschen, das gedunsene Gesicht und die wirren Haare des Schläfers wegwerfend musternd, der diese Kritik der Dienstboten nicht ahnte und ruhig weiter schlief.

Mit Mühe gelang es Jean endlich, Hafften zu ermuntern. Schlaftrunken, mit pochenden Schläfen und kalten Händen, suchte er noch für einige Stunden sein Bett auf, nicht ohne ein paar scharfe Bemerkungen seiner Frau mit anzuhören, auf die er sich außer stande fühlte zu antworten. Und mit diesem heftig pochenden Kopfschmerz stand er einige Stunden später auf, um wenigstens noch für

kurze Zeit im Dienst anwesend zu sein. Hatten ihn in der Nacht weiche, reuevolle Gedanken beherrscht, das matte Tageslicht, verdunkelt von Schnee und Regen, fegte das alles fort aus Hirn und Herzen. Er war in einer Stimmung, daß er am liebsten der ganzen Welt an die Gurgel gesprungen wäre und scheute sich auch niemals, derartigen Aufwallungen rücksichtslos die Zügel schießen zu lassen. Alles, was konnte, ging ihm heute zu Hause aus dem Wege, auch Liane, aber weniger auch Furcht, als weil sie es unnötig fand, sich vielleicht noch einmal einer Bitte auszusetzen, für die sie doch nur dieselbe Antwort wie in der Nacht gehabt hätte. Vielleicht hatte Hafften trotz allem doch noch ein Einlenken seiner Frau erwartet, aber vergebens. Jedenfalls erschien er mit einem Gesicht so finster, wie ein Gewitterhimmel gegen Schluß der Reitstunde in der Bahn und nahm Tarsens kurze, dienstliche Meldung mit leisem Kopfnicken entgegen. Bisher war alles glatt gegangen, aber es war, als ob mit dem Erscheinen des Rittmeisters, den niemand mehr hier erwartet hatte, ein böser Geist in die jungen Remonten gefahren, die ihre erste militärische Ausbildung erhielten. Die so lange ganz fügsamen Pferde wurden unruhig, und besonders ein schöner, junger Fuchs, dessen leichte Reizbarkeit man schon den Augen und Nüstern ansah, und der deshalb dem anerkannt besten Reiter der Schwadron zuerteilt worden war, schien wie vom Teufel besessen. Sein Reiter gab sich alle Mühe ihn zu bändigen. Dem Mann, der die Gefreitenknöpfe trug, stand der Schweiß auf der Stirn, aber immer wieder brach das feurige Tier aus, hob sich hoch in die Luft oder feuerte mit den Hinterbeinen kräftig aus. Tarsen und der Wachtmeister waren so vollauf mit ihrem Dienst beschäftigt, daß sie den einzelnen Mann nicht ausschließlich im Auge behalten, ebensowenig sich um ihren Rittmeister kümmern konnten, der sonst, wenn er einmal anwesend war, bald wieder zu gehen pflegte, ohne sich allzuviel einzumischen. Deshalb blickte der eifrige, junge Offizier sich ganz betroffen um, als er plötzlich Hafftens Stimme erdröhnen hörte:

„Will der verfluchte Kerl da das Pferd wohl nicht so im Maul reißen!“

Diese Aufforderung galt dem unglücklichen Reiter des Fuchses, der immer noch aus allen Kräften mit dem Tiere kämpfte. Nun hatte Hafften den erwünschten Blitzableiter für seine üble Laune gefunden; keine Bewegung konnte ausgeführt werden, ohne daß er daran herummäkelte, keinen Tritt tat das Pferd, dem die Schaumflocken vom Maule flogen, ohne auf das Haupt des Reiters ein Donnerwetter herabzuziehen. Auf des Rittmeisters Stirn lag jene eigentümliche Röte, die alle Untergebenen an ihm fürchteten, die dunklen Augen flackerten und schossen Blitze, seine Stimme klang nach kurzer Zeit heiser. Schon seit einigen Minuten hatte der eifrige Tarsen sich zurückgezogen und stand schweigend neben seinem Vorgesetzten; auf seinem hübschen, jungen Gesicht lag ein zwar schweigender, aber trotzdem sehr beredter Protest gegen die ungerechte Heftigkeit des Rittmeisters, und als dieser sich jetzt zu ihm wandte und in derselben brutalen Weise weiterschrie:

„Herr Leutnant, in drei Deibels Namen, sehen Sie denn nicht, wie der Kerl das Pferd schikaniert? Wie kann so etwas hier geduldet werden?“ griff er sehr bleich, aber völlig ruhig an die Mütze und sagte kalt:

„Wenn der Herr Rittmeister hier kommandieren, kann ich mich wohl zurückziehen!“

Einen Augenblick stutzte Hafften. Ein scharfer Blick flog forschend über das Kindergesicht seines jungen Offiziers, aus dem eine erstaunlich kalte Selbstbeherrschung ihm entgegenleuchtete; er fühlte, daß es jetzt Zeit war einzulenken, in demselben Augenblick aber sah er auch, daß der Gefreite, sich unbeobachtet glaubend, mit aller Kraft das widerspenstige Pferd zusammenriß und ihm mit voller Gewalt die Fersen in die Weichen schlug, als wollte er sich für all den Ärger und die Anstrengung rächen, die ihm das Tier seit Stunden verursachte. Ein unartikulierter Zornesruf entfloh des Rittmeisters Lippen. Als drängte alles, was er in sich gären

fühlte, jäh und fessellos hervor, durch keine Bande mehr zu halten, stürzte er vorwärts auf den Sünder zu; die Rechte griff nach dem Säbel und zog ihn in maßloser Wut halb aus der Scheide. In diesem Augenblick fühlte er eine ener-



gische Hand auf seinem Arm, so fest, daß ihm die Besinnung zurückkehrte, und Tarsens helle Stimme klang ihm gedämpft, aber eindringlich ins Ohr:

„Herr Rittmeister! Sie vergessen sich!"

„Hol's der Henker!" damit stieß Hafften den Säbel wieder in die Scheide zurück, warf einen kurzen, schnellen Blick in Tarsens blaue, klar und hart wie Stahl funkelnde Augen und drehte sich um.

„Lassen Sie die Abteilung hinausreiten, Herr Leutnant.“

Mit flüchtigem Gruß verließ er die Reitbahn, ging aber auf der Straße unschlüssig zögernd auf und ab, als warte er auf jemand. Er war sehr mißlaunig, ärgerlich und unzufrieden mit sich und seiner Heftigkeit, die ihn leider oft genug in ungezügelter Weise packte und fortriß. Auch Tarsens Art war ihm unbehaglich aufgefallen. In seinem energischen Eingreifen lag nicht allein sprühender Unwille, sondern eine kalte Energie, die den Rittmeister peinlich berührte. Sein junger Schwadronsoffizier war in den Augen des Rittmeisters wohl ein enragierter Soldat, sonst aber ein guter Kerl gewesen, der sich völlig seiner Überlegenheit unterordnete und leicht mit ein paar freundlichen Worten zu versöhnen war. Heute fragte sich Hafften, ob er ihn nicht doch unterschätzt habe. Der Blick der Augen, die Haltung der ganzen Gestalt gab ihm zu denken. Und er hatte diesen Ausdruck des Unwillens nicht zum erstenmal bei ihm bemerkt; jetzt fiel ihm ein, daß er ihm schon öfter begegnet war, wenn auch nicht so schroff wie heute. Eine Frühstückseinladung würde das ausgleichen, um so mehr, wenn der Rittmeister dabei seine Heftigkeit dem Leutnant gegenüber quasi zu entschuldigen versuchte, es auf die durchtrunkene Nacht schob. — — Mit Tarsen wollte er sich um keinen Preis entzweien, er wußte recht gut, wie notwendig ihm dieser bei der Schwadron war. — Der junge Offizier blieb verteufelt lange. Gott weiß, was er noch mit dem Wachtmeister zu besprechen hatte, Hafften verlor schon die Geduld. Endlich trat Tarsen doch auf die Straße und wollte mit einfachem Gruß an dem Rittmeister vorüber; der ihm nun den Weg vertrat.

„Sie schneiden ja ein verflucht ernsthaftes Gesicht, Tarsen! Lassen Sie jetzt den vertrakten Dienst ruhen — kommen Sie mit zu Grosdemange, ich habe auf Sie gewartet.“

„Danke verbindlichst, Herr Rittmeister, ich bin leider verhindert Ihrer Aufforderung nachzukommen.“

„Unsinn! Ich habe Ihnen keinen Dienst weiter angesetzt für heute.“

„Bedaure sehr, ich bin trotzdem verhindert.“

„Ach, Sie wollen feindlich sein wegen des Auftritts in der Bahn! Seien Sie kein Narr, Tarsen! Heftig wird wohl jeder einmal. Das besprechen wir übrigens besser bei einem Glase Wein, ich möchte Sie so wie so noch etwas unter vier Augen fragen, kommen Sie.“ Er schob seinen Arm unter den des jungen Kameraden und zog den Widerstrebenden fast mit Gewalt vorwärts. „Lassen wir jetzt den Dienst und alles was drum und dran hängt. Sagen Sie mir lieber, wie gestern abend eigentlich die Geschichte mit Wittelsbach ausgegangen ist? Ich habe keine blasse Ahnung mehr davon.“

„Ich weiß von gar nichts,“ sagte Tarsen überrascht; „als es mir genug schien, ging ich nach Hause.“

„Ihnen bin ich doch aber auch Geld schuldig?“

„Das wohl,“ gab der junge Offizier zögernd zu. „Ich bedaure unendlich — —“

„Bedauern Sie gar nichts, Kleiner, ich verliere es gern, wofür hat man denn das Geld, wenn man nicht sein Vergnügen dafür eintauschen will! Sie können es außerdem brauchen — — nur stunden müssen Sie es mir, bis mein Bankier zurückkommt, vielleicht acht Tage. — Eine fatale Geschichte!“

„Aber ich bitte Sie, Herr Rittmeister — —“

„Bei Ihnen macht es ja nichts aus, Ihnen sage ich es offen, aber Wittelsbach — —, erkundigen Sie sich doch einmal unter der Hand danach, wie die Geschichte eigentlich verlaufen ist.“

„Gewiß! Fuchs und Adler saßen noch da, als ich ging, sobald ich einen von ihnen sehe!“

„Der Adjutant? Das ist mir eklig. Ich glaube, Adler hat etwas gegen mich.“

Tarsen blickte zu Boden und stieß mit der Fußspitze an einen kleinen Stein; er sagte nichts.

„Na, seien Sie ehrlich, Kleiner,“ er zog ihn über die Schwelle des Grosdemangeschen Lokals, und als er sich

seines Mantels, der Mütze und des Säbels entledigt hatte, fuhr er in demselben liebenswürdig-kameradschaftlichen Ton fort: „Ich dachte immer, Sie hielten etwas auf mich, obgleich ich nebenher noch Ihr Vorgesetzter bin, Sie also vollkommen berechtigt sind, manchmal auf mich zu raisonnieren."

„Wenn Sie mich so fragen, Herr Rittmeister, will ich Ihnen offen Rede stehen," sagte Tarsen, den Fuß seines Römers spielend auf der Tischplatte drehend, ohne das goldgelbe, duftende Naß zu berühren. „Ja! Man ist uns gar nicht so außerordentlich wohl gesonnen von oben herab. Der Oberst reitet immer und ewig auf unserer Schwadron herum, auch Adler weiß ganz genau, daß die Leute in der Schwadron unzufrieden sind und murren, weil sie sich oft schikaniert glauben — und weil Sie, Herr Rittmeister, oft von einer ungerechten und unmenschlichen Heftigkeit sind. Wieviel Klagen wir hören, wie oft wir zu beschwichtigen und auszugleichen haben, wissen ich und der Wachtmeister am besten; wie oft Sie nachher die Leute mit Geldentschädigungen abfinden, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Aber das sind alles Sachen, die trotzdem besprochen werden und sich an ihrem Urheber rächen. Hätten Sie heute den ohnehin renitenten, wenngleich tüchtigen Kerl, den Werkmeister, gehauen, ich hätte für die Folgen nicht einstehen können. Ich bin Soldat mit Leib und Seele, mir liegt unsere Schwadron am Herzen, warum sollen solche Dinge gerade bei uns vorkommen!"

Hafften saß schon lange und nagte mit den Zähnen an der Unterlippe. Wie oft hatte er sich das, was Tarsen hier aussprach, im stillen schon wiederholt! Alles vernünftige Einsehen half aber nichts, er war seinem Jähzorn gegenüber machtlos. Oder war es gar nicht Jähzorn? Waren es nur überreizte Nerven?

„Hole der Teufel den ganzen Dienst!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Schinderei und kein Ende! Wozu bin ich denn reich, wenn ich nicht den Herren den Stuhl vor die Türe setze, sobald es mir nicht mehr gefällt!"

„Ich trage mit Stolz den Rock meines Königs und

werde es immer als eine Ehre betrachten, so lange ich ihn anziehen kann, ebenso wie ich den mir dadurch auferlegten Pflichten stets voll und ganz nachkommen werde," sagte Tarsen, und wieder lag in Stimme und Augen jenes eigentümliche Etwas, das Hafften schon vorhin so rätselhaft erschienen war.

„Larifari! Sie werden es auch schon dick bekommen, Kleiner! Übrigens will ich versuchen, vorsichtiger zu werden, damit Sie mir nicht wieder eine Standrede zu halten brauchen. Es ist zu toll! Ich glaube, Sie sind mehr als zehn Jahre jünger als ich! Reden wir jetzt von etwas anderem. Wieviel mag ich gestern abend schuldig geworden sein?"

„Ich habe keine Ahnung!"

„Fritz!" Ein Druck auf die Glocke hatte den Kellner herbeigerufen. „Schicken Sie einmal jemand zu meinem Bankier — Behrend — Sie wissen schon — Fürstenstraße 4, wann er zurückerwartet wird. Tarsen, Sie trinken ja nicht!"

„Ich danke, ich muß fort. Darf ich Ihnen vorher noch etwas sagen?"

„In Gottes Namen! Ich habe augenblicklich Lammesgeduld!"

Der Leutnant trommelte unschlüssig mit den Fingern auf dem Tisch. „Eine solche Stunde miteinander zu durchleben wie wir — damals — Sie wissen schon — das meine ich, bindet fürs Leben," begann er endlich zögernd, „und deshalb möchte ich Sie in Ihrem Interesse bitten, vermeiden Sie solche Gelage wie gestern. Ich wenigstens — ich bin entschlossen, nicht mehr mitzuhalten, ich gab mir mein Wort darauf, in Ihrem und in meinem Interesse."

Hafften setzte ohne ein Wort der Erwiderung den Römer so heftig auf den Tisch, daß der Fuß abbrach und der Strom des Weines sich über die Platte ergoß. Langsam entstand der rote Schein wieder und huschte ihm über die Stirn, drückendes Schweigen lag auf beiden. Aber Tarsens Augen, obgleich sie das aufsteigende Wetter wohl bemerkten, blieben klar und fest auf seinen Nachbar gerichtet, er versuchte mit keiner Miene, keinem Wort das Gesagte abzuschwächen. Er

hatte das getan, was er für seine Pflicht hielt — mochte darauf folgen was wollte, danach fragte er nicht. In dem Charakter dieses noch so jungen, unerfahrenen Offiziers lag eine stählerne Härte, ein unbeugsames Rechtsgefühl verborgen, dem sich alles andere fügen mußte.

„Sie meinen es gut, ich danke Ihnen," sagte der Rittmeister endlich undeutlich. „Ehrlich sind Sie wenigstens, Kleiner!"

Dann kam der Kellner mit der Nachricht, daß Bankier Behrend erst am Montag abend zurückerwartet werde, und als Tarsen nun aufstand, um sich den Säbel umzuschnallen, rief der Rittmeister ihm nach, er selbst müsse noch bleiben, um seine Entschuldigungsbriefe vom Stapel zu lassen, und Tarsen möge nur den unglücklichen Zufall überall erwähnen.

„Sollte ich an jemand verloren haben, der mir augenblicklich entfallen ist," sagte er, dem Fortgehenden die schöne, kräftige Hand über den Tisch entgegenstreckend, „dann sagen Sie es mir nur gleich, und im übrigen verlasse ich mich auch völlig auf Sie."

„Mein Wort darauf. Auf Wiedersehen."

Sie schüttelten sich die Hände, Hafften versuchte kein Wort, um seinen jungen Leutnant zu überreden, er fühlte sich besiegt von dem festen Willen, der ihm da gegenüber getreten war. Tarsen hatte ihm imponiert.

Den Kopf in die Hand gestützt, blieb Hafften allein im Frühstückszimmer sitzen; sobald durfte er nicht auf Gesellschaft rechnen, es war noch früh und die meisten Offiziere im Dienst, aber daran dachte er angenblicklich nicht. Ihn beschäftigte der Gedanke, ob er einst wohl ebenso gewesen sein mochte, wie sein junger Schwadronsoffizier, so fein im Empfinden, so lauter in seinem Denken und Handeln, so stolz auf seinen Stand, um dessentwillen Tarsen nicht ehrenhaft und peinlich genug handeln konnte. Er mochte sich nichts verneinen — konnte sich nichts bejahen. Seine Jugend in den kleinen Garnisonen fiel ihm ein. Damals — ja damals! Aber dann kam der Leichtsinn — das Spiel — der Wein!

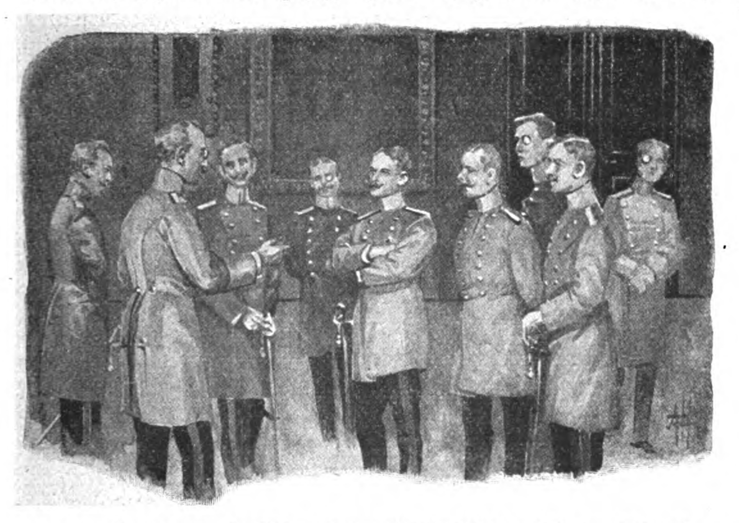
Einen Augenblick sah er sich ungeschminkt, wie er jetzt war — ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Im nächsten warf er alle Gedanken und Erinnerungen beiseite. Was half's! Sollte er sich damit auch noch das Leben verbittern? Bah! Es lohnte nicht, über das nachzudenken, was hätte sein können — sein müssen! Und doch verließ er, aller Unruhe und Langenweile zum Trotz, das Frühstückslokal ehe die Kameraden kamen. Nach dem, was Tarsen ihm gesagt, scheute er Fragen, scheute er sogar jedes weitere Zusammentreffen. Sein kleiner Schwadronsoffizier war scharf mit der Sprache herausgegangen — sollte er das etwa auch noch von andern hören? Mit gesteigertem Unbehagen gegen sich selbst, gegen das ganze Leben ging er nach Hause. Tarsen würde sich ja wohl um die Details des gestrigen Abends kümmern und ihm dann das Gehörte mitteilen; es war besser, sich in Geduld zu fassen. Geduld! Dies Wort, das Hafften mehr als alles andere haßte! — —

Als im Kasino das tägliche Mittagsessen zu Ende ging, und der Adjutant als Tischältester das Zeichen zum Anzünden der Zigarren gegeben hatte, wandte er sich an die Anwesenden, die gesamten, unverheirateten Offiziere des Ulanenregimentes. „Meine Herren! Ich bitte für ein paar Augenblicke um Ihr Gehör. Bitte, wollen Sie mir in das Lesezimmer folgen.“

Sie sahen alle gespannt auf die hohe Gestalt des Adjutanten, aber auf fast allen Gesichtern spiegelte sich ein augenblickliches Verständnis dessen, was Adler zu dieser Aufforderung veranlaßte, denn der reservierte, wortkarge Adjutant hielt sich sonst meistens sehr zurück, obgleich die Mehrzahl der jüngeren Kameraden seine scharfe Zunge kannte und fürchtete. Sein kühn geschnittenes Gesicht mit dem starken, rötlichen Schnurrbart und dem Monokel im rechten Auge, im Verein mit der hagern, hohen Figur, gaben ihm etwas Hochmütiges, das er auch niemals zu verbergen suchte oder in Abrede stellte, und mit gespannten Blicken hing die ganze kleine Versammlung in dem abgeschlossenen Zimmer an seinen Lippen.

„Meine Herren," begann der Adjutant leise, aber scharf akzentuiert, „wir alle fast waren gestern abend Zeugen der Szene, die sich im Grosdemangeschen Lokal zwischen Herrn Rittmeister von Hafften und Oberleutnant von Wittelsbach zugetragen hat. Es ist mir gelungen — mit wieviel Worten und Mühen weiß nur ich allein — diese Affaire noch einmal beizulegen, so daß sie keine weiteren Folgen haben wird. Das war gestern, meine Herren! Wer aber steht uns dafür, daß sich etwas Ähnliches nicht heute oder morgen wiederholt? Wir kennen den Rittmeister von Hafften, seine unbezähmbare Heftigkeit, seine wechselnden Launen, seine Reizbarkeit und so weiter, auch die Herren Kameraden aus Loosen kennen ihn — aber ich bin der Ansicht, das genügt nicht immer und in jedem Fall! Wie steht unser Offizierkorps, dem anzugehören für uns alle eine Ehre ist, bei solchen Anlässen anderen Kameraden gegenüber da? Wie können wir auf die Dauer den Besuchern und Kellnern des Lokals Mund und Ohren stopfen, damit nicht auch Gerüchte von diesen Affairen ins Publikum dringen? Tritt da nicht notgedrungen die Frage an uns heran, ob es nicht passender, unserer Stellung entsprechender wäre, wenn wir dergleichen in Zukunft vermeiden? Wer steht uns dafür, daß Rittmeister von Hafften bei der nächsten Gelegenheit nicht ebenso gut Skandal im eigenen Regiment sucht, und — meine Herren, verstehen Sie mich in diesem Augenblick recht — ich bin weit davon entfernt, auch nur mit einem Gedanken andeuten zu wollen, daß nicht jeder von uns im gegebenen Fall trotz aller Treffsicherheit des Gegners so handeln würde, wie es ihm seine Ehre, sein Gefühl vorschreibt — ich meine nur, das kann uns nach keiner Richtung hin erwünscht sein, da es nur zu unliebsamen, die Kameradschaft schädigenden Folgen Anlaß geben muß. Ich bin gestern mit wohlerwogener Absicht einer der letzten gewesen, der das Grosdemangesche Lokal verließ, ich habe der Sache von Anfang bis zu Ende beigewohnt, und ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß durch Herrn Rittmeister von Hafften ein Ton in unser

Offizierkorps gedrungen ist, der besser nicht dort heimisch scheint. Herr von Hafften ist reich, er spielt um Summen, die im allgemeinen unsere Mittel übersteigen, auch darauf möchte ich hindeuten und Ihnen zu überlegen geben, wohin das führen soll. Ich stehe als Adjutant zwischen Ihnen und dem Herrn Obersten, es wäre meine Pflicht, sollten sich die Dinge nicht ändern, ihm Mitteilung von alledem zu machen, was ich Ihnen eben gesagt habe. Ich kann nicht anders,



meine Herren, und Ihr kameradschaftlicher Sinn, Ihr einmütiges Eintreten für unser Regiment nach außen hin muß mir recht geben."

Der Adjutant machte eine kleine Pause. So leidenschaftslos und ruhig er sprach, sah er doch die Wirkung seiner Worte genau auf den Gesichtern seiner Zuhörer. Manche waren rot, manche blaß geworden, aber da gab es keine einzige Miene, die etwas anderes als Zustimmung ausdrückte. Adlers Rechte lag nachlässig auf der Lehne eines Sessels, der Widerschein des Gaslichtes spiegelte sich in seinem Monokel, er sah aus wie die Verkörperung echt feudaler Gesinnung.

„Deshalb mache ich Ihnen einen Vorschlag in unserem eigenen Interesse, der Zustimmung Ihrerseits glaube ich sicher zu sein," begann Adler wieder. „Geben wir uns alle hier das Versprechen, die Anlässe zu solchen Skandalen zu vermeiden, indem wir keinerlei Einladungen des Rittmeisters von Hafften mehr annehmen, selbstverständlich ohne alle Schroffheit, aber doch entschieden ablehnend. Nur aus diesen ins maßlose gehenden Trinkgelagen entstehen all die Unzuträglichkeiten; fallen diese fort, ist auch alles andere beseitigt. Des halb, meine Herren, hoffe und glaube ich, in Anbetracht der Repräsentation und Ehre unseres Offizierkorps, Sie stimmen alle mit meinem Vorschlag überein, selbst wenn er" — und hier lächelte Adler flüchtig — „dem einen oder anderen von Ihnen die Drangabe einiger angenehmen Stunden kostet."

Einstimmig akzeptierte man des Adjutanten Vorschlag. Die meisten hatten sich im stillen wohl lange schon dasselbe gesagt, nun es laut ausgesprochen wurde, pflichteten sie desto lebhafter bei.

„Mit Ihnen werde ich es nun wohl verschüttet haben, Tarsen," sagte Adler und legte dem Angeredeten die Hand auf die Schulter. „Sie sind ja immer bereit, für Hafften eine Lanze zu brechen."

Der junge Offizier blickte auf. „Sie irren, Adler."

„Was? Ich irre? Wieso?"

„Dasselbe, was Sie hier eben uns gesagt, habe ich heut vormittag gegen Hafften selbst ausgesprochen, als er mich zum Frühstück einlud."

„Sehen Sie einmal an, Kleiner! Wahrhaftig? Das nimmt mich auf Ehre wunder," sagte der Adjutant wirklich erstaunt.

„Wunder, daß ich eine Ansicht habe und diese vertrete?" fragte Tarsen mit launigem Lächeln, „dann prophezeie ich Ihnen, lieber Adler, daß ich Sie noch manchmal überraschen werde."

Der Adjutant sah in die klaren, blauen Augen, auf deren Grund das rätselhafte Etwas lag, das schon Hafften zum Nachdenken angeregt hatte.

„Weiß Gott, es könnte möglich sein!“

Tarsen lachte und drehte sich um. Irgend einer hatte einen Scherz gemacht, und der hübsche, junge Leutnant lachte so ausgelassen in derselben Minute mit, daß Adler überzeugt war, er hätte eben doch wohl zu viel in dem zarten kindlichen Gesicht gelesen.

---

## XXII.

Hafften hatte schon Wochen und Monate hindurch die Folgen jener Kasinorede des Adjutanten zu spüren gehabt. Er merkte wohl, daß man sich zurückzog, es verbitterte ihn innerlich, er schalt auch im stillen auf die philisterhaften Ideen der Kameraden; aber nach außen ließ er sich möglichst wenig davon merken, höchstens daß ihm Tarsen gegenüber zuweilen eine scharfe Bemerkung auf die Lippen trat.

Er suchte nun nicht mehr so häufig wie sonst die Weinstube bei Grosdemange auf, sondern saß bald hier, bald da und fand stets bereitwillige Leute, die es nicht verschmähten, mit ihm ein Glas Wein zu trinken. — Zu Hause war er selten, selbst die Geburt eines Sohnes hatte nicht vermocht um die Eltern ein festeres Band zu schlingen.

Liane war glücklich, ihrer Klausur entronnen zu sein, sich wieder putzen und ihren liebgewordenen Vergnügungen nachgehen zu können. Das Baby bekam eine Amme in Kostüm, seidne Betten und echte Spitzen, wurde sonst aber in ein Hinterzimmer verbannt, um die leichterregten Nerven seiner Mutter nicht zu stören, und es war für das kleine weder ersehnte, noch besonders geliebte Wesen ein Glück, daß seine Pflegerin, ein tüchtiges, rechtschaffenes Mädchen, es mit ihrer Pflicht außerordentlich gewissenhaft nahm und dem kleinen Erdenbürger auch herzliche Liebe entgegenbrachte.

Zuweilen, wenn der Rittmeister der Amme mit dem schlafenden Kinde begegnete, blieb er wohl stehen und sah lange in das kleine, runzlige Gesicht mit den geschlossenen

Augen, als betrachte er ein Rätsel, dessen Lösung er niemals finden würde.

„Sein Kind! Sein Sohn!“ — Der Gedanke ließ ihn ebenso kalt, wie sein Herz ohnehin diesem kleinen Geschöpf gegenüber geblieben.

Er hatte so manches gehört vom Erbteil des Blutes. Wessen Eigenschaften würde dies schlafende Wesen dereinst wohl in sich verkörpern, die seinigen, oder Lianes? Wem würde es äußerlich gleichen? —

Es erregte manchmal sein Staunen, daß die Mutter sich so wenig um das Kind kümmerte; er hatte immer wahre Mythen und Hymnen über die Mutterliebe gehört, und wenn er sich dabei Evelyns heißen Wunsch, solch ein hilfloses Wesen ihr eigen zu nennen, vergegenwärtigte, auch immer für glaubwürdig gehalten. — Aber nun er Liane so sah . . .! —

Inkommodiert wurden beide wenigstens durch das Kind nicht, und das war am Ende auch das Bequemste. — —

An einem prächtigen Sommermorgen saßen Hafftens im weitgeöffneten Erker beim Frühstück. Zu ihren Füßen gurgelte und rauschte das hellgrüne Gebirgswasser und schickte erquickende Kühle empor, ein paar Falter gaukelten spielend an den großen offnen Fenstern vorüber.

„Franz,“ sagte Liane und tauchte ihr Gebäck in die feine Sèvrestasse, „in vierzehn Tagen will ich reisen.“

„Reisen? Wohin?“ fragte er erstaunt und wandte den Blick von der Straße ab seiner Frau zu.

„Mein Gott, in irgend einen Badeort; das Wohin findet sich schon.“

„Und das Kind?“

Sie schüttelte ein paar Krümchen von ihrem seidnen Morgenrock; „das bleibt mit der Amme hier,“ sagte sie gleichgültig.

„Du scheinst dir nicht allzuviel aus dem Wurm zu machen. Ich habe sonst immer gehört, Mütter blieben bei ihren Kindern. Wozu willst du reisen? Ist es hier nicht schön genug?“

Liane lachte. „Du exzellierst ja in spießbürgerlichen Ansichten, Franz! Schade, daß ich den Beruf, Kinderfrau zu spielen, absolut nicht in mir fühle. Roderich wird in der Zeit meiner Abwesenheit nichts geschehen. Lisette und die Amme sind ja da. Oder nein, Lisette soll mich begleiten. Jede anständige Frau geht die nächsten beiden Monate in einen Badeort."

„Es wäre mir lieber, du bliebst hier, Liane. Man wird es wunderbar finden, daß du das Kind jetzt schon allein läßt."

„Man? — Was kümmert mich dies ‚Man'! Hast du so gerechnet, dann ist deine Wahl eine verfehlte gewesen."

„Aber ich will nicht, daß du gehst," brauste er auf.

Sie zog die feinen Brauen empor. „Wenn ich dich danach fragen würde!"

„Das wollen wir doch einmal sehen! Ich bin der Mann, mir hast du zu gehorchen." Er schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Porzellantassen klirrten und ein neugieriger Spatz erschrocken aufflog. Sein Gemüt war schon wieder in Wallung.

„Beruhige dich, wenn ich bitten darf," sagte sie kühl und lehnte sich in ihren Stuhl zurück, „daß du bei meinen Absichten keine entscheidende Stimme hast, solltest du allmählich wissen."

Ehe er wieder auffahren konnte, trat mit diskretem Anklopfen der Diener ein; er brachte Briefe.

Liane war mit dem ihrigen, einer Aufforderung ihrer Schneiderin zu einer Anprobe, bald fertig, Hafften saß und las noch immer; er hatte in Gedanken das eine Bartende zwischen die Lippen geklemmt und nagte daran. Sein Gesicht war blasser wie vorher, auf der Stirn über der Nase wurzelte eine tiefe Falte. Liane beobachtete ihren Mann eine ganze Weile. Seine Hand bebte etwas, sie sah es ganz deutlich an den Schwingungen des rosenroten Briefbogens, dessen Farbe ihr ein Lächeln des Mitleids entlockte. Aber zugleich schloß sie, daß dieser Brief nur von einer Dame herrühren konnte.

Eine Dame — die rosenrot an ihren Mann schrieb! Was hatte das zu bedeuten?

„Von wem kommt der Brief, Franz?“ fragte sie und bog sich vor, einen Blick auf die Handschrift zu werfen.

Der Rittmeister zuckte zusammen; wie im Schreck schloß sich die Hand fester um das Blatt Papier. „Das kann dich nicht interessieren,“ sagte er und schob es in die Tasche.

„Wer weiß! Die Sache sieht mir sehr nach einer Dame aus, besonders die schiefen Linien. Gib her, wenn es nichts Besonderes ist.“

Hafften erhob sich zornig. „Seit wann beanspruchst du dergleichen?! — Lese ich je deine Briefe?“

„O, bitte!“ Sie warf ihm geschickt den Brief der Schneiderin zu, den er aber nicht auffing, und der deshalb zu Boden fiel. „Nun Gleiches mit Gleichem! Gib mir der deinigen. Ich verspreche dir, nicht eifersüchtig zu werden, obgleich er aus unserer Stadt kommt.“

Er stampfte mit dem Fuß auf. „Es ist ein Bettelbrief, das genügt.“

„Mir noch nicht! Gib her, ich bin neugierig.“

Sie war aufgesprungen und umfaßte ihn halb scherzend, halb im Ernst; er machte sich rücksichtslos frei. „Kindereien!“ sagte er unwirsch, indem er das Zimmer verließ.

Liane setzte sich wieder auf ihren Platz zurück und starrte grübelnd auf das klare Wasser zu ihren Füßen. Weshalb weigerte er sich ihr den Brief zum lesen zu geben? Doch nur aus dem Grunde, weil er fürchtete, Beziehungen vor ihr zu enthüllen, deren er sich zu schämen hatte. Er rührte zweifellos von einer Frauenhand her! Das schloß freilich nicht aus, daß es nebenher ein Bettelbrief war, die Handschrift wenigstens, wie sie im Fluge erspäht, war weder sicher noch elegant. — Aber ihr Gatte war beim Lesen erblaßt, seine Hand hatte gezittert! Inhalt oder Schreiberin mußten ihm also nicht so gleichgültig sein, wie Liane bisher als selbstverständlich bei derartigen Beziehungen vorausgesetzt hatte.

Wer konnte es sein? — Sie sann und sann! Stammte

seine Bekanntschaft mit derjenigen, die ihm heut in seine Wohnung schrieb, obgleich sie wissen mußte, daß er verheiratet war, aus der Zeit zwischen seinen beiden Ehen? War sie erst kürzlich entstanden und ahnte die Schreiberin nichts von der Existenz seiner Frau? Franz war so selten zu Hause, ihr Verhältnis zueinander hatte sich so gänzlich abgekühlt, daß sie jetzt selbst, als sie zum erstenmal in ihrem Leben darüber nachdachte, erstaunt vor dieser Tatsache stand. Warum? — Danach war jetzt keine Zeit zu fragen, sie mußte in ihren Folgerungen fortfahren. Wenn Franz treulos war! — Ein eifersüchtiges Gefühl entstand und wuchs plötzlich in ihrem Herzen. Die Erinnerung kam ungerufen und zeigte ihr die gläubige, vertrauensvolle Evelyn, die sie im stillen so oft belächelt. Nein, wie Evelyn sollte es ihr nicht gehen! Sie wollte ihn zwingen, mit allem zu brechen, was ihren Rechten zu nahe treten konnte. Ehe Liane es noch selbst wußte, war sie aufgesprungen und durch die Zimmer geeilt.

„Franz! Franz!“

Aber nur das Rauschen der rücksichtslos nachgezerrten Schleppe gab ihr Antwort; die Zimmer waren leer. Außer sich riß sie einen Fensterflügel auf und sah auf die Straße. Auch da war nichts zu sehen; wohl aber kam Lisette und teilte der gnädigen Frau mit, daß der Herr Rittmeister vor etwa zehn Minuten fortgegangen sei.

Liane starrte das Mädchen an, als höre sie eine Schreckenskunde. Fort? — Vielleicht zu ihr! — Die dunklen Brauen zogen sich zusammen, die Zähne preßten die Unterlippe, und Lisette vertraute nachher Jean, daß es zwischen dem Herrn und der Frau richtig „etwas gegeben" habe.

Liane nahm ihren verlassenen Fensterplatz wieder ein. Ihre geschäftige Phantasie zeigte ihr alle möglichen und unmöglichen Bilder, marterte ihr Hirn mit allen erdenklichen Vorstellungen, und endlich rang sich der felsenfeste Entschluß hindurch, unter jeder Bedingung des Briefes habhaft zu werden, sei es durch List oder Gewalt.

„Unter Eheleuten gibt es keine Geheimnisse!" dachte sie beschönigend, als sie Pläne schmiedete, ihren Willen durchzusetzen. Eifersucht war bei weitem nicht das einzige Motiv, das sie dabei leitete. Sie folgte ebensosehr dem Zuge ihrer Natur, immer und überall den Schwächen oder Fehlern ihrer Nebenmenschen nachzuspüren, um im gegebenen Falle durch deren Kenntnis eine Waffe in Händen zu haben.

Auch ihrem Manne gegenüber wollte sie zu ihrem Vorteil ausnutzen, was sie etwa erfahren konnte. Es gab ja tausend Dinge, in denen er es ihr schwer machte, ihren Willen durchzusetzen, wo dann ein Hebel in ihrer Hand sicher nicht schadete. Sie lächelte schadenfroh, wenn sie an alles das dachte, was sie in Zukunft etwa erreichen würde, wenn sie klug handelte. Evelyn hatte ja stets derlei einfache Mittel, sich selbst zu helfen, weit von sich gewiesen, Liane aber wußte genau, daß sie nicht so töricht sein würde. —

Während derselben Zeit, in der Frau von Hafften sich ihre Pläne zurechtlegte, ging der Rittmeister ohne Überlegung, mit großen Schritten durch die Straßen der Stadt, bis er endlich ins Freie gelangte und sich hier unbeobachtet auf eine Bank niedersetzte, um den ominösen Brief noch einmal in Ruhe zu durchlesen.

„Mein lieber Franz! Ich bin aus Kairo zurück und seit acht Tagen wieder hier. Die heiße Luft da hat mir nicht gut getan und die Reise mich sehr krank und elend gemacht

Hoffentlich wird es bald wieder besser. Mit Joseph Lazare bin ich auseinander. Er hat mir eine anständige Abfindungssumme gegeben, aber sie ist mir unterwegs aus meinem Koffer gestohlen worden, als ich krank wurde und an einem fremden Ort liegen bleiben mußte. Ich bin also augenblicklich ganz arm. Aber die fünftausend Taler, die ich für die Briefe von Dir forderte, als ich so unerwartet abreiste, sind mir bis jetzt noch nicht ausgezahlt worden. Ich mahne Dich hiermit an Deine Schuld. — Es gab eine Zeit, wo Du mir gerne das Dreifache dafür bezahlt hättest — Ich war damals dumm, — wenn man krank und verlassen ist, sieht man das erst ein! — Denn geliebt hast Du mich eigentlich niemals, und auch das war dumm, daß ich es tat. Jetzt denke ich nicht mehr daran, nur will ich zu meinem Gelde kommen. — Ich schrieb deshalb schon zweimal an Herrn von Deesenberg und bat ihn darum; aber meine Briefe müssen nicht angekommen sein, da ich keine Antwort bekam. Ich weiß jetzt auch warum! Als ich gestern an seiner Wohnung klingelte, machten mir fremde Menschen auf, die nichts von ihm wußten. Herr von Deesenberg muß glauben, ich hätte das Geld von Dir oder Deiner Frau bekommen, sonst würde er mich nicht vergessen haben. Er war ein Mann, der alles hielt was er versprach, ein Mann, wie er mir in meinem ganzen Leben noch nicmals begegnet ist. — Wäre das früher geschehen, wäre ich vielleicht ein besseres Mädchen geworden! Aber er hat mich von Anfang an für schlechter gehalten, als ich bin! — Er haßte alles Gemeine und Schlechte, mich also auch; und wenn Du jemals eifersüchtig auf ihn gewesen bist, wie ich damals hörte, tust Du ihm und Deiner Frau bitter unrecht. Das sind andere Menschen wie Du und ich und die Mehrzahl auf der Welt.

Schicke mir also das Geld, oder sorge, daß ich es bekomme. Schreibe mir auch, wo Herr von Deesenberg jetzt ist. Ich brauche das Geld bald und notwendig, schickst Du es nicht, muß ich Deesenberg

bitten, und der hält sein Wort. Aber es wäre eine Schande für Dich.

Ich wohne in der blauen Traube am Rain. Alles ist häßlich und armselig hier, aber auch das kann ich nicht einmal bezahlen, ich habe kein Geld, bis Du mir schickst.

Deine Antoinette.

P. S. Deine Frau gibt es schon, wenn Du keins hast. Sie hat mir die fünftausend Taler versprechen lassen, und wenn ich sie auch nicht leiden mochte, weil sie hochmütig war — ihr Wort hält sie ebenso sicher, wie Deesenberg. Sie wollte Dir ja etwas Gutes tun, als sie mich durch ihren Jugendfreund beinahe zwang, die Papiere herauszugeben. — Sie hat Dich also lieb; wende Dich nur an sie." — —

Zweimal las Franz von Hafften das unorthographische Gekritzel von Anfang bis zu Ende. Über ihm flüsterten die Blätter einer Linde im Sommerwind, jubilierten Vögel und tanzten Sonnenflecken auf seinen Knien. — Er aber sah ein ödes Schneeland vor sich, kahle Bäume mit triefenden Nebeltropfen und unter ihnen einen Toten mit verstummtem Munde und geschlossenen Augen. —

Ein kalter Schauer überrieselte ihn, so daß seine Zähne zusammenschlugen; er strich mit der Hand über die Augen und schaute mit weitem Blick in das Grün ringsum, den blauen Himmel . . . Wo war er denn? Dort rechts ragte eine weiße Mauer empor, auf deren Postamenten Urnen standen. Akazien, Taxus und Trauerweiden zeigten ihre saftstrotzende Blätterpracht, und die Spitzen eines weißen Kreuzes, einer zerbrochenen Säule ragten dazwischen empor. Es war die Rückseite des Kirchhofes, — desselben, auf dem Deesenberg den ewigen Schlaf schlief; und in dem Augenblick, als Hafften sich dessen bewußt wurde, begann in leisen, wimmernden Zügen das Totenglöckchen zu läuten.

„Himmel und Hölle!" stieß er hervor, sprang auf und stürzte vorwärts, wieder hinein in das Gewühl der Stadt, unter Menschen, zurück zur Flasche, die ihm am ersten wieder

die Schauer aus Mark und Bein jagte. Aber er ging nicht zu Grosdemange. Mit den Kameraden womöglich bei einem „Dolch“ zu sitzen, damit war ihm in seiner jetzigen Gemütsverfassung nicht gedient; er fiel vielmehr in ein anderes Lokal ein, in dem Tenor und Baß des Theaters im Verein mit einigen Künstlern und Schriftstellern ihr Heim hatten, in dem es zweifellos unsolider und freier zuging, als in der letzten Zeit bei Grosdemange.

Hafften wußte, daß er hier mit seinen Allüren hochwillkommen war, und er brauchte in dieser Stunde das Entgegenkommen, die Zuneigung der Menschen — sollten die Krallen des Dämons ihn wieder loslassen.

Als er am Abend schwankend nach Hause kam, hatte er Erinnerungen und Befürchtungen weit von sich geworfen. Was ging ihn Antoinette noch an? Schaden konnte sie ihm nicht mehr, die Flammen hatten die Briefe verzehrt! Ihr gegenüber war er auch nach keiner Richtung hin irgend eine Verbindlichkeit eingegangen, die ihn zur Zahlung der geforderten Summe zwang. Die Verhältnisse hatten sich zudem alle geändert! Deesenberg war tot, Evelyn von ihm geschieden. — Was er tat, geschah also nur aus freiem Willen. Er würde ihr ja etwas geben — augenblicklich freilich war ihm das Geld gerade sehr knapp — aber auf Schreibereien und Besuche sich unter keiner Bedingung einlassen. Zudem — die kranke Antoinette wiederzusehen, reizte ihn nicht im mindesten; solche Personen waren nur angenehm, wenn sie amüsant und heiter zu plaudern wußten. Nur keine Reminiszenzen aus vergangenen Tagen, die Unbequemlichkeiten im Gefolge hatten! Und würde Antoinette nicht auch nach Deesenberg fragen, ihm damit tausend unbehagliche Augenblicke schaffen? — Fort mit ihr aus seinem Lebenswege, sie hatte nichts mehr darauf zu suchen! —

Als Frau von Hafften zu später Stunde im Nachtkleide auf den Korridor schlüpfte, um die Taschen des Überrocks, der dort zum reinigen hing, einer genauen Durchsicht zu unterziehen, fand sie zu ihrem zornigen Erstaunen nichts.

Der ominöse Brief mußte zerstört sein. Und sonst war Franz in allen Dingen so liederlich! Also hatte er besonderen Grund, ihr diesmal jede Kenntnis zu entziehen.

Ihr Mißtrauen und ihr Wunsch etwas näheres zu erfahren, wuchs; aber die leeren Taschen und die gleichmäßigen Atemzüge des Schlafenden verrieten nichts. —

Etwa acht Tage waren seitdem vergangen, und Hafften, durch nichts dazu angeregt, hatte Antoinettes Rückkehr in die Residenz fast vergessen, um so mehr, als auch Liane seither zu seiner angenehmen Überraschung keine Silbe mehr von jenem Briefe erwähnt hatte.

Sie saß an einem warmen, regenfeuchten Nachmittage in ihrem Boudoir, vergraben unter Modeblättern, und machte sich Notizen zu einem Strandkostüm, mit dem sie in Ostende Aufsehen und Neid zu erregen hoffte, als Jean sie mitten in dieser angenehmen, interessanten Beschäftigung störte.

„Eine — Dame ist draußen, die Frau Baronin zu sprechen wünscht," meldete er zurückhaltend.

Liane hatte das Zögern zwischen den ersten beiden Worten wohl bemerkt; aber sie war ärgerlich über die Unterbrechung und sagte mit gerunzelter Stirn: „Mein Gott, wer denn schon wieder! Haben Sie keine Karte?"

Jean zuckte die Achseln. „Ich glaube nicht, daß diese — Dame eine Karte besitzt," meldete er mit vieldeutigem Lächeln.

„Also eine Bettlerin?"

Der wohlgeschulte Diener zog die Achseln hoch. „Sie verlangte so dringend — —"

„Es ist gut, führen Sie sie herein!"

Liane warf die Modeblätter eilig auf einen zierlichen Bouletisch, teils auf die Erde und erwartete mit neugierigen Augen die Eintretende.

Eine schlanke, fast magere Gestalt war es, die da vor ihr stand, ein todblasses Gesicht mit großen Augen und von Krankheit zerstörten, fast verzerrten Linien, ein Schatten nur, und doch Lianen so bekannt — so seltsam bekannt!

Sie grübelte hin und her, wo sie das Gesicht gesehen,

sie kramte im Fluge in all ihren Erinnerungen, fand aber nichts!

„Ich bat, Frau von Hafften sprechen zu können,“ sagte Antoinette mit matter, tonloser Stimme. „Nur Frau von Hafften.“

„Die bin ich!“

„Die sind Sie nicht! Ich weiß das genau. In diesem selben Hause habe ich ihr schon einmal gegenübergestanden. Wenn sie erfährt, Antoinette Berger ist da — —“

„Antoinette Berger? — Die Chansonette?!“

„Ja, die ehemalige Chansonette aus dem Kolosseum. Bitte, sagen Sie das Frau von Hafften.“

„Aber ich bin es selbst.“

„Nein! Denn Sie kenne ich auch. Sie waren oft mit ihr, wenn ich sie sah! Mir gefiel damals Ihr hübsches Gesicht und Ihr rotes Haar weit besser. Ich begriff Franz nicht.“

„Franz?!“

„Verzeihen Sie, ich meinte Herrn von Hafften. Die alte Gewohnheit ist immer stärker, als die Überlegung.“

Liane trat der Sprechenden ganz nahe, ihre Neugierde tötete sie fast, und hier fand sie Gelegenheit, sie zu befriedigen.

„Die Dame, von der Sie sprechen, ist nicht mehr Herrn von Hafftens Gattin; ich bin es jetzt,“ sagte sie hastig. „Was hat Sie hierher geführt? Mich allein geht das jetzt etwas an!“

Antoinette starrte mit weit aufgerissenen Augen die Sprechende an. „Aber mein Gott, wie ist das nur möglich? — Sie Franzens Frau?! Und die andere? Ist sie tot?“

„Nein, sie ist nicht tot! Aber was geht Sie das alles an? Mit welchem Recht mischen Sie sich in unsere intimsten Angelegenheiten?“ Liane stampfte dabei unwillig mit dem Fuß auf. Sie wollte erfahren, was die Sängerin hierher geführt, aber schnell, möglichst schnell!

„Bitte, sagen Sie mir nur noch eins. Wo ist Hauptmann von Deesenberg jetzt?“

„Tot. Seit ein und einem halben Jahr.“

„Tot!“ Antoinette schwankte und griff mit der Hand nach der Lehne eines Sessels. „Erlauben Sie, daß ich mich einen Augenblick setze. — Ich bin so erschrocken. — Also darum bekam ich keine Antwort auf meinen Brief! — — — — Woran starb er so schnell, gnädige Frau?“

„Sie fragen mich aus, und ich dächte doch, dazu stände mir allein Ihnen gegenüber das Recht zu,“ sagte Liane hochmütig. „Ihre Art und Weise ist — mindestens gesagt — kühn. Um so mehr, als Sie schon einmal an meinen Gatten geschrieben haben und — —“

„Und keine Antwort darauf bekommen habe,“ fiel Antoinette ihr weinend ins Wort. „Ich brauche aber das Geld, gnädige Frau; ich bin krank und arm — das ist schrecklich, arm und krank zu sein! Ich habe dafür doch die Papiere herausgegeben, sie waren Ihrem Manne damals wichtiger, als fünftausend Taler — — ich hatte es Herrn von Deesenberg und Frau von Hafften versprochen — — denen vertraute ich eben! — — Was soll ich nun machen?“

Sie drückte die Hände vor das Gesicht, die empfangenen Nachrichten hatten sie völlig zerschmettert. Liane sah, daß alles, was die Chansonette trug, einst sehr elegant und kostbar gewesen sein mußte, jetzt wies es, wie ihr Gesicht, den Stempel des Verfalles auf. Sie erinnerte sich auch, wie sehr sie dies Mädchen einst beneidet hatte, als Evelyn mit so kalter Verachtung jeden Gedanken an solche Geschöpfe weit von sich wies. Und doch hatte Evelyn — Deesenberg, mit dieser hier im Verkehr gestanden! Nur etwas Ernstes konnte diese beiden veranlaßt haben, etwas, das in Hafftens Vergangenheit zu wurzeln schien. — Ihre Neugierde wuchs.

„Erzählen Sie mir alles,“ sagte sie freundlicher und setzte sich auf ein Tabouret ihr gegenüber, „ich will sehen, was ich für Sie tun kann, etwas Einfluß auf meinen Gatten hoffe ich zu besitzen.“ Antoinette hätte, nach Art solcher Frauen, keinen Augenblick gezögert, der vornehmen Dame ihr Herz unter Jammern und Klagen auszuschütten, aber die Kraft verließ sie.

„Ich bin heute matt und müde,“ sagte sie mit letzter Anstrengung. „Wann kann ich wiederkommen, gnädige Frau, dann sollen Sie alles wissen. Wo ist die frühere Frau von Hafften geblieben — wollen Sie es mir sagen?“

„Ich weiß es nicht.“

Die Chansonette faltete hilflos die Hände. „Mein Gott! Mein Gott!“ flüsterte sie. „Ja, dann muß Franz —“



Lianes feines Ohr hatte die Worte verstanden. Sie sagte sich sofort, daß, wenn Hafften von diesem Besuch erführe und es wirklich ein Geheimnis zwischen ihnen gab, er alles tun würde, um eine nochmalige Zusammenkunft beider Frauen zu verhindern. Aber nur Antoinette konnte ihr verraten, was zu wissen sie brannte. Deshalb galt es zuerst, diese vertrauensvoll zu machen, nachher, wenn ihr entlockt war, was sie anging, konnte man sie ja wegwerfen wie eine ausgepreßte Zitrone.

„Ich denke, Evelyn wird nach Priesfelde gegangen sein, zu Herrn von Deesenbergs Mutter,“ sagte sie endlich aufs Geratewohl.

Antoinette blickte erstaunt.

„Wo sollte sie anders hin,“ fuhr Liane schneidend fort. „Hier konnte sie nicht bleiben, nachdem ihre Treulosigkeit offenkundig geworden war.“

Der Chansonette kam eine plötzliche Erkenntnis dessen, was sich hier abgespielt haben konnte.

„Das ist nicht wahr,“ flüsterte sie heftig. „Sie war nicht treulos!“

Liane bog sich rückwärts und lachte. „Sie sind ein gläubiges Gemüt, Antoinette,“ — die fuhr bei der Vertraulichkeit zurück, sie merkte wohl, daß die jetzige Frau von Hafften sie dadurch ihren Dienerinnen gleich stellen wollte — „ich war es auch; aber jetzt bin ich eines Besseren belehrt worden. Jugendfreundschaften sind immer gefährlich.“

Energisch abwehrend schüttelte Antoinette immer noch den Kopf. Tausend Argumente der Verteidigung für die einst Gehaßte drängten sich ihr fast gewaltsam über die Lippen, aber die Stimme versagte eigensinnig den Dienst.

„Ihre Meinung ist außerdem sehr überflüssig,“ sagte Liane wieder sehr hochfahrend. „Unsere Welt hat gerichtet! Hier ist übrigens die Adresse des Ortes, fahren Sie hin, und suchen Sie die damalige Frau von Hafften selber auf.“

„Ich habe kein Reisegeld bis dahin. Wollen Sie es mir geben, gnädige Frau?“

Liane biß sich unschlüssig auf die Lippen; pekuniäre Opfer brachte sie nicht gern. Aber am Ende erkaufte sie damit viel, ein Geheimnis ihres Mannes, Nachrichten über ein gebrochenes Frauenleben! . . . Sie war einig mit sich.

„Was Sie brauchen, will ich Ihnen geben,“ sie rechnete eilig im stillen. „Siebzig Mark werden genügen — Retourbillet — Aufenthalt auf zwei Tage, da sie krank sind — aber ich knüpfe eine Bedingung daran. Sobald Sie zurück

sind, kommen Sie zu mir und erzählen mir alles. Hören Sie — alles! Wollen Sie?“

Die Chansonette nickte. Etwas wie Haß gegen Hafften regte sich jetzt in ihrem Herzen. Wenn dieses Weib die Vergeltung an ihm auf sich nahm, desto besser! Er hatte viel gesündigt gegen sie.

Indessen zählte Liane die blanken Goldstücke auf den Tisch. Ihre Art zu geben war beleidigend, sogar Antoinette fühlte das, und das Blut stieg ihr in die Wangen. Aber sie hatte keine Wahl, sie mußte nehmen, was und wie man es ihr bot; sie hungerte, war leidend, und niemand auf der ganzen Welt kümmerte sich um sie. Als aber das prächtige Tor des Treppenflurs hinter ihr zufiel, da trat plötzlich ungerufen Evelyns reines Auge vor ihre Erinnerung, ihre schlanke Gestalt und die Abwehr, die sie, leise aber unwiderstehlich, sogar einer Berührung mit Dingen, die sie beschmutzen konnten, entgegengesetzt. Und diese Frau sollte treulos gewesen sein? Unwillkürlich verglich sie die Hoheit, die diesem unscheinbaren, sanften Geschöpf entströmt war, mit dem Gebahren der schönen rothaarigen Frau, die jetzt in denselben Räumen herrschte. Die eine fühlte sie himmelhoch über sich stehen — der andern sich gleich. Das war ihr Urteil! Vernichtend genug für die zweite Frau von Hafften.

Und dann grübelte sie über Deesenbergs Tod, über Hafftens Hartherzigkeit. Aber schließlich, sie hatte Geld — nach dem Mangel der letzten Tage ein berauschendes Gefühl, sie konnte und wollte nach Priesfelde ... Die Sonne schien so schön warm, die Vögel sangen ... Etwas wie Hoffnung und Zukunftstraum zog wieder in das müde, arme Herz der gebrochenen Chansonette. Die frische Landluft würde ihrem kranken Halse gut tun und Evelyn sie nicht von ihrer Türe stoßen, schon um Deesenbergs willen nicht, davon war sie überzeugt. — —

## XXIII.



Ein Flecken war es nur, der mit seinen roten Ziegeldächern und den vier schnurgeraden Straßen aus dem Grün der Bäume herauswuchs, das ihn umgab. Die Straßen kreuzten sich am Marktplatz, auf dem ein alter Röhrbrunnen nach den vier Seiten hin unaufhörlich Wasser spie, das mit leisem Rauschen und Murmeln Tag und Nacht in den Steintrog hinablief, an dem an warmen Abenden die Mägde ihre Krüge füllten und miteinander schwatzten. Auf dem alten Brunnen stand ein Steinbild, Neptun mit dem Dreizack in der Hand, und ein gleiches Wahrzeichen streckte sich vor dem einzigen Wirtshaus des Fleckens, an einem Arm von rostigem Eisen im Winde hin und her schaukelnd.

Heut freilich hing es still und unbeweglich herab. Dumpfe Schwüle lastete auf der ganzen Natur und machte sich fast unerträglich in dem niederen Gastzimmer bemerkbar an dessen geschlossenem Fenster Antoinette saß und hinaus-

starrte, umsurrt von Fliegen, erschlafft von der Hitze und besorgt das Kommende überdenkend.

Die Wirtin kam und stellte einen Teller mit Rührei vor den neugierig betrachteten Gast; Antoinette aber spielte mit Messer und Gabel, sie hatte keinen Appetit, und das Essen war nur anstandshalber von ihr bestellt.

„Heut wird's noch was geben,“ sagte die dicke Wirtin, mit dem Finger auf den blaugrauen Himmel zeigend. „Bei der Hitze wär's zu wünschen.“

„Wo wohnt Frau von Deesenberg? Ist es sehr weit?“ fragte Antoinette plötzlich und legte Messer und Gabel ganz beiseite. „Lebt nicht eine junge Dame bei ihr? Eine Frau von Hafften?“

„Ach, Sie meinen unsere Frau? Ja, die kennt jeder hier in Priesfelde recht gut, am besten aber die Armen und Kranken, denen sie ein hilfreicher Engel ist, und die Kinder, für die sie sorgt als wäre jedes ihr eigenes.“

„Weshalb ist sie aber hier?“ fragte die Chansonette neugierig, hastig und setzte dann schnell hinzu: „Oder hat sie keinen Mann mehr?“

„Das weiß ich nicht, und das kümmert mich auch nicht, warum sie hier ist,“ sagte die dicke Frau beinahe ärgerlich; „aber das weiß ich, daß sie ein Segen für Priesfelde geworden ist, seitdem sie wieder zu uns zurückgekommen ist. Fragen Sie nur einmal hier herum, ob es einen gibt, den sie nicht schon getröstet, gepflegt, unterstützt hätte, ob einer da ist, der nicht weiß, daß, wenn er von unserer Frau spricht, sich die Engel im Himmel freuen. — Aber da ist sie ja selbst! — Dacht' ich es mir doch beinahe! Sie geht zum alten Adam da drüben, der gestern im Rausch vom Gerüst gefallen ist. Wenn er gesundet, wird sie ihm auch wohl das Trinken ausgeredet haben, denn unsrer Frau widersteht niemand. — Und mit dem großen Korb schleppt sie sich bei der Hitze! — Du meine Güte!“

Antoinette hörte kaum auf die Worte, ihr Gesicht fuhr an die Scheiben, und da sah sie über die verödete, stille

Straße, in der die Hitze brütete, eine schlanke Frau gehen, ganz in schwarze, einfache Trauerkleider gehüllt, einen offenbar schweren Korb am Arm. Vom Gesicht konnte sie nur das Profil sehen, sehr schmal und blaß sah es aus, aber ein Zug von so verklärender Milde und Sanftmut lag darauf, daß man nicht bemerkte, wie sehr der Jugendreiz darauf entschwunden.

Evelyn schritt die Stufen zu dem kleinen, einstöckigen Häuschen in die Höhe, und dabei konnte Antoinette sehen, daß die schlanke Gestalt sich ein wenig gebeugt hielt, als trüge sie eine unsichtbare, schwere Last auf den zarten Schultern.

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß die Chansonette da und wartete auf ihre Rückkehr. Es dauerte lange. Die Hitze schien ihr immer unerträglicher, die Luft drückender zu werden. Endlich stand sie auf und ging auf die Straße; da wartete es sich am Ende leichter.

Draußen lag der Staub in dichter Schicht, der Röhrbrunnen plätscherte auch nur leise, wie ermattet, und sie schien ringsum das einzige lebende Wesen zu sein.

Langsam ging sie vorwärts, blieb dann stehen und sah sich um. Die Sonne war längst erloschen, ein eigentümlich graues Licht füllte die Luft. Kein Blatt rührte sich an den Bäumen. Da endlich kam die Erwartete; aber sie ging nicht allein, an jede Hand hatte sich ihr ein Kind gehängt, offenbar die Töchter des Verunglückten, denen sie liebreich zusprach, und deren Augen unverwandt und mit gläubigem Vertrauen an dem sanften, blassen Gesicht hingen. Jetzt blieb Evelyn stehen, zeigte zum Himmel auf und beugte sich dann nieder, die Kinderstirnen zu küssen. Gehorsam folgten die Kleinen der Verabschiedung und gingen in das Haus zurück.

Nun waren auf der breiten, glühenden Straße nur noch zwei Wesen, Evelyn und die Chansonette, sie mußten bald zueinander kommen, wenn die eine langsam voran, die andere schnell hinterdrein ging. Hundert Schritt hinter dem letzten Hause, wo die gepflasterte Straße sich in eine schattige Promenade verwandelt, geschah das auch. Evelyns mit-

leidige Blicke hatten die langsam Gehende längst bemerkt, sie machte ihr einen müden, kranken Eindruck; dicht neben ihr fragte sie deshalb schnell: „Soll ich Sie etwas stützen? Ist Ihnen nicht wohl?"

„Frau von Hafften!" —

Wie ein Steinbild stand Evelyn plötzlich da, unfähig auch nur ein Glied zu rühren, einen Ton aus der Kehle zu bringen; allein ihre Augen sprachen, aber die sagten viel mehr als Worte, die schrien der Chansonette beinahe entgegen, daß sie mit Entsetzen erkannt sei.

„Frau von Hafften, ich bin hergekommen, um Sie zu sehen," begann Antoinette mit tonloser Stimme, „haben Sie — wollen Sie Zeit für mich haben? Nicht lange — ich bin bald am Ende."

„Warum sind S i e hergekommen — gerade Sie! Warum lassen Sie mich nicht in Frieden?" fragte Evelyn schroff, denn das alte Empfinden gegen dieses Weib gewann sofort wieder die Oberherrschaft in ihr. „Sie haben mir nichts zu sagen!"

Mit einer halben Wendung drehte sie sich ab; aber Antoinette ergriff krampfhaft ihren Arm.

„Gehen Sie nicht — bitte; gehen Sie nicht!" flüsterte sie erschrocken. „Ich bin am Ende meiner Kraft und meiner Mittel, wenn Sie mir nicht helfen!"

Dabei schwankte sie totenbleich hin und her, wie jemand, der sich nur mit Mühe aufrecht hält. Und die mitleidige, edelherzige Evelyn sah sie an und machte sich Vorwürfe, daß sie nicht imstande war, dieser — gerade d i e s e r die helfende Hand zu reichen. — Aber war diese nicht schuld an allem?! Lag nicht auf ihrem Haupte die Verantwortung für Deesenbergs Tod?

Ein pfeifender Windstoß sprang plötzlich auf und wühlte in den Kronen der alten Bäume, ein fahler Blitz — ein dumpfes Rollen! — Wolken von Staub, die sich plötzlich über den Weg wälzten. Antoinette schwankte stärker, ein ächzender Laut kam über die farblosen Lippen; sie wäre zu

Boden gesunken, wenn Evelyns Arm sich nicht plötzlich ausgestreckt und sie gehalten hätte, dann führte sie die Leidende zu einer nahen Bank, auf der sie sie niedergleiten ließ.

Um sie war es wieder still geworden, die Ruhe vor dem Ausbrechen des Orkans.

„Frau von Hafften,“ begann Antoinette hastig und wischte sich die Tropfen von der Stirn, die ihr der Schwächeanfall soeben erpreßt. „Sie sehen, ich bin krank und elend! So bin ich aus Ägypten zurückgekommen, um in der Residenz zu erfahren, daß Sie fort — und Herr von Deesenberg tot ist. Als ich ihm damals die Papiere schickte, forderte ich fünftausend Taler dafür; er versprach es auch. Meine plötzliche Abreise zwang mich dann das Geld zurückzulassen, ich glaubte es bei Herrn von Deesenberg sicher, ich wußte, daß er auch nach Jahren noch sein Wort halten würde; an seinen Tod habe ich niemals gedacht — und nun komme ich heim und finde alles verändert! Wer ist nun mein Schuldner? Herrn von Hafftens zweite Frau glaubt mir nicht verpflichtet zu sein, er auch nicht; — ich brauche das Geld aber notwendig, da dachte ich an Sie . . .“ Antoinette hielt inne.

Noch immer rührte sich Evelyn an ihrer Seite nicht, ihre Augen starrte ins Leere, aber keine Frage, kein Zeichen der Neugierde trat in dies bleiche Gesicht.

„An Sie, der man auch Unrecht getan hat wie mir . .,“ vollendete sie.

Ein Zug abweisender Kälte lag plötzlich um Evelyns festgeschlossenen Mund, ein Protest gegen jede Gemeinschaft mit derjenigen, die neben ihr saß. Und Antoinette verstand den Ausdruck.

In demselben Augenblick fuhr ein zischender Blitz dicht vor ihnen nieder, der Sturm entfesselte seine Gewalt, in jagender Eile schossen die dunklen, schweren Wolken heran, um sich zu entladen.

„Kommen Sie,“ sagte Evelyn und zeigte vorwärts auf das kaum einen Steinwurf weit entfernte Häuschen im Grünen, wo Frau von Deesenberg wohnte. Mit eiligen

Schritten, laufend, erreichten sie das Haustor und traten ein, hinter ihnen her prasselte Hagel und Regen.

Zögernd blieb Evelyn auf dem lichtlosen Korridor stehen; sie scheute sich, Antoinette bei der alten Frau eintreten zu lassen und wußte doch, daß Frau von Deesenberg, die jetzt an den Füßen gelähmt und halb erblindet war, mit ihrem feinen Ohr die Schritte der sich Nahenden gehört hatte — und da rief auch schon die alte, noch helle Stimme: „Evelyn, Kind, bist du da? Wen hast du denn zu uns hereingerettet vor dem Unwetter?"

„Es ist eine Fremde, Tante Julie," sagte Evelyn mit erstickter Stimme, indem sie die Türe öffnete.

„Bring' sie her, mein Töchterchen, damit sie sieht, was du mit mir alten Frau für Plage hast und sich vielleicht einmal ein gutes Beispiel an dir nimmt."

„O Tante Julie, so darfst du nicht sprechen!" Evelyn umfing den greisen Kopf, dem der Tod des Sohnes über Nacht das Alter gebracht hatte, und drückte ihre zitternden Lippen auf die Stirn. Ihr Herz bebte unter der Wucht der plötzlich so gewaltig wieder auf sie einströmenden Erinnerungen; sie hätte laut hinausschreien mögen in den Aufruhr der Elemente, aber sie bezwang sich mit der eisernen Selbstbeherrschung, die in diesem zarten Körper wohnte.

Antoinette war auf einen Stuhl gesunken, sie verhielt sich schweigend; die Atmosphäre in diesem einfachen, unmodernen Zimmer, die Frau dort im Lehnstuhl, das alles berührte sie fremd, fast bedrückend. Ihre Augen wanderten von Möbel zu Möbel; auf einem niedrigen Schrank stand Deesenbergs Bild in Kabinettformat, in dem schönen Rahmen steckten Zweige blühender Blumen. Gott sei Dank, etwas wenigstens, das sie bekannt anmutete, und in dem Wunsch, sich der alten Dame angenehm zu machen, denn Evelyns Abwesenheit erregte ihr die Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche, sagte sie nähertretend: „Wie ähnlich Herr von Deesenberg ist, als ob er lebte!"

Die Greisin streckte die zitternde Rechte nach ihr aus.

„Sie haben ihn gekannt?“ fragte sie schnell.

„Und wie gut! Ich habe ihn oft gesprochen! Er war gar nicht wie andere junge Männer. So ernst und dabei doch gutherzig, so verständig und aufopfernd, daß man Vertrauen zu ihm haben und ihn lieb gewinnen mußte.“

„Ja, er war ein Edelmann,“ sagte die alte Dame einfach, „mein lieber Sohn! Es freut mich, daß Sie ihn gekannt haben.“

„Aber woran ist er so plötzlich gestorben?“ fragte Antoinette unbefangen, „so jung noch . . .“

„Gestorben? Nennen Sie es sterben, wenn eine Kugel kommt uud das Haupt durchbohrt? Das ist schrecklich, mein liebes Kind, und kostet beinahe noch mehr Menschenleben als das eine. Und mein alter Kopf ist so unverständig, er kann nicht begreifen, wo da die Ehre liegen soll, wenn man mit der Pistole in der Hand einander gegenüber steht, und es heißt nun, entweder du oder ich! Ich meine, die Ehre kann sich ein Mensch nur selbst geben und nehmen, und die wäscht kein anderes Menschenblut mehr rein, wenn sie einmal befleckt ist. Und mein Hermann! Der nie etwas unrechtes tat! Es war Mord! Grausamer Mord, durch den ich mein Kind verloren habe, und der, der ihn begangen, wird nicht ungestraft bleiben, weder im Himmel noch auf Erden, mögen die Menschen auch urteilen wie sie wollen.“

„Aber um Gotteswillen, ich verstehe Sie nicht,“ fragte Antoinette plötzlich zitternd und bebend und kauerte sich vor Frau von Deesenberg nieder, als suche sie dort Schutz vor etwas Fürchterlichem.

„Ein Duell! Sie nannten es ein Duell, und mein Sohn fiel!“ sagte sie mit gebrochener Stimme. „Ach, denkt denn keiner daran, wieviel Kummer und Schmerz solch ein Schuß in Menschenherzen schleudert? Ist es Gottes Wille, daß wir etwas Teures hergeben sollen — gut — wir dürfen nicht murren, aber von Menschenhand — das läßt sich kaum ertragen, und wer weiß, ob ich es ertragen hätte, wenn mir nicht Evelyn statt meines Sohnes geschenkt worden wäre



„Bring sie her, mein Töchterchen, damit sie sieht, was du mit mir alten Frau für Plage hast.“ (S. 369.)

Ja, du mein Töchterchen! Licht, Trost und Stütze meines Alters. Gott segne dich!“ sagte sie zu der Eintretenden und streckte ihr die Hand entgegen.

Evelyns Augen trugen Spuren vergossener Tränen, um den Mund zuckte es schmerzlich, bewegt ergriff sie die welken Finger der Greisin.

„O, Tante Julie!“ flüsterte sie. — Ihr war das Herz so voll, alles was sie mächtig bewegte, hätte auf die Lippen treten mögen, aber in Gegenwart Antoinettes scheute sie sich, auch nur mit einem Wort an dem zu rühren, was sie zum Heiligtum ihres Lebens gemacht hatte.

„Und auch Sie, Kind, auch Sie, geben Sie mir Ihre Hand,“ sagte die alte Dame fast feierlich, „denn, Evelyn, diese Fremde hat unsern Hermann gekannt, nun ist sie im Hause seiner Mutter keine Fremde mehr.“

Mit schnellem, fast hastigem Griff faßte die junge Frau nach der ausgestreckten Hand und zog sie an ihre Brust, ehe Antoinette dieselbe berühren konnte. „Laß, Tante Julie! Rege dich nicht so auf und — es drückt mir das Herz ab.“ So heiß und leidenschaftlich klangen die letzten Worte, so qualvoll, daß Frau von Deesenberg keine Erwiderung versuchte. Schweigend und bedrückt stand Antoinette mitten im Zimmer; sie sah sich wiederholt gedemütigt, aber kein Zorn regte sich mehr in ihrem Herzen, sie fühlte, daß Evelyn ein Recht habe, die Hand der alten Dame ihr vorzuenthalten, die sich sonst ahnungslos in die ihrige gelegt hätte.

„Kommen Sie hinaus,“ sagte Evelyn wieder ruhig zu der Chansonette, „ich möchte draußen mit Ihnen sprechen.“ Sie hob dabei ein Päckchen Papiere empor und machte gleichzeitig zu der Greisin hinüber eine Geste des Schweigens, der Antoinette bereitwillig entsprach.

„Hier ist das Geld, kein Pfennig fehlt daran,“ sagte Evelyn stolz und gab der Chansonette das Päckchen. „Es ist Ihnen versprochen worden, ich weiß es wohl und bin weit entfernt, an meinem Wort zu drehen und zu deuten, obgleich sich inzwischen alles verändert hat. Nehmen Sie

das Geld; aber wenn Sie glauben, mir dankbar sein zu dürfen, so verschweigen Sie künftig Ihre Sympathien und Ihre Freundschaft für Herrn von Deesenberg."

„Ich habe es nicht böse gemeint," sagte Antoinette bescheiden.

„Das mag sein, aber — wir wollen sein Andenken nicht mit Ihnen teilen."

„Was ich sagte, gebot mir mein Herz, mein —"

„Aber begreifen Sie denn nicht, daß ich es nicht ertragen kann, von Ihnen dergleichen zu hören?" sie lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und preßte die Hände auf das Herz. „Dies letzte gehört mir — mir allein, und Sie entweihen es mir mit Ihren Worten. Gehen Sie jetzt fort, ich bin nicht imstande Sie länger zu ertragen!"

Antoinette blieb stehen und sah sie schweigend an. Was lag alles zwischen diesen beiden Frauen! Welche Abgründe! Welche Erinnerungen! — Dann senkte die Chansonette den Kopf.

„Ich gehe, gnädige Frau, Sie sollen mich niemals wiedersehen. — Verzeihen Sie, was ich Ihnen einst angetan — und haben Sie Dank für die Großmut, mit der Sie mich gerettet haben."

Abwehrend schüttelte Evelyn den Kopf. Da faßte Antoinette nach ihrer Hand drückte einen schnellen Kuß darauf, ehe jene es hindern konnte; dann ging sie langsam, mit gesenkter Stirn aus dem Hause in den erfrischten, abgekühlten Abend hinein. —

Evelyn blieb stehen, ohne sich zu regen und sah ihr nach. Das fettigglänzende schwarze Seidenkleid, die zerdrückten Blumen auf dem Hute prägten sich ihrer Erinnerung ebenso sehr ein, wie dem Ohr das Geräusch der fallenden schweren Tropfen, die sich aus den grünen Blättern lösten. Sie machte sich fast Vorwürfe, so hart gegen das arme, kranke Mädchen gewesen zu sein, doch etwas in ihr war stärker als der Wille zur Vergebung.

„Hermann! Hermann!" schrie es in ihr auf, und brennende Tränen entströmten wieder ihren Augen.

„Weshalb littest du nicht, daß ich jener die Hand gab? Ich erkannte meine gute Evelyn gar nicht wieder," sagte Frau von Deesenberg vorwurfsvoll. „Wer war es denn eigentlich?"

Da stürzte Evelyn zu den Füßen der Gelähmten nieder: „Tante! Tante! Ich konnte nicht! — Es zerreißt mir das Herz!" schrie Evelyn auf. „Wer sie war? Antoinette. — Antoinette Berger!"

Wie war dieser Name der alten Frau wohlbekannt! Welch eine Summe von Leid schloß er für beide ein! Sie sagte auch nichts darauf, nur Evelyns Schluchzen unterbrach die Stille.

„Armes Kind!" sagte endlich Julie von Deesenberg leise und strich über den braunen Kopf. „Wie lange noch, und ich werde bei ihm — meinem Sohne — sein können, und du" —

Auch hierauf nur wortloses Schluchzen — — — — — —

Antoinette aber sagte auf dem Rückweg immer still vor sich hin: „O der Franz, der schlechte Mensch! Er hat ihn erschossen!" —

* *
*

Liane hatte denn doch andere Nachrichten erwartet, als sie nun wirklich aus Priesfelde erhielt. — Antoinette erzählte mit schonungsloser Offenheit alles, was sie wußte, und gab ihrer Überzeugung auch in betreff des Duells Ausdruck.

„Er hat gewußt, daß es sich nur um seine Papiere handelte, daß keiner schuldig war und hat ihn doch erschossen — der schlechte Mensch der! — Zu schlecht, als daß ihn die Sonne bescheinen mag!" So resümierte sie, und keine Macht der Erde wäre imstande gewesen, ihr das auszureden. „Ich kenne ihn!" setzte sie hartnäckig jedem Zornesausbruch, jedem Lachen Lianes entgegen, und damit ging sie auch. „Ich kenne ihn!"

Frau von Hafften ging mit wilden Schritten im Zimmer

auf und ab. „Unmöglich!“ schrie sie. „Ich will es nicht glauben! — Hirnverbrannte Ideen einer Bänkelsängerin!“

Sie trat vor den Spiegel, um zu forschen, ob die schreckliche Stunde nicht äußerliche Zeichen an ihr hinterlassen hätte. Wahrhaftig, um den Mund lag eine scharfe Falte. Weg damit! Es war ja zum Lachen die gange Geschichte! Und Liane lachte wirklich auf, aber es klang hohl und häßlich in dem großen, stillen Zimmer.

Das Schlimmste aber war, der Argwohn nistete sich unmerklich in ihr fest, sie begann diese Ungeheuerlichkeiten doch für möglich zu halten. Warum trank Hafften denn so viel und suchte sich immer zu betäuben, warum stöhnte er im Schlaf oft so fürchterlich? Gab es etwas, das er zu betäuben hatte? Gab es wirklich Gewissensqualen, die ihn peinigten? — Liane merkte mit Schrecken, daß aus der Möglichkeit immer mehr und mehr die Wahrscheinlichkeit herauswuchs; aber nein, sie wollte nicht glauben — nie! Niemals! Der schöne, glänzende Offizier konnte kein Verbrechen begangen haben, das man bei anderer Auffassung unter gerechtem Richterspruch — mit dem Tode bestrafen würde.

Also deshalb hatte Evelyn ihn verlassen. Sie — ihn! Und er konnte die Stirn haben und sie als Ehebrecherin brandmarken lassen!

Ihr Kopf schwindelte. Unmöglich, wiederholte sie sich aufs neue. Dieser Zustand war ja, um verrückt zu werden! Sie mußte etwas ersinnen, um zur Gewißheit zu gelangen; nur nach dieser lechzte sie. Gewißheit! Aber würde Hafften sie ihr geben, wenn sie danach fragte? Sicher nicht. Und würde sie seinen ableugnenden Worten noch Glauben schenken können nach diesen furchtbaren Stunden? Sie fühlte, daß der Argwohn stärker als alles andere in ihr war, und da saß sie denn und brütete an einem Plane — einem gewagten Plane, der ihr aber Aufklärung versprach. — —

Seit langer Zeit hatte Franz von Hafften sich nicht so gut unterhalten, wie an dem heutigen Abend. Die Maler und Schauspieler, mit denen er zusammensaß, erzählten Atelier-

und Koulissengeheimnisse, die Reporter brachten die neuesten Nachrichten vom Hofe, und sein sonores, lautes Lachen gab oft genug Zeugnis von seinem Amüsement. Der Tenor der Oper trat gerade herein; die Lohengrin-Rüstung hatte er freilich mit einem schwarzen Rock vertauscht, aber die letzten Schminkreste fanden sich noch auf seinen Wangen und Augenwimpern.

„Sehen Sie her," sagte er zu Hafften, nachdem er ein Glas Wein mit Wasser vermischt getrunken und es sich sonst bequem gemacht hatte. „Dies Ding habe ich meiner schönen Elsa in der zweiten Aktpause abgenommen. Ein gefährliches Spielzeug für Frauenfinger."

Er legte einen Revolver kleinsten Kalibers dabei in Hafftens Hand, den Griff mit Silber und Elfenbein ausgelegt.

„Eine ganz reizende Waffe!" Hafften, ein Kenner in solchen Dingen, hob sie auf und prüfte sie. „Aber geladen!" setzte er erstaunt hinzu.

„Freilich, alle sechs Schuß! Im Ernst gesprochen, Fräulein Brückner will sie veräußern und bot sie mir an. Sie schwört Stein und Bein — um einen Ungetreuen zu ärgern, — ich taxiere, sie braucht Geld. A tout prix, die Summe ist ihr gleich. Ich aber habe gar kein Interesse für derlei Dinge, nur um ihr gefällig zu sein, nahm ich das Ding mit."

„Was soll es denn kosten?"

„Ah, regt sich der Liebhaber in Ihnen, Herr Rittmeister? Ich habe es mir beinahe gedacht! Hundert Mark sollte ich geben! Es ist gewiß nicht zu teuer, aber ich besitze leider absolut keine Passion für Schußwaffen."

„Ich hätte wohl Lust, den Revolver zu behalten," meinte Hafften, dessen Passion sich zu regen begann. „Wenn ich nur wüßte, wie das Ding schießt."

„Nehmen Sie ihn zum Probieren mit, oder, noch besser — probieren Sie gleich hier! Sie sind als so vortrefflicher Pistolenschütze bekannt, daß wir entzückt wären, ein Pröbchen Ihrer Kunst zu sehen, Herr Rittmeister! Allzusehr wird das Ding ja nicht knallen."

Hafften, der breitbeinig, den halben Oberkörper über den Tisch gelehnt, dasaß, richtete sich auf; und die roten Rockklappen aufschlagend, warf er sich mit dem Rücken an die Stuhllehne. Die Hand hob spielend die Waffe.

„Werfen Sie einen Champagnerkorken in die Höhe, Rautenmüller," sagte er zu dem Tenor. „Ganz einfach. So!"



Der Korken flog auf. Nachlässig, ohne sich aus seiner bequemen Stellung zu rühren, hob er den Arm, aber blitzschnell krachte der Schuß. In zwei Hälften gespalten fiel der Korken auf den Tisch zurück.

Ein jubelnder Beifallssturm brach los. „Noch einmal! Noch einmal!" Hafften wiederholte das Kunststück mit der einen Hälfte. Die Anerkennung, die er hier erntete, war ihm im stillen eine Genugtuung. Seitdem die Kameraden sich immer mehr und mehr von ihm zurückgezogen, fühlte er doch zuweilen eine niederdrückende Leere in und um sich; hier aber galt er noch, hier feierte und bewunderte man ihn, keine Frage, daß er heiter und angeregt blieb.

Auf dem Heimwege, den er mit mehreren Herren zusammen zurückzulegen hatte, wurde nichtsdestoweniger das Gespräch ernst. Einer erzählte von einem jungen, sehr hochgestellten Herrn, der etwas begangen haben sollte, das den

Gesetzen der Ehre zuwider gelaufen, und der sich, in richtiger Erkenntnis der Sachlage, mit eigener Hand den Tod gegeben hatte. Was die Morgenzeitungen mit der Bemerkung gebracht hatten, „in einem plötzlichen Anfall von Irrsinn" — denn über das Vorhergehende wurde nur gemunkelt, niemand wußte etwas Bestimmtes.

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden," sagte der Heldendarsteller pathetisch. „Ich kann mir auch nicht helfen, ich glaube an eine Nemesis. Mag sie noch so spät kommen, einmal ist sie da."

„Unsinn!" rief Hafften barsch. „Ammenmärchen! Erfunden für die, die nicht genug Mut haben, den Konsequenzen ihrer Handlungen ins Auge zu sehen."

„Nein, da bin ich ganz und gar nicht Ihrer Ansicht," fiel ein anderer ein, „das, was wir Nemesis nennen, ist doch unabhängig von unserm persönlichen Wollen. Der Zufall bringt es an den Tag, selten die Menschen selbst. Ich könnte Ihnen hundert Fälle anführen . . ."

„Ich bin gar nicht neugierig," entgegnete Hafften gereizt.

„Und doch ist es manchmal lehrreich," äußerte der Tenor leichtfertig, „obgleich in der Regel sich niemand belehren läßt."

„Erlauben Sie," meinte der Heldendarsteller wieder, „das sind dann auch meist Fälle, die mit unserm Denken und Empfinden übereinstimmen."

„Und über Schulbuben-Weisheit wären wir wohl längst hinaus," replizierte Hafften schneidend. Bis dahin war er schweigend zwischen den Plaudernden gegangen; im Nachtdunkel sah niemand, daß die Zähne die Unterlippe maltraitierten, und daß das Blut ihm wallend zu Kopfe stieg.

„Gut, daß ich das beste Gewissen der Welt habe," meinte der hübsche Tenor lachend, „ich habe weder Gespenster noch die Nemesis zu fürchten, folglich kann der Rest mir gleichgültig sein."

Mit kurzem Gruß verabschiedete sich der Rittmeister von seinen Begleitern, die sich vergebens den Kopf zerbrachen, was ihn plötzlich so verstimmt haben konnte.

„Sie, Hensler, mit Ihrer Nemesistheorie," behauptete der Tenor zu seinem Kollegen.

„Aber hat er denn etwas auf dem Gewissen?" fragte der Heldendarsteller erstaunt. „Man könnte ja fast zu solchen unsinnigen Vermutungen kommen, wenn man an sein Benehmen denkt."

„Bah, er hatte viel getrunken, dann wird er ja meist zum Krakehler, gleichgültig ob Sie vom Süd- oder Nordpol anfangen. Abgesehen davon, ist er aber ein famoser Kerl!" —

Der, den sie so nannten, ging langsam seinem Hause zu. War das Gespräch absichtlich oder unabsichtlich so weit gegangen? Hatte er sich wohl jemals im Rausch verraten? — Er grübelte darüber. Ja, sie hatten alle recht! Und weil das niemand so genau wußte als er, deshalb hatte es ihm vorhin fast den Verstand geraubt. Sie hatten nur zu sehr recht! Das Böse wird durch sich selbst bestraft; denn die Hölle hat ihre Richter in jedem ihrer Mitglieder, und den teuflischen Lohn teilt jeder sich selber aus. Es gab Stunden, in denen das hohläugige Gespenst der Reue ihn anstierte, in denen er tausendmal sein eigenes Leben gegeben, wenn er Deesenberg dadurch wieder hätte lebendig machen können.

Es nagte und gärte in ihm, als er die Treppen zu seiner Wohnung emporstieg; das harmlose Gespräch bohrte seinen Stachel immer tiefer und tiefer. So betrat er sein Arbeitszimmer, aufgeregt, gepeinigt von Erinnerungen und quälenden Gedanken. Reue! Er mußte sein Herz dagegen schließen, wenn er weiterleben wollte, es mit doppeltem Erz panzern. Er mußte den Mut seiner Handlungen haben, wie er vor einigen Augenblicken erst seinen Gefährten so prahlerisch versichert hatte.

In seinem Arbeitszimmer herrschte eine eigentümliche matte Helle. Der Mond stand mit seinem letzten Schein auf den Fenstern, aber die zugezogenen Spitzenvorhänge schlossen ihn aus und erzeugten statt des leuchtenden Lichtes jenes wunderliche, schattenhafte Halbdunkel, in dem die

Konturen der einzelnen Gegenstände verschwammen und beweglich schienen.

Franz von Hafften hielt den gekauften Revolver in der Hand, in der Absicht ihn aufzuheben; einige Schritte machte er auf den Schreibtisch zu, dann — stockte sein Fuß. Stumm und regungslos blieb seine hohe dunkle Gestalt mitten im dämmerigen Zimmer stehen; der Atem stockte ihm in der Brust, er fühlte, wie sich die Haare auf dem Haupte hoben, wie die Stirn sich feuchtete. Entsetzen lähmte ihn, blasse Furcht verwandelte in der Sekunde sein Blut zu Eis, denn dort im dämmerigsten Winkel des so sonderbar fremd aussehenden Zimmers, lehnte etwas Dunkles, Unbewegliches. Nur ein schmaler, scharf abgegrenzter Lichtstreif glitt darüber hin, und in dem sah er Evelyn. Ganz still, ganz regungslos starrten ihre Augen ihn an, sanft und rein, aber dabei — wie entsetzlich, anklagend und richtend zu gleicher Zeit.

War er denn toll? — Wo kam Evelyn her mitten in der Nacht, und war das vielleicht Deesenberg, dort neben ihr, den er noch nicht deutlich sah? Er war toll, ja, er war toll! — Das fühlte er, und er würde an diesem Entsetzen sterben, wenn es ihm nicht gelang, einen Laut von sich zu geben, eine Bewegung zu machen. Kalt rann es ihm den Nacken herab; erst ein Frösteln, dann ein Schauer schüttelte seine Glieder. Über das wohlbekannte, aus seiner Erinnerung verbannte Gesicht zogen in wechselndem Spiel Lichter und Schatten, es sah aus, als lächele es jetzt, um im nächsten Augenblick zürnend wie eine Rachegöttin ihm entgegen zu sehen. Wollte sie nun noch den Mund öffnen und ihm zurufen: Mörder! Mörder! Das letzte Wort, das von ihren bleichen Lippen ihm entgegengeschallt war. Rief sie es nicht schon jetzt?

Sinnlos — wie ein Trunkener hob er die Waffe. Ein kurzer Blitz, ein scharfer Knall! Mit einem Stöhnen der Erlösung hörte er auf das dumpfe Poltern, mit dem das seit Jahren verbannte, nun wieder hier aufgestellte Bild zur Erde fiel. Wie ein Verdammter, dem noch einmal Rettung

winkt, sank Hafften auf den nächsten Stuhl; zuckend fuhr die Hand über die feuchte Stirn. Er hatte Gespenster gesehen — freilich — wie sollte Evelyn hierher kommen — Evelyn! Aber den Gespenstern schien er rettungslos verfallen, denn da — da regte es sich jetzt wirklich! Aus den Türvorhängen trat eine weiße Gestalt, sie kam näher und näher — vor seinen Augen verschwammen die Umrisse, die Züge des Gesichts — mit verglasten Augen starrte er ihr entgegen, die Hände waren ihm kalt und eisig.

„Es ist also wahr! Wahr! Du bist ein Mörder," sagte die Gestalt, als sie dicht vor ihm stand.

„Liane!" murmelte er mit schwerer Zunge, und dann endlich sank vor dem Laut der menschlichen Stimme alles Grauen, aller Schrecken zu Boden — elastisch richtete er sich auf. „Du hast dich wohl erschreckt?" fragte er ziemlich ruhig. „Denke dir, ich hatte eine Vision. Wie kommt aber auch das verteufelte Bild hierher?"

„Ich habe es hergestellt. Ich! Denn ich wollte wissen, ob du noch ein Gewissen hast, und ob es dir schlug beim Anblick deiner Opfer. Ich habe Gorczyns Geschenk hergestellt."

„Was soll das heißen?" fragte er mit gerunzelter Stirn.

„Antworte mir! Hast du Deesenberg erschossen, obgleich du wußtest, daß du keinen Grund dazu hattest? Bist du ein feiger Mörder geworden, um deine Ehre zu retten?"

„Narrheiten!" schrie er los, sprang auf, warf den Stuhl um und stürmte in das hellerleuchtete Schlafzimmer. „Verlangst du etwa ernstlich, ich soll dir darauf etwas antworten? Wer hat dir diesen Unsinn in den Kopf gesetzt?"

„Antworte mir, ja oder nein!"

Er schlug eine unnatürliche Lache auf. Lianen sollte er ein Geheimnis preisgeben? Lianen! —

„Woher hast du denn diese verblüffende Kenntnis?" fragte er spöttisch, bemüht, Zorn und Erregung niederzuhalten.

„Versuche nicht, dich zu verstellen, dein Schreck, als du das Bild sahst, hat dich verraten," sagte sie kalt.

„Du hast? ... Du hast ...?“ fragte er mühsam mit funkelnden Augen.

„Ich habe dich beobachtet! Ja!“

Er schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn. „Ein glorioser Gedanke! Eine sublime Idee! Schade, daß du sie unnütz verschwendet hast. Ich dachte, ein Tier säße dort im Dunkeln — eine Katze —!“

„Leugne nicht, Franz,“ unterbrach sie ihn heftig, „das ändert an meiner Meinung nichts mehr, ich weiß es genau.“

„Und von wem?“ fragte er, eine drohende Haltung annehmend, „bei Gott, ich —“

„Von Antoinette Berger,“ sagte sie lauernd, ihn unter den gesenkten Lidern hervor betrachtend.

„Antoinette!“ Er zuckte zurück, gleich darauf lachte er laut. „Du wählst dir recht lautere Quellen, um Kenntnis über mich — deinen Gatten — daraus zu schöpfen,“ entgegnete er wegwerfend. „Und woher hat Antoinette dies Märchen?“ Er fühlte sich in diesem Augenblick ganz ruhig, die Gefahr, sich zu verraten, machte ihn vorsichtig.

„Von Evelyn.“

„Das ist nicht wahr!“ brauste er auf. Heiße Röte flammte auf seiner Stirn.

„Sie war in Priesfelde, sie sprach Evelyn und Frau von Deesenberg. Dort gab man ihr auch das Geld, das du ihr verweigertest, das Geld für — deine Briefe.“

„Hölle und Teufel!“ schrie er los. „Bin ich toll, Weib, oder du? Was schwatzest du da, und woher weißt du das alles?“

„O, von eben derselben Antoinette,“ sagte Liane, setzte sich in die Ecke der Chaiselongue und balanzierte einen Pantoffel auf der Spitze des nackten Fußes.

„Mit ihr hast du gesprochen! Mit ihr — du! Du, die Frau von Hafften?“

Sie zuckte leicht die vollen Schultern. „Allerdings,“ sagte sie lakonisch.

„Und hast du dich nicht geschämt, dich so zu erniedrigen?“ fragte er, zitternd vor Zorn.

„Ich habe ein Anrecht an dein Leben," rief sie, in Tränen ausbrechend. „Du nanntest mir weder die Schreiberin des Briefes, noch hast du sonst Vertrauen zu mir, und da ich weiß, daß dich etwas quält . . ."

„Nichts weißt du — gar nichts!" brach er los. „Alberne Hirngespinste alles! Gemeine Neugierde und Klatschsucht. O, ich kenne dich ja, ich kenne dich!"

Ihre Tränen versiegten unter seinen heftigen Worten feindlich fast sah sie ihn an.

„Sag' mir nur noch mehr, sag' mir alle die Bitterkeiten, die du auf der Zunge hast; ich werde nachsichtig mit dir sein, denn dich drückt — dein Verbrechen!"

„Weib!" schrie er auf und stürzte auf sie zu. „Ich würge dich, wenn du dich unterstehst, so etwas zu sagen! Meinen Namen, meine Ehre! — Du willst sie besudeln?"

„Ich?" fragte sie mit grellem Auflachen. „Was könnte ich dazu noch tun, nachdem du — —"

„Schweig, oder ich morde dich!" Mit geballten Fäusten und blutunterlaufenen Augen stand er vor ihr, schrecklich anzusehen in diesem Augenblick. Durch die muskulösen Glieder rann ein Zittern, seine Zähne knirschten hörbar aufeinander. „Reize mich nicht noch mehr! Reize mich nicht!"

Liane wich scheu vor ihm zurück, sie fürchtete sich beinahe, und indem sie glaubte einen Besänftigungsversuch zu machen, sagte sie beschwörend: „Franz, sag' mir die Wahrheit! Ist es wahr, hast du Deesenberg gegen dein besseres Wissen getötet?" Ich will dir ja glauben, ich — —"

Er stieß einen einzigen Laut aus, der wie das Fauchen eines wilden Tieres klang. Sie fühlte seine kräftigen Finger an ihrem Halse, auf ihrem Munde. Das Entsetzen gab ihr Kraft, schlangengleich entwand sie sich seinen Händen, stieß ihn zurück und floh in das andere Ende des Zimmers. Ihr rotes Haar wogte wie ein Mantel um sie, die Spitzen ihres Nachtkleides hingen zerrissen herab.

„Willst du mich auch töten?" kreischte sie außer sich. „Mörder! Zu Hilfe! Zu Hilfe!"

Der Schrei durchdrang in der Stille der Nacht die ganze Wohnung, hinter der Tür lauschten ängstlich schon lange die Dienstboten, die der Schuß zuerst alarmiert hatte, und freuten sich im Geheimen der Szenen, die sich da drinnen abspielten, mit dem instinktiven Haß der Dienenden gegen die bevorzugteren Klassen.

Zaghaft öffnete sich nach dem Schrei der Herrin die Tür, Lisette erschien auf der Schwelle.

„Haben gnädige Frau gerufen?"

Liane stürzte auf das Mädchen zu und umklammerte deren Arm.

„Bleiben Sie hier, Lisette, gehen Sie nicht fort. Ich will mit dem Wütenden nicht allein bleiben."

Dröhnend schmetterte Hafften die Tür ins Schloß, während seine Frau sich nicht schämte, dem Mädchen zu klagen und es in ihrer Aufregung zur Mitwisserin von Dingen zu machen, die jede andere Frau sorglich hinter verschlossenen Türen gehütet hätte.

Franz von Hafften saß noch immer in seinem dunklen Arbeitszimmer, obgleich die Stimmen nebenan verklungen waren. Den Kopf auf die Rücklehne eines Stuhles gelegt, blieb er vollkommen regungslos. — Sie ruhte also nicht, seine Tat! Aus dem Grabe heraus ragte Deesenbergs Schatten und würde ihn vernichten. Er fühlte plötzlich ganz deutlich, daß es geschehen würde — geschehen müsse! Der Gerechtigkeit war er verfallen, ihr Finger hatte ihn schon gezeichnet, er würde büßen für das, was er getan.

Je eher, je lieber! Eine Sehnsucht nach Frieden erfaßte ihn plötzlich heiß und schmerzlich. Dies elende Dasein, dies erbärmliche Leben! War es wirklich wert, daß man sich zwang es weiter zu tragen? Für wen? — Etwa für Liane? — Er hob den Kopf und suchte mit den Augen das Bild; es lag am Boden im tiefen Schatten, er sah nichts mehr davon, kaum ein mattes Blinken des Goldrahmens. — Seine Hand griff hinab und suchte den kleinen Revolver, aber der lag Gott weiß wo!

„Das bleibt mir immer noch," dachte Hafften, sich aufrichtend und die Stirn wieder an die Sessellehne drückend. — Er war ruhiger geworden, seine Gedanken wandten sich von Gegenwart und Zukunft ab, er dachte der Vergangenheit. Hatte Liane nicht von Evelyn gesprochen? War Antoinette nicht bei ihr gewesen? Ihm war plötzlich, als verkörpere Evelyn den so sehnsüchtig herbeigesehnten Frieden. Ihr sanftes, süßes Gesicht, ihre weiche Hand, ihr mildes Wort — wie hatte er ihr das alles gelohnt! An ihr zumeist hatte er sch echt gehandelt, ihre Ehre hatte er vernichtet, um die seinige zu retten; konnte sie ihm jemals verzeihen?



Es war zum erstenmal, daß Hafften daran dachte, ob ihm verziehen werden könnte, und mit dem Wunsch kam eine tiefe Sehnsucht nach Evelyn über ihn, und ungesehen, im Dunkel der Nacht, feuchteten sich nach Jahren und Jahren zum erstenmal seine Augen, hoben schmerzliche Seufzer seine Brust. —

Es war beiden Gatten eine Erleichterung, als Liane einige Tage später die Residenz verließ, um nach Baden-Baden zu gehen; sie nahm Lisette mit, der kleine Roderich dagegen blieb mit der Amme bei seinem Vater. Wenn der Rittmeister in das Manöver ging, wollte sie zurückkehren, um zur Saison der Seebäder ihn wieder zu verlassen. Je weniger sich ihre Wege kreuzten, desto besser.

## XXIV.

Der heiße Sommer war einem frühen Herbst mit kühlen Abenden und Nächten gewichen, obgleich die Sonne am Tage noch immer ihre Schuldigkeit tat und sengend vom tiefblauen Himmel herabsah. In dicke, träge Staubwolken gehüllt, zog die Kavallerie von ihren Brigadeexerzitien in die Quartiere, froh, sich reinigen und erfrischen zu können.

Es gab täglich Strapazen zu überwinden, fast immer trockene Kehlen und rinnenden Schweiß, aber Franz von Hafften sah jeden Tag nur ungern scheiden. Das frische, frohe Reiterleben hier draußen, an der Spitze seiner Schwadron behagte ihm so wunderbar; da fühlte er sich wieder wie in alten, frohen Jugendzeiten. Hinter ihm lagen Schuld und Reue, vor ihm Stunden voll frohen Muts im Sattel, im Kreise der Kameraden, deren Kälte endlich — endlich etwas wich. Die altgewohnte, liebgewordene Atmosphäre umgab ihn wieder und hob in täglich mehr und mehr aus dem Sumpf, in den er sich verstrickt hatte. Wenn es doch immer so bliebe — immer! Wenn es doch Krieg geben wollte, gleichviel mit wem, und er im Geheimen seine Schuld sühnen könnte, dadurch, daß er für zwei kämpfte und schließlich den beneidenswerten Reitertot starb, auf weitem Feld, eine Kugel in der Brust. Ein Friedenssoldat war er nicht, der kleinliche Kommißdienst machte ihn ungeduldig und gereizt, aber im Felde, da stand er seinen Mann.

Das Herz wurde ihm weit, wenn die Ulanen mit klingendem Spiel und mit den flatternden Fähnchen an den Lanzen dahinzogen, wenn der Fuchs unter ihm schnob und tänzelte, und der Schaum in weißen Flocken vom Maule stäubte. — Hafften kannte keine Ermattung, keine Müdigkeit.

Nicht allein in seiner äußeren Erscheinung war er ein schneidiger Offizier, überall wo es mit tollkühnem Wagen, mit dem Säbel in der Faust etwas zu erreichen gab, war er unübertrefflich, und wiederholt hatte er auch diesmal von seiten des Generals lobende Anerkennung vor der Front für schneidige und geschickt ausgeführte Attacken geerntet.

Frischer Mut schwellte ihm die Brust, Hoffnungen auf die Zukunft durchwogten seine Gedanken. Noch war es nicht zu spät, noch konnte er umkehren, konnte werden, was er nicht war, und — sühnen. Er seufzte tief. Warum hatte er nicht die Macht diesen einen Fleck von seinem Wappenschild zu wischen! Nun blieb ihm nichts anderes übrig als vorwärts zu blicken, nur vorwärts!

Die gehobene Stimmung, in der sich ihr Rittmeister befand, teilte sich unwillkürlich der ganzen Schwadron mit, sie fühlte sich geehrt in ihrem Vorgesetzten, und keiner dachte wohl daran, daß eigentlich Tarsen, dem kleinen, unermüdlichen Offizier im Ausbildungsdienst, ein gutes Teil der Anerkennung zukam, die Hafften so stolz und leuchtenden Auges in Empfang nahm. Aber Tarsen gehörte nicht zu denen, die Lob und Arbeit ängstlich abwägen, war er doch selbst bei der zweiten Schwadron, das genügte seinem Ehrgeiz völlig.

Auch er hatte sich Hafften seither wieder etwas genähert, fast mit einem uneingestandenen, heimlichen Reuegefühl in der Brust. Die sieghafte, männliche Erscheinung des älteren Kameraden begann wieder ihren Zauber auf ihn auszuüben, besonders wenn Hafften ihm offen und freimütig wie jetzt wieder gegenübertrat und die liebenswürdige Unwiderstehlichkeit seines herrschgewohnten Temperaments sorglos zur Schau trug. Es gab eben doch nur einen Hafften, trotz aller seiner Fehler, seiner Schroffheiten, die Tarsen wieder eifriger denn je zu entschuldigen suchte.

Er warb ordentlich bei den Kameraden für seinen Rittmeister, er wollte so gern und gab sich so redliche Mühe, die unscheinbare Grenzlinie zu verwischen, die in letzter Zeit zwischen ihnen bestanden, daß er jeden größeren Grad von Entgegenkommen, sei es von wem es sei, mit einer Art Dankbarkeit begrüßte, die bald von den andern bemerkt und bewitzelt wurde. Das kümmerte ihn nur wenig. Er war sich bewußt, Gutes anzustreben, etwas Gerechtes obenein, da mochte die ganze Welt kommen und ihn belächeln, ihn kümmerte es nicht.

Ein einziges Mal schien Hafften von diesen Bestrebungen seines jungen Schwadronsoffiziers etwas zu bemerken. Ein Schatten flog über sein Gesicht, die Zornader auf der Stirn schwoll an, aber wortlos drehte er sich zur Seite. Kurz darauf, bei einer ganz geringfügigen Veranlassung, reichte er Tarsen die Hand, und der Druck dabei war so heftig und eigentümlich, daß der jüngere Kamerad sofort wußte, wofür er mit diesem Händedruck quittierte.

„Schade um den Rittmeister," sagten die anderen, wenn sie unter sich waren und Hafftens breite, herkulische Gestalt sich eben aus ihrem Kreise entfernt hatte, „er wäre wirklich ein prächtiger Mensch, wenn er das verfluchte Gesaufe ließe und nicht ein so gottverlassener Zänker wäre. Hier ist es ja ganz leidlich mit ihm zu leben, in der Garnison fängt aber die alte Leier doch wieder an."

Trotz dieser Voraussicht war die Kälte, die Hafften während des letzten Jahres um sich verbreitet hatte, doch fast unbewußt der alten Kameradschaftlichkeit gewichen, und im besten Einvernehmen rückte das Regiment weiter südwärts, um sich mit den übrigen Truppen zum Korps-Manöver zu vereinigen.

Man erwartete den obersten Kriegsherrn und strengte sich nach besten Kräften an, überall seine Schuldigkeit zu tun.

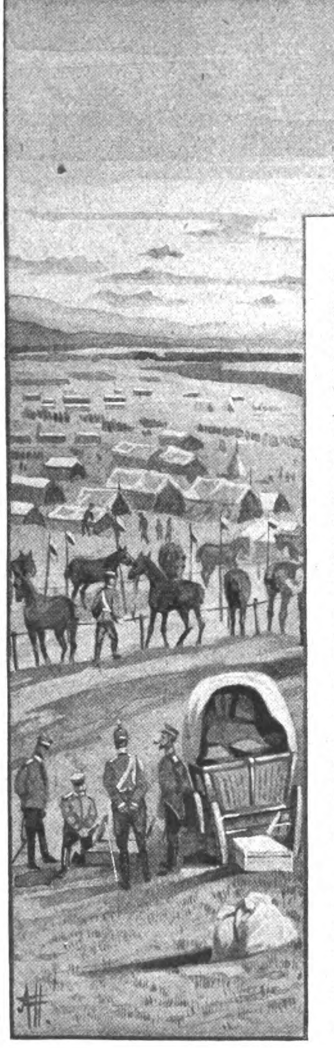
Über Gräben und Sturzäcker sausten die Ulanen wie die wilde Jagd, und der Oberst konstatierte mehrmals mit leisem Tadel, daß Rittmeister von Hafften weder Menschen- noch Pferdefleisch zu schonen verstände. Auch der Wachtmeister raisonnierte im stillen über die abgetriebenen Gäule; aber was kümmerte das Hafften! Eine tolle Lebenslust war in ihm erwacht! Dahinstürmen immer weiter und weiter, mit der breiten Brust die sausende Luft durchschneidend, das hieß leben — leben!

Wunderbar — wie er das Gefühl hatte, als müsse er es auskosten bis zur letzten Neige, was ihm noch einmal im schäumenden Becher der Daseinsfreude gereicht wurde, als gäbe es nachher nichts mehr — nichts! —

**An einem drückend heißen Septembernachmittag war es, als die Ulanen im Trabe ihrem heutigen Endziel zuritten.** Roß und Reiter waren wie eingepulvert von dem dicken Staub, der die Farbe der Uniformen in ein häßliches Grau verwandelte, und dazu war heute die Hoffnung auf gründliche Reinigung des Einzelnen noch geringer als sonst, es gab kein Quartier für die Müden, „ins Biwak“ lautete der Tagesbefehl, dem manch einer einen stillen Seufzer nachgeschickt hatte. Eine mächtige, noch in saftgrün strotzende Wiese, begrenzt von einem Flüßchen, das die Kavallerie zum Tränken ihrer Pferde nicht entbehren konnte, und an dem weiter rückwärts die Ansiedelung eines Wassermüllers lag, war zum Biwakplatz ausersehen; vorwärts gab ein Laubwäldchen Deckung gegen den Feind. Ringsum am Horizont sah man wenige Kirchturmspitzen und vereinzelte Baumgruppen, alles war flach und eben, zu sonstigen Zeiten auch wohl öde.

Heut' aber bot die Wiese den herbeigeströmten Zuschauern ein anderes Bild. Noch immer rückten in langen Marschkolonnen die Truppen heran, und die Sonne spiegelte sich in Helmspitzen und Knöpfen. Die schweren, mit sechs Pferden bespannten Geschütze der Artillerie zermalmten erbarmungslos das frische Gras, mit klingendem Spiel zog Infanterie heran, während die Kavallerie schon abgesessen, sich mit ihren Pferden beschäftigte. Marketender rückten an und wurden hart von den Durstigen umlagert. Zuschauer aus den umliegenden Dörfern standen mit offenen Mäulern überall da herum, wo sie am meisten im Wege waren. Die Pferde wieherten lustig unter den Händen und Strohwischen der Soldaten, die nicht an sich denken durften, ehe nicht der vierbeinige Freund und Gefährte versorgt war. Unter den großen Schwadronskesseln prasselte das Feuer, und dichter Dampf entstieg ihren Riesenleibern. Kleine Zelte aus Leinewand mit bunten Wimpeln wuchsen für die Offiziere überall aus der Erde, Ordonnanzen kamen und gingen, sprengten hierhin und dorthin.

Und über diesen, wie in einem Ameisenhaufen durchein-



ander wimmelnden Menschen, ging die Sonne immer mehr und mehr nach Westen, wurde die Luft immer klarer und durchsichtiger, machte die Hitze einer schnellen Kühle Platz. Die kurze Marschpfeife im Munde lehnte Hafften im aufgeknöpften Waffenrock mit dem Rücken an dem Krümperwagen, dem er soeben eine gewaltige Batterie Wein- und Rumflaschen hatte entnehmen lassen. Sie gehörten zu dem obligaten Biwaksglühwein, den der jüngste Leutnant am Abend zu brauen die Ehre hatte und dem sich der damit Beauftragte stets mit größtem Eifer zu unterziehen pflegte.

„Machen Sie Ihre Sache nur gut, Rüstern," rief Hafften dem Eilfertigen zu, „nur keine Plemperei, stark muß er sein. Werden es nachher gut vertragen können."

Die lachende Antwort erstarb im Geräusch ringsumher; der Rittmeister sah nur noch das er-

hitzte Gesicht des davoneilenden jungen Kameraden einen Augenblick sich zugewandt, ehe es verschwand, dann ließ er selber nachdenklich seine Blicke ringsum schweifen. Weit vorn auf den Höhen zeigten sich Feldwachen und Vorpostenketten wie kleine, dunkle Punkte, und hinter ihnen sank die Sonne soeben am Horizont herab. Der glühende Ball färbte sich purpurn, violette Strahlen schossen auf und nach allen Seiten, ein rosiges Dämmern färbte den Himmel, und unaufhaltsam verschwand das Licht und Segen spendende Element. Hafften war niemals ein Naturschwärmer gewesen, er sah das Schöne wohl, aber er nahm es hin, wie etwas Selbstverständliches, über das zu sprechen, das zu bewundern nicht der Mühe lohnte; heute faßte es ihn plötzlich wunderbar an. Er hätte die Sonne aufhalten mögen in ihrem Lauf, sie zwingen am Himmel zu bleiben, weil sie ihm etwas mitnahm — etwas Unersetzliches, dessen Verlust er fürchtete. Die leichten Schleier, die sich allmählich über das Flüßchen und weiterhin über die Wiese hinzogen, erschienen ihm plötzlich häßlich kalt, und die blassen Sterne am hellen, wie durchsichtig scheinenden Himmel, die nach und nach hervorkamen, ließen ihn frösteln. Franz von Hafften war doch sonst gewiß nicht sentimental, was wandelte ihn nur heut abend an? Die Pfeife war ihm ausgegangen, empfindlich kühl zog es plötzlich über die Wiese, und er knöpfte sich den Rock zu, steckte die Pfeife in die Tasche und ging die Kameraden aufzusuchen.

Der rote Schein eines Wachtfeuers zuckte schon durch die feuchtkühle Abendluft, bald folgten ihm mehrere. In ihre weißen Woilachs gehüllt, standen die Pferde mit gesenkten Köpfen; hier erscholl ein Lied, dort fröhliches Pfeifen aus den Reihen der allmählich zur verdienten Ruhe gelangenden Mannschaften.

Mit energischem Zurückwerfen des Kopfes warf Hafften all die wunderlichen, ungewohnten Gedanken zugleich hinter sich und betrachtete mit Interesse seine Pferde, die ihm zutraulich entgegenschnupperten. Der Bursche hatte aufs beste für sie gesorgt, auch Tarsen hatte längst seinen Inspektions-

gang gemacht. Als Hafften zu den Mannschaften an das eben hell auflodernde Feuer trat, scholl ihm ein altes Soldatenlied entgegen, dessen bekannte Weise er unwillkürlich halblaut mitpfiff. Das letzte Unbehagen schwand ihm, gut gelaunt trat er zu den Aufspringenden.

„Na, Kerls," sagte er mit dem jovialen Tonfall, der ihm manchmal seinen Untergebenen gegenüber eigen und im Sturm ihm deren Herzen gewann, „heut sollt ihr euch auch einmal einen guten Abend machen. Zwei Faß Bier für die Mannschaften, auf meine Kosten, Wachtmeister!"

Schmunzelnd erwiderte der: „Zu Befehl, Herr Rittmeister." Solche Großmutsanwandlungen des Rittmeisters waren ihm ja nichts neues mehr, aber über die mehr oder weniger intelligenten Gesichter der Schwadron flog ein freudig aufleuchtender Zug, wenngleich sie nicht wagten, ihrer Überraschung auch nur durch einen Muck Ausdruck zu geben. „Wenn ihr aber laut werdet," fuhr Hafften mit erhobener Stimme fort, „oder sonst etwas passiert — drei Tage Mittelarrest, ohne Gnade."

Damit hatte er das Seinige getan, die Ausführung seiner Befehle kümmerte ihn nicht, die überließ er anderen. Tarsen, der eiligst seinen letzten Pflichten nachkam, begegnete ihm; mit einem lauten Scherzwort, das er ihm im Vorüberstreifen zurief, ließ er ihn unaufgehalten passieren und ging weiter rückwärts zu den allmählich sich um eine besondere Feuerstelle gruppierenden Kameraden, an der die Burschen noch beschäftigt waren, so viel Bequemlichkeit für ihre Herren zu schaffen, wie möglich.

Die Temperatur war rapide gesunken, der Nachttau senkte sich herab und schuf bei Mensch und Tier ein unbehagliches Frösteln. Am Himmel flammte wie eine einzige Lohe der Widerschein der mächtigen Wachtfeuer, und wie schwarze Schatten huschten die dunklen Gestalten zwischen ihnen hindurch. Es war Nacht geworden, Zeit zum Schlafen. Der Zapfenstreich ertönte, die Musikkorps spielten einen Choral, durch die stille Nacht klangen die getragenen Töne weit hinaus in die Ferne. Nun

das Kommando: „Mützen ab — zum Gebet!“ — Ansteigende dumpfe Trommelwirbel, die leise, fast klagend verhallten, und still ging die unendliche Menge Menschen auseinander, zur Ruhe. Der sternenbesäete Nachthimmel spannte sich wolkenlos über das jetzt schweigende Lager, die Scheite im Feuer prasselten und knackten, aus den Reihen der Pferde wieherte es manchmal auf wie im Traum, jetzt kam auch für die Offiziere noch eine Stunde der Ruhe, des Genusses. An dem lustig lohenden Feuer, von dem zuweilen ein Funkenregen auf den umgebenden Erdwall stob, saßen sie in ihre Mäntel gehüllt, die dampfenden Gläser in der Hand oder vor sich am Boden, und sprachen mit gedämpfteren Stimmen als gewöhnlich. Die Burschen waren auch beurlaubt, und Herr von Rüstern versah allein das Amt des Mundschenks. Rittmeister von Hafften hatte seinem Ferdinand zwei Flaschen Rum geben lassen, mit dem Befehl, für sich und die anderen Burschen an ihrem eigenen Feuerchen ein steifes Glas Grog zu brauen, uud so weit wäre alles in Ordnung gewesen, wenn nicht der unermüdliche Tarsen sich gleich nach den ersten Gläsern erhoben hätte.

„Wo wollen Sie denn schon wieder hin?“ fragte Hafften verwundert aufsehend.

„Die Schwadron hatte nach dem Zapfenstreich noch Bier im letzten Faß, ich möchte doch einmal nachsehen, wie es dort steht, Herr Rittmeister, ob auch alles in Ruhe und Ordnung verlaufen ist.“

Hafften schlug sich ungeduldig mit der Faust auf den Schenkel. „Wenn Sie es gar nicht lassen können, meinetwegen. Ich dächte aber, es wäre für heute genug geschehen, es ist ja auch überall still.“

„Sicher ist sicher,“ meinte Tarsen, „ich bin auch bald wieder zurück, ehe noch der Herr Oberst hier ist.“ Damit verschwand er im Dunkel, ohne daß jemand auf ihn achtete.

Der pflichttreue, kleine Leutnant machte noch einmal seinen Rundgang, fand Pferde und Mannschaften in bester Ordnung, fühlte sich selbst aber nach dem anstrengenden

Tagesdienst abgespannt und ermattet. Der Glühwein war sehr stark, die paar Gläser hatten ihm das schon gezeigt, und er war im allgemeinen kein großer Trinker. Wenn er jetzt ein halbes Stündchen der Ruhe pflegte, kam er noch immer zurecht mit seinem Anteil an dem heißen Getränk, aus dem er sich überhaupt nicht viel machte. Niemand würde ihn auf die kurze Zeit vermissen. —

Unbemerkt betrat er das schmale Zelt, in dem die drei Offiziere der zweiten Schwadron nächtigen sollten, und warf sich auf seine bereits über das Stroh gebreitete Decke, den Kopf von der Mütze befreiend. Ein angenehmer Halbschlaf beschlich ihn bald, der die Glieder löst und das Ohr abstumpft, obgleich es die Geräusche noch verworren in sich aufnimmt. Auch Tarsen hörte wie aus weiter Ferne Stimmengemurmel, bald lauter, bald leiser, ohne die Worte zu verstehen, das Klingen von Gläsern — —. Plötzlich fuhr er mit einem jähen Ruck völlig wach in die Höhe. Er wußte nicht, was ihn erweckt hatte, ob er bereits geschlafen und geträumt, ob irgend ein Geräusch schuld an dem schreckhaften Auffahren gewesen, aber er richtete sich, auf den Ellenbogen gestützt, völlig auf und strich mit der andern Hand über Stirn und Augen, dehnte dann die Glieder, gähnte, und nun hörte er wieder die Stimmen — dicht in seinem Rücken, leise zwar, aber deutlich vernehmbar. Er wußte sofort, daß dort hinter der Zeltwand die drei Burschen saßen und sich an dem geschenkten Grog gütlich taten, er hörte das Knacken des Holzes, und die Leinewand bewegte sich manchmal wie unter einer Berührung hin und her. Lange hatte er also noch nicht geschlafen, wenn es auch Zeit sein mußte, sich wieder zu den Kameraden zurückzubegeben. Er gähnte noch einmal herzlich und hob sich eben zum Aufstehen, als er seinen eigenen Burschen sagen hörte:

„Er ist doch gut, unser Rittmeister, wenn er auch viel schimpft und flucht vor der Schwadron — den andern das Bier und uns den Grog — mehr kann man nicht tun."

„Aber Bursche möchtest du doch nicht bei ihm sein,

Jungeken, was?" fragte Ferdinand. „Ich kann dir sagen, ich habe das Hundeleben dick und bin froh, daß ich jetzt wegkomme."

„Na, viel Arbeit hast du doch eigentlich nicht, und das schöne Essen dazu —"

„Aber er immer den Säbel in der Faust, alle Augenblicke gibt's einen Hieb mit der flachen Plempe. Wenn ich mich immer hätt' beschweren wollen, dann könnt' unser Rittmeister man einpacken."

„Nachher gibt's dafür aber einen hübschen Groschen, das wissen wir ja doch von der Schwadron her, aber wenn er wütend ist, ist er auch der leibhaftige Satan. Hält's denn die Gnädige gut mit ihm aus?"

„Na, das geht; heut so und morgen so. Viel gefallen läßt sie sich nicht. Nicht so viel wie die erste, sagt Jean, der damals schon in des Rittmeisters Diensten war."

„O je! Dafür ist sie ihm aber auch untreu geworden, und er hat ihren Liebsten erschossen. Ich weiß es genau von Jakob von der dritten Schwadron, der ein Landsmann von mir ist. Mein Leutnant war ja mit dabei, und bei dem war Jakob Bursche. Das war auch schlecht genug von so einer Frau."

„Jawohl, Mensch, du redest, wie du es verstehst. Aber das ist ja gar nicht wahr! Siehst du, die Frau hat Briefe von ihrem Mann von einer andern haben wollen, und der andere — ihr Liebster, wie du denkst — hat ihr dazu geholfen, und in den Briefen hat sehr was Schlimmes gestanden für unsern Rittmeister. Und dann hat sie die Briefe aus der Wohnung von dem andern geholt, und unser Rittmeister hat sie verbrannt und hat ganz genau gewußt, daß nichts weiter zwischen den beiden war, aber doch hat er ihn tot geschossen. Das wird er wohl auf dem Gewissen haben, denn daß ihm manchmal so was im Kopf herumgeht, das ist sicher."

„Nanu?! Kerl, rede dir nichts an den Hals."

„Hals hin und her! Was ich weiß, das weiß ich eben! Und

die Lisette, die weiß von unserer Gnädigen noch viel mehr, und dann erzählt sie's dem Jean wieder und fragt danach, und der weiß noch vieles von früher. Mit meinen eigenen Ohren hab ich's gehört und habe dabei gesessen, und —" der Erzählende unterbrach sich, um sein Glas zu leeren.

Im Offizierszelt aber hatte Tarsen sich langsam, langsam wieder auf das Stroh niedersinken lassen; er fühlte, daß er bleich war und jede Fiber in ihm sich spannte. Vielleicht sollte er gehen, hier nicht den Lauscher auf das Geschwätz halbtrunkener Untergebener machen — eine Bewegung, und die redseligen Burschen verstummten, aber da war etwas in ihm, das ihn mit eiserner Gewalt zwang, das seine Glieder band und ihn unfähig machte, sich zu regen. Er gab sich keine Rechenschaft von dem unheimlichen Gefühl, das plötzlich über sein Empfinden kroch, er mußte zuhören, mochte er erfahren was er wollte, mochte er sich nachher seiner Handlung schämen — gleichviel, er mußte!

„Erzähle doch," drängten die anderen, „wir sagen's nicht weiter, Ferdinand."

„Na, also, das letzte Duell, was er gehabt hat, dabei soll die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Darauf ist seine erste Frau weg von ihm in einer Flucht und hat ihm lieber ihr Geld gelassen, als daß sie bei ihm geblieben ist, und seine jetzige hat ihn einen Mörder darum genannt und geschimpft und geschrien hat sie — —! Na, das war schon nicht mehr schön!"

„I, was du nicht sagst!"

„Ja, ja, Jungeken, die vornehmen Leute sind auch nicht besser wie wir! Und die Lisette, ich sag' dir, die Lisette solltest du bloß mal hören. Die Gnädige erzählt ihr ja alles!"

„Nanu!"

„Ja, und die eine Nacht, das war ja toll! Da mußte ich mit Jean, der sehr die Nase darüber zog, das große Bild vom Boden schleppen, das der Rittmeister dahinauf hat bringen lassen. Es war sehr schön, mit einem goldenen Rahmen und ein Weibsbild darauf mit roten Haaren, und

das sollte die erste Frau von ihm vorstellen; ich glaub's aber doch nicht recht. Wie wird denn einer seine Frau so malen lassen! Halb ohne Kleid und daß andere Leute sie anspucken — denn das war auf dem Bild. Und wir mußten es in eine Ecke lehnen, und die Gnädige stand davor. — ‚So! — Nein, so Jean!' — Das Probieren hört nicht auf. Wie in der Nacht er nach Hause kommt, schießt er doch los auf das Bild, daß wir alle aus den Betten springen, und dann der Skandal! Ich glaubte, sie prügelten sich, Lisette sagte freilich, so gemein war's nicht!"

„Aber, Mensch, das ist ja doch alles Unsinn," meinte Tarsens Bursche überlegen. „Sonst wüßten sie's doch beim Regiment. Und mein Leutnant, so klein und jung er ist, der diente nicht unter ihm, wenn das wahr wäre!"

„Wissen! Wissen!" höhnte Ferdinand, bei dem der Grog wirkte. „Warum soll er's denn wissen? Die Gnädige hat's doch auch nicht gewußt, als sie ihn heiratete, uud wenn das Frauenzimmer nicht gekommen wäre . . ."

„Welch' Frauenzimmer? Du bist ja besoffen, Kerl!" Und sie lachten den Redseligen aus, der darüber sehr in Zorn geriet.

„Glaubt's nicht, ihr Affen! Das Frauenzimmer war eine Schauspielerin oder sonst was, meinte Jean — seine alte Liebste. Sie wollte Geld — und von den Briefen hat sie alles erzählt — und geschrieben hat sie ihm auch, und da ist die Gnädige hinter gekommen. Die hat ihr auch was gegeben, sagt Lisette, und sie zu seiner ersten Frau geschickt, denn die lebt noch, sage ich euch."

Ein spöttisches, unterdrücktes Lachen der andern.

Auf Tarsens Stirn perlte kalter Schweiß, seine Hände zitterten. Unter den Worten des Halbberauschten, so konfuse sie waren, erstand ihm ein gräßliches Bild, vor dem er schauderte. Die kalte, öde Winterlandschaft — Deesenberg tot; Hafften sein Mörder — unter dem Schutz des Gesetzes der Ehre . . . Unmöglich! Wahnsinn das alles, Geschwätz der Dienstboten im Hause. Eine exemplarische Strafe für

den Verleumder, der es gewagt, das alles zu wiederholen. Und während Tarsen in zorniger Erregung gegen den Missetäter aufzufahren versuchte, war doch eine Stimme in seinem Innern, die ihm unablässig wiederholte: „Und wenn es nun wahr ist? Wenn dich dein Empfinden nicht trog? — Was dann? Was dann?" —

Der junge Offizier preßte den Kopf in beide Hände; er hätte aufweinen mögen vor Qual. All die Zuneigung, die er für Hafften gefühlt, und all der Abscheu, über den er manchmal nicht Herr zu werden vermochte, lagen im erbitterten Kampf miteinander, und als drittes mischte sich die Pflicht hinein, die Pflicht, die ihm gebot, von dem Gehörten Anzeige zu erstatten. — Was aber tat er damit? Fertigte er Hafftens Todesurteil aus, oder zertrat er nur einer verächtlichen Verleumdung den Kopf? — Draußen ging das Gespräch weiter; er hörte nicht mehr darauf. Das unselige Dilemma, in dem er sich befand, beherrschte ihn ganz und gar, und doch kam ihm auch nicht einmal auf Sekunden die Überlegung, ganz von dem zu schweigen, was er — und nur er allein mit angehört hatte, ohne daß jemand darum wußte. Er mußte den Weg gehen, den seine Ehre, die Auffassung seines Standes ihm gebot, mochte es kosten was es wolle; aber er knirschte mit den Zähnen und biß sich die Lippen wund, denn da war wieder die unbarmherzige Stimme in ihm, die immer deutlicher rief: „Es ist Wahrheit! Wahrheit!"

Hastig sprang Tarsen auf und trat ins Freie, länger untätig zu bleiben war ihm unmöglich. Mit schnellem Entschluß ging er um die Zeltwand herum und trat in den Feuerkreis.

„Ferdinand!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Hurtig kam der Untergebene dem Rufe seines Vorgesetzten nach, Tarsen sah, daß er keineswegs einen Trunkenen vor sich hatte, mochte der Grog wirklich die Lippen entsiegelt haben; was er gesprochen, wußte der Bursche jedenfalls noch sehr gut. Die Hände in die Paletottaschen versenkt, denn

ein nervöses Frösteln schüttelte ihn, trat der Leutnant ein wenig in den Hintergrund zurück und begann halblaut:

„Ich denke doch, der Grog hat vorhin aus Ihnen gesprochen, Ferdinand, oder könnten Sie, was Sie zu den andern über den Herrn Rittmeister geäußert, unter Umständen vertreten? Ich habe alles mit angehört, ich lag dort im Zelt.“



Totenbleich, mit schlotternden Knien starrte der Bursche auf den jungen Offizier vor sich, dessen Augen klar und durchdringend aus dem blassen Gesicht auf den Unglücklichen schauten, während das Licht der bald aufprasselnden, bald zusammensinkenden Flammen in raschem Wechsel darüber hinglitt. Ferdinand war keines Wortes mächtig.

„Antworten Sie mir,“ fuhr Tarsen eindringlich fort, „und vor allen Dingen, sagen Sie die Wahrheit!“ Ihm selbst unbewußt, hatte seine halblaute Stimme einen be-

schwörenden Klang, wenn er auch sonst durch nichts verriet, wie sehr er gefoltert wurde.

„Ich habe keine Lüge gesagt, Herr Leutnant," stotterte der Bursche endlich zitternd vor Angst. „Alles ist wahr, der Jean und die Lisette können es mir bezeugen."

Tarsen schwieg einen Augenblick; ihm war, als stände ihm das Herz still. In dem Widerschein des Feuers, das matt auf sein Gesicht fiel, sah er ebenso bleich aus wie der Missetäter vor ihm und die beiden anderen im Hintergrunde.

„Es ist gut!" sagte er dann mit leisem Kopfnicken und verschwand im Dunkel der Nacht.

Schweigend krochen die drei Burschen aneinander, der Grog wurde kalt, sie dachten nicht mehr daran.

„Du Unglücksmensch! Daß du auch nicht dein Maul halten konntest", sagte der eine.

„Wir waren doch noch drin im Zelt, und da war es leer," sagte der andere; „daß auch der Deibel gerade den herführen muß! Na, Ferdinand, nun geht's dir schlimm."

„I, hol's der Henker! Ich habe nicht mehr gesagt, als wie wahr ist, eher noch weniger; den Kopf kann's nicht kosten, und wenn sie mich fragen, sage ich, was ich weiß. Der Rittmeister wird wohl mehr Angst kriegen wie ich."

Damit suchte Ferdinand sich zu trösten, obgleich ihm nicht geheuer zu Mut war — denn der fixe Leutnant war ein ganz verfluchter Kerl. Mit Todesverachtung trank er seinen kalten Grog hinunter. —

Tarsen irrte in weitem Bogen um das Feuer herum, an dem seine Kameraden saßen und tranken. Er sah von fern die dunklen Gestalten, sah sie sich bewegen, hierhin und dorthin neigen, während die mächtige, dunkle, bewegliche Rauchsäule über ihnen zum Himmel emporstieg. — Dort saß Hafften. Er unterschied die Umrisse seiner herkulischen Gestalt ganz deutlich, hörte seine Stimme — dorthin konnte er nicht. — Aber zu jemand mußte er sprechen; es schnürte ihm die Brust zusammen, es erdrückte ihn fast.

Dicht neben ihm aus einer schmalen Zeltwand brach

Lichtschein, er sah gerade die kleine Flamme in der Laterne, die von oben herabhängend, dem Adjutanten das Licht zu seinen schriftlichen Arbeiten gab. Gott sei Dank, Adler also hatte sich dem Kreise dort drüben noch nicht angeschlossen, ihn konnte er sprechen. Vorsichtig schob er die Leinwand ein wenig zur Seite und steckte den Kopf hinein.

„Sind Sie allein, Adler?"

„Ja. Den Kommandeur plagte der Rheumatismus so heftig, er hat sich für die paar Nachtstunden beim Wassermüller einquartiert. — Fünfzig Schritt von hier. — Was machen Sie denn aber? Sind Sie nicht am Feuer?"

Adler hatte immer weiter geschrieben ohne aufzublicken, die Mappe auf den Knien. Sein schmales, scharfgeschnittenes Gesicht hatte in der halben Beleuchtung, hinter sich die helle Leinwand, etwas Ehernes, etwas das Tarsen sagte, Mitleid und Freundschaft würden bei diesem Manne niemals die maßgebenden Faktoren sein. Er suchte vergeblich nach einem Anfang für das, was er sagen wollte, und frappiert von diesem Schweigen sah Adler mitten im Wort auf.

„Tarsen, was ist Ihnen passiert?"

Der junge Offizier setzte sich auf eine Wolldecke, die im Winkel zusammengerollt lag, offenbar war sie dem Adjutanten im Wege gewesen; er stützte die Ellenbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen davon sprechen soll. Ich möchte und möchte doch auch wieder nicht — es ist zu unglaublich!"

„Betrifft es Sie?" fragte der Adjutant, den Bleistift an die Lippen führend.

„Nein."

„Wen denn?"

„Hafften! — Ja, ich muß es Ihnen sagen, Adler, trotzdem ich Ihre Denkweise kenne, und weiß, daß Sie nur gerecht und nichts weiter als gerecht sein werden."

„Sagen Sie lieber, daß ich nur die Gesetze der Ehre kenne und nur ihnen allein Berechtigung einräume."

„Auch so! — Hören Sie zu, Adler!" Und mit gedämpfter Stimme, ohne sich zu regen, erzählte Tarsen das, was er soeben gehört. „Sie werden wie ich sagen, es sei nur Dienstbotengeschwätz; aber daß sich das an einen der Unsern hängen kann, in solcher empörenden Weise noch dazu, das bringt mich ganz außer mir." —

„Also doch!" sagte Adler endlich und beobachtete den Bleistift, den er vertikal zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her bewegte. „Also doch! — Ich habe es längst geahnt."

Tarsen sprang plötzlich auf die Füße, der Säbel klirrte laut bei der heftigen Bewegung.

„Sie glauben, Adler? Sie könnten glauben —?"

„Ich weiß vor allen Dingen eins; unter keiner Bedingung dürfen wir über das Geschehene schweigen. Ich werde selbstverständlich dem Obersten davon dienstliche Mitteilung machen; der Ehrenrat muß zusammentreten und die Sache untersuchen. Halbe Maßregeln sind da nicht statthaft, Kleiner," setzte er mit einem flüchtigen Streifblick auf Tarsen hinzu. „Entweder Hafften ist grundlos verdächtigt, dann kann ihm nur am meisten am Zursprachekommen und an der Aufklärung solcher Gerüchte liegen, oder — er ist es nicht, und dann — wollen Sie unter solchem Vorgesetzten noch länger Ihr Schwert ziehen?"

„Nein, bei Gott! Das will ich nicht — das kann ich nicht!"

„Bis morgen lassen wir die Sache ruhen, da ist Ruhetag, aber sobald wir in die Quartiere gerückt sind, werde ich tun, was meines Amtes ist. Ich denke, Tarsen, Sie empfinden wie ich."

„Ja, das tue ich," entgegnete dieser, konnte aber nicht verhindern, daß ihm gleichzeitig fröstelnd die Zähne zusammenschlugen.

„Ich begreife Sie allerdings vollkommen," fuhr der Adjutant fort, „aber nun will ich erst diesen Befehl noch unterzeichnen, dann begleiten Sie mich wohl ein Stückchen, mein Brauner hat heute zweimal gehustet, ich will einmal nachsehen, wie es steht."

Arm in Arm verließen die beiden Offiziere das Zelt; wie auf Verabredung erwähnten sie nichts mehr von der Hafftenschen Affaire, obgleich jeder im stillen lediglich damit beschäftigt war. In weitem Bogen vermieden sie das Feuer und die Kameraden; als sie aber von dem Gange zu den Pferden zurückkehrten, hatte Hafftens scharfes Auge die beiden dunklen Gestalten doch erkannt und rief sie an.

Zögernd blieben sie stehen, dann sagte Adler kurz entschlossen: „Warum eigentlich nicht! Es ist verteufelt kalt und ein Glas Glühwein nicht zu verachten. So lange wir schweigen, müssen wir uns auch mit uns selber abfinden. Lassen Sie uns hingehen, Tarsen.“

„Na endlich!“ sagte Hafften, neben dem Tarsens Platz noch offen geblieben war, und rückte ein wenig zur Seite. „Sie haben wohl erst die Haare in den Schwänzen der Gäule gezählt, ehe Sie Ruhe haben! So lange hat es wenigstens gedauert. Rüstern, ein volles Glas für Tarsen.“

Beide Hände übereinander auf den Säbelkorb gelehnt, mit dem herkulischen Oberkörper ein wenig hin und her schwankend, saß Hafften breitbeinig da. Gesicht und Augen waren gerötet, alle Anzeichen einer ziemlich starken Trunkenheit vorhanden, auch die Stimme klang heiser und der Ton rechthaberisch wie immer, wenn er sich in solchem Zustande befand. Mit einem nicht zu überwindenden Gefühl von Unbehagen setzte sich Tarsen zu seinem Rittmeister. Am liebsten hätte er Länder und Meere zwischen sich und ihn gelegt, nun mußte er hier neben ihm aushalten, Seite an Seite. So disharmonisch wie in diesem Augenblick hatte ihm Hafftens Stimme noch nie in den Ohren geklungen, so abgestoßen war er noch nie durch das Flackern der Augen, das unruhige Spiel der Finger. Unbemerkt saugten sich seine Augen an diesen Zügen fest; ja — sie konnten alles bergen! Es war da ein Zug — ein so häßlicher, unsympathischer Zug zwischen Nase und Mund, der mit dem Flackern der Augen in inniger Beziehung stand.

„Hafften hat mehr wie genug,“ stieß Rüstern ihn leicht

in die Seite. „Es hätte vorhin schon beinahe Skandal gegeben. Wollen wir nicht bald aufbrechen?“

Tarsen nickte zerstreut. Er mußte immer wieder auf Hafften sehen; er zog ihn an, wie die Schlange den willenlosen Vogel. Nun hatte er gar einen Toast ausgebracht. Stotternd, weil die Zunge nicht mehr so



recht wollte, aber sonst noch ziemlich im Zusammenhang; er galt der schönen Manöverzeit.

„Prosit! Prosit! Prosit!“ klang es gedämpft im Kreise.

Hafften ergriff nochmals das Glas und wandte sich an seinen jungen Offizier. „Prost, Tarsen! Sie als Gamaschenknopp sollen noch extra leben!“

Auch dessen Hand streckte sich nach dem dampfenden

Getränk aus; er umspannte schon den Fuß des Glases. Wie Blei lag es ihm da plötzlich im Arm, ein jähes Aufbäumen, ein Zurückzucken alles dessen, was edel und männlich in ihm war. — Das Zögern dauerte nur ein paar Sekunden, niemand hätte es vielleicht bemerkt, denn schon hob er langsam die Hand — aber der Halbtrunkene, dessen adlerartiger Blick durch jede Erregung doppelt geschärft wurde, hatte den Vorgang gesehen — blitzartig begriff er, ohne alle deutliche Kombination, und nun schnarrte seine Stimme noch einmal so laut und heiser:

„Herr Leutnant von Tarsen, ich gab mir die Ehre, Ihnen mein Glas zum Anstoßen zu bieten. Ihr Zögern ist beleidigend — haben Sie irgend einen Grund, nicht mit mir anstoßen zu wollen?"

Tarsens Hand zitterte leicht als sie das Glas absetzte, aus seinen klaren, stahlblauen Augen blitzte ein schneidend kalter Strahl, und eine jähe Blässe lief über seine Wangen.

„Vielleicht — Herr Rittmeister," sagte er mit gehaltenem Ton, scheinbar ohne alle Erregung.

Hafftens Hand ballte sich zur Faust, unbeachtet fiel ihm der Säbelkorb gegen die Brust. Eine dunkle Blutwelle färbte sein Gesicht, man sah die Adern an den Schläfen klopfen, und doch lag gleichzeitig, trotz des maßlosen Zornes, der ihn beherrschte, ein schreckhaftes Etwas im Hintergrunde, das scheu dem Kommenden entgegenzublicken schien — aber der Zorn riß es mit sich fort.

„Was soll das heißen, Herr von Tarsen? Was soll das heißen?" Die Worte kamen ihm keuchend aus der breiten Brust, er sah in diesem Augenblick abscheulich aus.

Tarsen schwieg. Ohne mit der Wimper zu zucken, blickte er in das Gesicht des Trunkenen.

„Entschuldigen Sie sich augenblicklich — augenblicklich, sage ich Ihnen — oder — oder ich schieße Sie nieder wie einen Hund —" knirschte Hafften zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, seiner Sinne nicht mehr mächtig.

„Ich akzeptiere Ihre Forderung trotz der sonderbaren Form,

in der sie ausgesprochen wurde," sagte Tarsen kalt. „Jede Bedingung ist von mir im voraus angenommen, ich erwarte Ihren Sekundanten."

Mit leichtem Gruß erhob er sich und verließ den Feuerkreis. Sein hübsches, jugendliches Gesicht zeigte keine Spur von Erregung, auch innerlich fühlte er sich keineswegs beunruhigt, im Gegenteil. Er hatte seinem innersten Empfinden unabsichtlich Ausdruck gegeben, ein Zeichen, daß es mächtiger war, als sein Wille; nun nahm er gefaßt die Konsequenzen auf sich, die er sich dadurch zugezogen. Er hätte sich verachtet, wenn sein Puls jetzt auch nur einen Schlag schneller gegangen wäre wie gewöhnlich, und er freute sich, daß das nicht der Fall war.

„Tarsen! In drei Teufels Namen, Tarsen, was ist Ihnen denn eingefallen?" fragte Rüstern, der erst seit kurzer Zeit Leutnant, ebenfalls bei Hafftens Schwadron stand, und zeigte dem Angeredeten ein blasses Gesicht. „Was hatten Sie nur?".

Tarsen bewegte abwehrend den Kopf. „Lassen Sie es gut sein, das kann ich Ihnen unmöglich beantworten, aber erweisen Sie mir einen Dienst und seien Sie morgen mein Sekundant. Jede Bedingung wird akzeptiert. Hören Sie, jede! Nur dringen Sie auf das Austragen der Affaire im Laufe des morgenden Nachmittags, gleich nach dem Einrücken. Machen Sie es noch hier im Lager, vor Tagesanbruch ab."

„Es tut mir aufrichtig leid, ich schätze Sie so hoch," sagte Rüstern mit etwas unsicherer Stimme und legte dem Kameraden die Hand auf die Schulter, „aber Hafften ist ein so guter Schütze. — Wäre denn kein Ausgleich möglich?"

„Nein! Keiner!" Tarsens Stimme klang ruhig und entschieden. — Rüstern schwieg.

„Auf ein Wort, lieber Tarsen, wenn ich bitten darf!" Die lange Gestalt des Adjutanten tauchte plötzlich aus dem Dunkel auf und hielt die langsam Vorwärtsschreitenden auf. „Kommen Sie mit in mein Zelt, da sind wir ungestört, und

bleiben Sie auch die Nacht bei mir, Sie können doch unmöglich mit Ihrem Gegner kampieren. Bei mir ist Raum."

„Darf ich mich Ihnen anschließen, Adler?" fragte Rüstern. „Es ist mir ein scheußliches Gefühl, allein mit Hafften die Nacht zu verbringen."

„Immerhin; aber vorher bitte ich um eine Viertelstunde unter vier Augen mit Tarsen. Gehen Sie so lange zu den Übrigen zurück. Wenn auch die Gemütlichkeit wieder einmal gestört ist, der Glühweinrest muß doch vertilgt werden." — Kaum hatte sich Rüstern entfernt, als der Adjutant seine Hand fest und eindringlich auf Tarsens Arm legte. „Das Duell darf natürlich unter keiner Bedingung morgen stattfinden," sagte er entschieden.

„Nicht?!" Tarsen zuckte auf, als habe er einen Schlag empfangen. „Kein Wort weiter in diesem Sinne, Adler; Sie würden mich nur verletzten, ohne an den Dingen etwas zu ändern. Ich stelle mich ihm, auf alle Fälle."

„Aber ich leide es nicht," sagte der Adjutant ruhig, während der andere allmählich in eine leidenschaftliche Erregung geriet. „Soll er uns etwa wieder einen tüchtigen Offizier über den Haufen schießen? Soll wieder ein solcher Skandal in unserem Regiment vorfallen?"

„Daran zu denken, das alles in Erwägung zu ziehen, verträgt sich nicht mit meinen Ansichen von persönlicher Ehre," brauste Tarsen auf, den der Widerstand des Adjutanten erbitterte.

„Ihre Ansichten von persönlicher Ehre kann ich allerdings nur loben, mein lieber Tarsen; obgleich sie in diesem Fall Ihren persönlichen Interessen zuwiderlaufen. Ich sage Ihnen, Hafften saß das böse Gewissen im Nacken. Wäre ich vorher noch einen Augenblick im Zweifel gewesen, jetzt bin ich es nicht mehr, und deshalb fühle ich mich veranlaßt, zu handeln."

„Morgen! Von morgen abend ab können Sie tun, was Sie wollen, Adler! Aber meine persönliche Angelegenheit geht unbedingt vor; und Gott sei Dank, die Sache liegt ja

auch günstig, denn bis morgen sind Ihnen die Hände gebunden," setzte er mit tiefem Aufatmen hinzu.

„Sie irren, lieber Freund, dort das dunkle Gebäude beherbergt unseren Oberst, in einer Viertelstunde wird Graf Beutler von allem unterrichtet sein."

„Adler, ich beschwöre Sie, tun Sie mir das nicht an! Sie drücken mir ja mit Ihrem Vorgehen die Pistole gegen mich selbst in die Hand! Glauben Sie, ich könnte leben mit dem Brandmal der Feigheit auf der Stirn?"

Die Stimme des jungen Offiziers zitterte, seine Hände waren kalt wie Eis. Aus dem Ton der Worte hörte Adler deutlich, wie es um den Seelenzustand des Kameraden bestellt war.

„Lieber Tarsen, seien Sie vernünftig, nicht so unerhört aufgeregt. Würde ich Ihnen etwas raten, das einen Schatten auf Ihre Ehre zu werfen imstande ist? Sind wir nicht beide Offiziere, die wissen, was wir uns selbst, unserer Stellung schuldig sind! Lägen die Sachen anders, wahrhaftig, ich hätte kein Wort dagegen. Aber bedenken Sie doch nur — Ihre Mitteilung! —"

„Ich wollte, ich hätte geschwiegen," stöhnte Tarsen dumpf.

„Ist denn Hafften wirklich noch wert, Blut zum Abwaschen einer Beleidigung fordern zu dürfen? Regt sich in Ihnen nicht selbst das Widerstreben, Ihre Brust jemandem darzubieten, dessen Waffe schon einmal zu einem Verbrechen mißbraucht wurde? Nicht persönliche Rücksicht darf in Ihren Entschließungen ein Wort mitsprechen — ich kenne Sie ja, Tarsen — sondern nur das Gefühl der Empörung. Der Zweikampf — die letzte, die schwerste Instanz, die wir anrufen können um einen Schimpf zu rächen, bei dem wir freiwillig Blut und Leben drangeben — so entwürdigt, zu einem Deckmantel gemacht für Haß und Mord!" Der Adjutant schwieg und faßte Tarsen, der gesenkten Hauptes dastand, bei der Schulter. „Wenn Sie auch heute nicht mit mir übereinstimmen," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „später wird Ihr gesunder Sinn siegen."

„Feig! Feig wird man mich nennen!“ stöhnte Tarsen, und in seine blauen Augen trat es heiß und bennend. „Feig — weil Hafften ein unfehlbarer Schütze ist —“

Der Adjutant ließ ihn los und zwirbelte seinen roten Bart in die Höhe. „Liegt Ihnen etwas an meiner Meinung?“

„Gewiß!“

„Nun denn, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Sie für einen vortrefflichen Offizier, für einen nach jeder Richtung hin ehrenwerten Menschen und tadellosen Charakter halte. Genügt Ihnen das?“

„Ich danke Ihnen, Adler!“

„Mit Gut und Blut, Leib und Leben werde ich stets für die Lauterkeit Ihrer Gesinnungen in die Schranken treten. — Wollen Sie nun vernünftig sein?“ Er bot ihm die Hand. Schweigend legte Tarsen die seine hinein. —

„Bleiben Sie hier in der Nähe, ich wecke den Oberst. Als Mitglied des Ehrenrats habe ich die Verpflichtung, die Sache sofort zur Anzeige zu bringen. Sie können doch unmöglich morgen noch unter Hafftens Kommando treten! Ihre Aussage werden Sie zunächst mündlich machen müssen; ich nehme dann später das Protokoll auf. Warten Sie.“

Noch einmal ein fester Händedruck. In der schweigenden Nacht hörte Tarsen noch lange das leise Klirren des Säbels. Ein Pferd wieherte im Traum, ein Schläfer stöhnte — dann wieder alles still — so still, daß man den schweren Seufzer hören konnte, der sich den Lippen des jungen Offiziers entrang. Die Hände in den Paletottaschen vergraben, ging Tarsen unablässig auf dem kleinen Raum auf und nieder; er wußte nicht, ob viel oder wenig Zeit vergangen war, als Adler endlich wieder neben ihm auftauchte. In seinem Herzen nagten die Erlebnisse der letzten Stunden unablässig und gestatteten ihm keinen klaren Gedanken. Hatte Adler recht? Oder war es sein Gefühl, dem er folgen mußte, wenn er bleiben wollte, was er war? Der richtige Maßstab fehlte ihm in dieser Erregung, aber wie ein schwacher Trost machte

sich doch immer wieder eins in seinen Gedanken geltend: Wenn die Verhältnisse, die augenblicklich mächtiger waren, als sein Wille, ihren Stachel nachher gegen ihn kehren sollten — dann gab es Pulver und Blei auch für den, dem eine andere Macht fehlte, Geschehenes und Gewolltes in Einklang zu bringen. Eine Kugel! Und er zeigte den anderen, daß er nicht feig war. Feig! Welch' abscheuliches Wort für einen Mann — einen Offizier! Und dann fielen ihm Adlers Worte ein und legten sich wie Balsam auf die empörten Wogen seines Gefühles. —

Der Oberst empfing die beiden Offiziere trotz der späten Stunde wieder völlig angekleidet und nahm mit ernstem Ausdruck Tarsens Bericht entgegen. Ohne ihn zu unterbrechen, hörte er alles still mit an, und als er geendet, sagte er freundlich: „Ich danke Ihnen, Herr von Tarsen. Selbstverständlich kann von Ihrem Duell mit dem Rittmeister von Hafften zunächst keine Rede sein. Erweist sich das, was ich soeben von Ihnen gehört, als Verleumdung, so haben Sie dann noch Zeit, sich mit dem Rittmeister auseinander zu setzen. Ich danke Ihnen." —

Fahl färbte sich im Osten der Horizont, langsam erst, dann schneller verbreitete sich der Schein. Ein kalter Wind blies aus Norden herüber und ließ die eben Erwachten bei den verlöschenden Feuern vor Frost zusammenschauern. Auf den Woilachs der Pferde lag dicker Tau, die Mäntel der Soldaten fühlten sich feucht an, und an den Gräsern der Wiese hingen glitzernde Tropfen. Der Wind fegte den Rauch der kohlenden Scheite landeinwärts, mit ihm mischten sich die Nebel, die aus Fluß und Wiese in langen durchsichtigen Gebilden aufstiegen. Am Himmel verblaßten langsam, langsam die Sterne, der Horizont rötete sich, im Lager wurde es lebendig. —

Aus wüstem, unruhigem Schlaf fuhr Hafften in seinem Zelt empor. Der Kopf war ihm schwer, die Glieder steif; aus den geschwollenen Augenlidern blinzelte er schläfrig, noch nicht völlig bei sich, in die dämmernde Helle, die allmählich

sein Zelt erfüllte. Er war allein, die Lagerstätten neben ihm schienen völlig unberührt. Mit gewaltigem Erstaunen riß er die Augen ganz auf. Wie kam das? War er denn recht hier? Wo blieben nur Tarsen und Rüstern, denn das, was sich da fahl durch die Leinwand stahl, war Tageslicht. Schwer sank ihm der Kopf noch einmal rückwärts, in dem Chaos seiner Gedanken suchte die Erinnerung Fuß zu fassen. — Er hatte gestern abend getrunken, viel getrunken. Der Schädel brummte ihm noch, dann — dann — zum Teufel, es hatte ja schließlich Skandal gegeben! Mit wem doch? Er sann und sann. Mit Tarsen — richtig mit Tarsen.

Hafften setzte sich aufrecht und starrte mit blöden, schmerzenden Augen auf den schmalen Zeltspalt, durch den das Tageslicht immer heller flutete. Die Schläfen hämmerten ihm, der kalte Luftzug wirkte erfrischend. Warum doch? — O, wie genau er dies Sinnen und Grübeln kannte, wenn ihm am Abend vorher etwas zugestoßen war und die Geister des Weines es nachher aus seinem Gedächtnis gewischt hatten. Tarsen! Wie konnte er aber in Streit mit Tarsen geraten, seinem pflichtgetreuen kleinen Leutnant, für den er sich einer gewissen Schwäche wohl bewußt war. Und auch dieser hielt große Stücke auf ihn, seinen Rittmeister und älteren Kameraden, er hatte es ihm ja oft genug in seiner kindlich harmlosen Art und Weise gezeigt. Bah! Die Sache mit Tarsen konnte — durfte nicht ernst werden. Eine Entschuldigung schlimmstenfalls seinerseits, — lieber das, als Tarsen vor dem Lauf seiner Pistole haben, das blühende, jugendfrische Gesicht mit den klaren Augen und dem sprossenden blonden Bärtchen. Allerdings waren die Kameraden Zeugen gewesen, aber das durfte ihn nicht zurückhalten; was in der Trunkenheit geschehen, dafür konnte man ihn nicht ernstlich verantwortlich machen. Aber was war geschehen? Was denn? Weshalb war nicht wenigstens Rüstern da, um ihm Auskunft zu geben? Tarsen war immerhin ein ganz eigentümlicher Mensch, man mußte ihm darin Rechnung tragen. Und je mehr Hafften sich das sagte, je unbehaglicher wurde ihm zu

Mute. Das Schnauben und Wiehern der Pferde, das Sprechen der Mannschaften klang durch die kalte Morgenluft bis zu ihm herein. Auch der Bursche kam, um zur Hand zu sein, aber dessen verstörtes übernächtiges Aussehen fiel ihm nicht weiter auf.

Draußen wurde es lebendiger, und Hafften trat, von einer nicht zu bemeisternden Unruhe erfaßt, ins Freie. Tarsen ließ sich nicht sehen — niemand! Er hoffte, ihm zu begegnen, möglichst ohne Zeugen, ehe sich noch die Schwadron zum Abmarsch bereit machte; war die Affaire nur erst geordnet, dann würde das andere auch wieder ins rechte Geleise zurückkommen. —

Als der Rittmeister den ersten Schritt vorwärts machte, stieß er auf den Adjutanten, der ihn mit seinem undurchdringlichsten Dienstgesicht zum Obersten beschied. Hafften, der im ersten Augenblick erwartet hatte, in Adler Tarsens Sekundanten zu sehen, blickte überrascht auf.

„Na, was gibt's denn, Adler?" fragte er in seinem gewöhnlichen Ton. „Bin wahrhaft'g neugierig, was da auf der Pfanne ist! So kurz vor dem Ausmarsch gibt es doch nichts Wichtiges mehr! Was?" Der Adjutant zuckte schweigend die Achseln. Hafften spürte wieder jene Atmosphäre von Kälte sich entgegenwehen, die er erst in letzter Zeit siegreich überwunden; das Unbehagen in ihm verstärkte sich. „Muß es gleich sein?"

„Sofort, lautet mein dienstlicher Befehl."

„Sie haben doch denselben Weg, kommen Sie also, Adler! Ich bin bereit, außerdem möchte ich noch mit Ihnen sprechen." Hafften str.ch mit zwei Fingern den Schnurrbart auf und wandte sich zum Gehen. Der Adjutant indes blieb stehen.

„Meine Pflicht ruft mich noch weiter, Herr Rittmeister, bedauere sehr." Höflich formell berührte er leicht mit der Hand den Helm und ging weiter, an Hafften vorüber.

Dieser stutzte. Wie eigentümlich Adlers Ausdruck und Mienen gewesen — warum kam er nicht mit ihm? Dort drüben sah er ihn doch wieder die Richtung ändern und den

Weg nach der Mühle einschlagen; es war also nur eine Ausflucht gewesen, er wollte nicht mit ihm gehen. Der Rittmeister biß sich auf die Lippen. Verflucht, daß das gestern abend auch wieder vorkommen mußte! Es war alles im besten Zuge gewesen. Nun hatte er wieder die isolierte Stellung, die ihm so verhaßt gewesen, und augenscheinlich wandte sich aller Sympathie Tarsen zu. Unter solchen Gedanken betrat er die Mühle, klopfte und stand einige Sekunden später vor dem Oberst, Groll im Herzen und Unbehagen in den Nerven. „Herr Oberst haben befohlen!“



„Allerdings, Herr von Hafften. Eine sehr peinliche, sehr delikate Angelegenheit zwingt mich — leider —“. Er ging wie im Unmut zwei Schritte vorwärts, kehrte dann wieder um und sah seinem Gegenüber fest in die Augen. „Es hat gestern abend noch ein Rekontre gegeben zwischen Ihnen und Herrn von Tarsen, das sich bis zu einer Forderung Ihrerseits zugespitzt hat. Ist es so, Herr Rittmeister?“

„Ich kann und will es nicht leugnen, Herr Oberst!“

Ton und Miene Hafftens verrieten das verächtliche Empfinden, das ihn einen Augenblick befiel. Das hatte er Tarsen nicht zugetraut! Sich eine solche Schutzwehr gegen die Möglichkeit eines unglücklichen Ausgangs zu suchen, war in seinen Augen unerhört und raubte dem jungen Offizier mit einemmal alle Sympathie, die er bis in diesem Moment für ihn gefühlt.

Der Oberst las das alles ganz deutlich aus dem schönen Männergesicht, das jetzt einen sehr häßlichen Zug zeigte; er runzelte etwas die Stirn.

„Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse, wenn ich bitten darf," sagte er in fast scharfem Ton, „haben Sie dagegen die Güte, mir die Ursache dieses Zerwürfnisses mitzuteilen."

„Herr Oberst, ich — ich weiß es in diesem Augenblick selbst nicht."

„Dann kann die Sache ohne Zweifel doch nur belanglos sein und wird einen Aufschub gestatten."

Hoch richtete sich Hafften auf. Die brutale Kraft seiner Erscheinung kam zwischen diesen kahlen, weißen Wänden, unter der niederen Decke, gegenüber dem viel kleineren Obersten fast imponierend zur Geltung.

„Ich bedaure sehr, Herr Oberst. Ehrenhändel aufzuschieben ist nicht meine Sache. Hätte mich der dienstliche Befehl nicht hierherbeschieden, wäre die Angelegenheit bereits in den Händen eines Sekundanten. Herr von Tarsen wird sich meiner ausdrücklichen Forderung nicht entziehen können."

Er sprach fast triumphierend, eine Siegestrunkenheit überfiel ihn; er wollte ihnen dann wenigstens allen zeigen, daß er ein Mann war, der weder Hölle noch Teufel zu fürchten brauchte.

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Herr Rittmeister, daß Herr von Tarsen nicht im Entferntesten beabsichtigt, derartig zu handeln, wie Ihre Worte ihn verdächtigen — ja verdächtigen, Herr Rittmeister!" wiederholte Graf Beutler mit erhöhter Stimme, „aber das kommt alles erst in zweiter Linie; zunächst handelt es sich um etwas anderes, das Sie persönlich betrifft, Herr Rittmeister." Er faßte mit nervöser

Hand nach einem Bleistift, der auf dem tannenen Tisch neben dem Schreibgerät lag und drehte ihn zwischen den Fingern hin und her. „Es sind da gestern abend im Biwak von einem Manne Ihrer Schwadron — Ihrem eigenen Burschen — Dinge erzählt worden, die einer strengen Ahndung und deshalb einer strengen Untersuchung bedürfen.“ Der Oberst machte eine Pause, Hafften unterbrach ihn weder mit einem Wort noch mit einer Bewegung, regungslos, kerzengerade stand er da und sah dem Sprechenden voll in das Gesicht; aber der Atem ging unregelmäßig, der eigentümlich rote Schein huschte ihm unaufhörlich jagend über Stirn und Schläfe. „Der Bursche,“ fuhr Graf Beutler schneller fort, „hat andern Leuten Ihrer Schwadron von häuslichen Szenen gesprochen, die — die — nun, kurz gesagt, er hat erzählt, daß Ihre Frau Gemahlin sich in bezug auf die Duellaffäre mit dem Hauptmann von Deesenberg Ihnen gegenüber eines sehr weittragenden Ausdruckes bedient hat, ferner ist ihr Verhältnis mit einer Chansonette und Sie schwertreffende Briefe besprochen worden, um derentwillen das ganze Duell damals stattgefunden haben soll. Ich erinnere mich Ihrer damaligen Eingabe noch sehr wohl — von Briefen stand allerdings nichts darin —“

„Woher sind Ihnen diese Mitteilungen geworden, Herr Oberst?“ fragte Hafften mit schwerer Zunge.

„Das sollen Sie sofort erfahren, Herr Rittmeister! — Herr von Adler!“ — Der Gerufene erschien, in der Hand das zusammengefaltete Protokoll. „Bitte, wollen Sie das aufgenommene Protokoll verlesen.“

Klar, langsam und ruhig fielen die inhaltsschweren Worte von des Adjutanten Lippen. Hafften hörte jedes einzelne. Die Hand im weißen Handschuh umklammerte so gewaltig den Säbelgriff, daß das Eisen tiefe Spuren in Leder und Fleisch hinterließ. Er mußte alle Kraft aufwenden, um ruhig zu bleiben, um nicht loszubrüllen wie ein wildes Tier, das sich plötzlich von allen Seiten umstellt sieht. — „Ruhe! Ruhe!“ sagte er sich, und dann fühlte er, wie eine eiskalte Hand nach

seinem Herzen griff und das Gewissen rief: „Vergeltung! Vergeltung!"

Mit einer stummen Verbeugung zog Adler sich wieder zurück; auch die beiden drinnen schwiegen für die Dauer einer Sekunde.

„Dienstbotengeschwätz! Verlangen Sie etwa, daß ich mich daraufhin rechtfertigen soll, Herr Oberst?"

Jedes Wort kam langsam und undeutlich durch die zusammengepreßten Zähne, die Zunge weigerte sich beharrlich, ihren Dienst zu tun, und mit jagender Eile schoß das erregte Blut nach dem Kopf.

„Wie die Sachen liegen, kann ich Ihnen das nicht ersparen, Herr Rittmeister. Entweder — und das soll eben die Untersuchung dartun, trifft den Mann eine exemplarische Strafe . . ."

„Also Herr von Tarsen hat das alles gehört?"

„Ganz recht; ehe er sich Ihrem Kreise anschloß. Es lag auch nicht in seiner Absicht mir sofort davon dienstliche Meldung zu machen, er wandte sich vielmehr Rat erbittend an Herrn von Adler, und erst dieser in seiner Eigenschaft als Mitglied des Ehrenrats hat mich auf Grund Ihrer Forderung hin noch in der Nacht davon benachrichtigt, obgleich Herr von Tarsen durchaus dagegen war und erst so viel Frist verlangte, um seinen Ehrenhandel mit Ihnen auszufechten."

Hafften lächelte höhnisch, sagte aber nichts.

„Ich nun, Herr Rittmeister," fuhr der Oberst daraufhin wieder etwas erregter fort, „ich nun werde das nicht eher dulden, als bis die andere Angelegenheit aufgeklärt, der Mann den Gerichten überwiesen ist, oder —"

„Oder, Herr Oberst?" Hafftens Augen flammten drohend, ihm war zu Mut wie einem Spieler, der sein Letztes auf die Karte setzt und nun fast sinnlos dem Ergebnis entgegensieht. „Ihr letztes Wort schließt eine Beleidigung für mich in sich."

„Die zwar nicht beabsichtigt war, Herr Rittmeister, die ich Ihnen aber erst abbitten kann, wenn die Untersuchung geschlossen sein wird, obgleich ich selbstverständlich —"

„Hölle und Teufel,“ brüllte Hafften los und stieß den Säbel mit voller Wucht auf den Boden. „Unter diesen Umständen verzichte ich auf die Ehre, noch länger beim Regiment zu dienen.“

„Es liegt nicht in meiner Absicht, Sie daran zu hindern,“ sagte der Oberst kalt und trat gleichzeitig einen Schritt rückwärts. „Tun Sie, was Sie für geboten erachten; die Untersuchung aber ist einstweilen eingeleitet. Außerdem suspendiere ich Sie vom Dienst, in diesem Augenblick, in dieser Sekunde! Sie werden nicht mehr an die Spitze Ihrer Schwadron zurückkehren, sondern sich sofort in die Garnison zurückbegeben. Ich überlasse Ihnen dies Zimmer, bis der Abmarsch der Truppen stattgefunden hat und befehle Ihnen dienstlich, daß Sie hier bleiben. Ihr Gepäck und Ihre Pferde werden von einem Ihnen kommandierten Mann hergebracht werden.“ —

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß, Hafften blieb allein. — Ein einziger wilder Laut rang sich aus seiner Brust — der Aufschrei hatte nichts Menschliches mehr. Die Augen bezogen sich mit Blut, leichter Schaum trat auf die blassen Lippen. Eine Sekunde stand er und stierte vor sich hin, dann schlug er wie ein Raubtier die Zähne in den dicken Düffel seines Paletotärmels. In diesem Augenblick hätte er gemordet, wenn ihm jemand in den Weg gekommen wäre, und mit Wollust hätte er zuckendes Leben unter seinen Fäusten gespürt. Nichts dachte er, nichts fühlte er, als diese entsetzliche Wut, die fast seinem Leben ein Ziel setzte — denn vor seinen Augen brauste es, Hals und Stirnadern schwollen, die Luft verwandelte sich vor seinen Augen zu rinnenden Wassern. —

Endlich ließ der Paroxysmus nach, er sank auf einen Stuhl und atmete freier, auch äußere Eindrücke bekamen wieder Macht über ihn.

Draußen erscholl das Signal zum Satteln, er kannte und hörte jeden Ton. Dann wurde die Unruhe, das Geräusch lebhafter, es drang durch das halb offene Fenster zu ihm, und er wußte genau, was alles zu bedeuten hatte.

Von seinem Sitz aus konnte er die abziehenden Regimenter sehen; kaum Steinwurfsweite lief die Chaussee an der Mühle vorüber. Er bemerkte jetzt auch, daß die Sonne schien, noch von leichtem Dunst verhüllt, der aber schon verschwand; und nun hörte er wieder Signale, Kommandorufe — ein lustiges Reiterstückchen, das die Trompeter bliesen, und die Kavallerie begann auszurücken. Hafften, den Kopf in die Hand gestützt, sah ihr nach; zuerst die Reiter, dann sein Regiment — nur er fehlte. — Wer mochte die Schwadron führen? — Etwas krampfte ihm das Herz zusammen; ein schneidendes Wehgefühl stahl sich in seine mit Haß und Zorn erfüllte Brust. Da waren sie — —! Der Oberst und Adler voran — der Braune trug den Major von Brauer — und nun die endlose Reihe der Fähnchen, die lustig im Winde flatterten. Jetzt Rittmeister von Wulffen! — Was sie nur alle denken mußten? Und die Musik blies, blies so lustig, genau so wie gestern. Da! Da war die zweite Schwadron!! Oberleutnant von Fuchs führte sie statt seiner. Dort Tarsen — dort Rüstern — auf beiden schien es wie ein Druck zu liegen, und nun seine Mannschaften — seine Kerle! — Nein, nicht mehr sein! — Er war ausgestoßen aus dem Kreise derer, die dort in den frischen, klaren Morgen hineinritten, sein Verbrechen kam und klopfte mit hartem Finger an sein Leben und forderte Sühne. — Die Musik wurde undeutlicher, er hörte auf die zerrissenen Töne, als gelte es, sie festzuhalten — für immer. Den Kopf weit vorgebeugt, lauschte er! — Nun verschwand der letzte Ulane hinter einer Baumgruppe an der Chaussee, und nun sank Hafftens Haupt herab, und seine geschlossenen Fäuste drückten sich einen Augenblick fest in die Augenhöhlen. —

Der neue Bursche kam mit dem Gepäck und den Pferden. Franz von Hafften stand auf; mit dem Rücken dem Fenster zugekehrt — die Artillerie und Infanterie kümmerte ihn wenig — gab er die notwendigen Befehle. Die nächste Bahnstation lag kaum eine Stunde entfernt, er warf sich auf sein Pferd, stieß demselben die Sporen in die Seiten und

ventre à terre brauste das edle Roß mit ihm dahin, als gälte es einen Wettritt.

Kopfschüttelnd sah der Bursche ihm nach. Was wußte die biedere Seele von den Dämonen, die Hafftens Brust zerwühlten und durchtobten. Schneidend pfiff der Wind ihm um Stirn und Schläfe, schwer atmeten seine Lungen. Vorwärts — immer vorwärts! Längst war die Bahnstation erreicht und passiert, ohne Unterlaß spornte Hafften sein schnaubendes Tier, es zog ihn nicht nach Hause, was fand er da? Etwa Teilnahme? — Er lachte schrill auf, und weiter ging es, immer weiter!

Erst am Nachmittage warf er die Zügel seines zitternden, schweißbedeckten Pferdes dem Burschen zu, der seiner auf der armseligen, zugigen Station wartete. Eine Stunde später war er auf der Rückreise nach der Residenz.

---

## VIII.

Mit einem Ruf des Staunens fuhr Liane von der Chaiselongue empor, auf der sie gelegen und gelesen, als Hafften zu so später Stunde, plötzlich und unerwartet, bei ihr eintrat. „Franz!“ rief sie halb mißtrauisch, halb erschrocken, „Franz, wo kommst du denn her?“

„Geradenwegs aus dem Manöver,“ erwiderte er, ingrimmig und schleuderte die Handschuhe in einen Winkel des Zimmers.

„Warum?“ fragte sie sich aufrichtend und den roten Kopf in die Hand stützend. „Es muß doch irgend einen Grund dazu gegeben haben?“

„Allerdings, ich bin nicht wohl!“

Er setzte sich in einen Armsessel, streckte die Füße lang von sich und preßte den Hinterkopf gegen die Lehne. In dem klaren, weißen Lampenschein sahen seine Züge abgespannt und gealtert aus, ein eigentümlicher Ausdruck um die geschlossenen

Augen zeugte von den Nachwehen seiner seelischen Kämpfe. Sie sah ihn an und überlegte im stillen, ob das der wirkliche Grund seiner verfrühten Rückkehr sein könne. Trotz der langen Trennung hatten sie sich nicht einmal die Hände gereicht.

Durch das geöffnete Fenster scholl das Gurgeln und Brausen des Gebirgswassers, wie ein Friedensbild hob sich die helle Kirche dahinter vom dunklen Nachthimmel, ein schwerfälliger Nachtfalter umbrummte die Lampenglocke und stieß von Zeit zu Zeit mit dem dicken Kopf dagegen, sonst war alles still.

„Franz!"

„Was denn?" fragte er ungeduldig und runzelte die Stirn. „Willst du mich nicht heute abend in Frieden lassen? Ich bin todmüde, versichere ich dich."

„Deine Krankheit ist nur eine Ausflucht, der wahre Grund ist ein anderer," fing sie hartnäckig wieder an, trotz seiner Bitte, „und ich denke — ich, deine Frau, habe die Berechtigung, die Wahrheit zu erfahren."

Er schwieg. Sie hatte recht mit ihrer Forderung, gewiß! Aber nur heute nicht mehr — morgen. Ihm war unlustig zu jedem weiteren Wort zu Sinn, seine Augen brannten, die Stirnadern pochten. „Morgen — morgen," sagte er endlich widerwillig und gähnte, „morgen können wir weiter sprechen."

„Ich wußte es doch! Mich täuschest du nicht, Franz," triumphierte sie. „Es ist auch natürlich etwas Unangenehmes, nicht wahr?"

Er zuckte die Achseln und gähnte noch einmal. „Ich weiß es nicht. Habe doch Geduld bis morgen," fügte er hinzu. —

Nun war morgen da. Franz von Hafften saß an seinem Schreibtisch und schrieb eifrig, ein Bogen in Großformat lag vor ihm. Ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit trug er Zivil. Liane, die in ihrem eleganten Morgenrock in der Tür lehnte, kam neugierig näher.

„Was schreibst du da, Franz?"

„Mein Abschiedsgesuch," antwortete er brüsk und warf die Feder zur Seite.

„Dein — dein Abschiedsgesuch?!" Sie stürzte auf den



Schreibtisch zu und legte ihre Hand fest auf den Bogen, „das leide ich nicht — das will ich nicht!" rief sie, heftig mit dem Fuße stampfend, während glühende Röte ihr in das Gesicht schoß. „Wenn du das wolltest, dann hättest du mich nicht heiraten sollen."

Er sah zu der erregten Frau auf und lächelte ruhig. „Ich dachte damals, du liebtest mich."

Sie überhörte die Betonung des letzten Wortes augenscheinlich, denn sie setzte ebenso erregt hinzu: „Und alles, was zu dir gehörte, deinen Namen, deine Stellung —"

„Das erste bleibt dir ja, das zweite — mußt du aufgeben."

„Aber ich will nicht! — hörst du, ich will nicht! Du sollst weiter dienen, Oberst, General werden, das habe ich selbstverständlich erwartet."

„Arme Liane, dann hast du dich bitter verrechnet."

„Warum?" fragte sie herrisch und kreuzte die Arme unter der Brust.

„Ich habe Unannehmlichkeiten gehabt, und ich bin nicht der Mann, der sich dergleichen gefallen läßt," sagte er ruhig, entschlossen, von dem wahren Grund kein Wort verlauten zu lassen.

„Soll ich dir sagen, was du bist, Franz? Ein eingebildeter rücksichtsloser Egoist, ein Mensch, der nach nichts und niemandem fragt als nach sich allein, bar jedes Funkens Mitgefühl für andere, jeder Pflicht und jedes Gewissens, wenn es sich zufällig im Widerstreit mit deinem Behagen findet, davon habe ich ja genügend Beispiele. Aber höre eins, meinen festen Willen. — Bist du nicht mehr Offizier, bin ich nicht mehr deine Frau. Einen Mann, der nichts ist als nur eben adlig, den hätte ich niemals genommen, eine Stellung wollte ich, das war mein Zweck. Nimmst du mir die Stellung, sind wir getrennt."

Er nickte mit dem Kopfe. „Gut, Liane! Eigentlich hast du mit sicherer Hand den Knoten zerhauen, an dem ich mich noch abquälte, ihn zu lösen. Reise, nimm den Kleinen mit dir und laß mich allein. Großen Schmerz, dich von mir zu trennen, wird es dir nicht kosten." Sie stand erstarrt, dann warf sie den Kopf zurück. „Gut! Wenn du das vorziehst, anstatt deinen Eigensinn zu brechen, kann es mir schließlich nur recht sein. Glaube nicht, daß du der einzige Mann bist,

auf den ich angewiesen wäre! Noch bin ich schön, wenn auch der Jugendschmelz abgestreift ist, und begehrenswert!" — Sie lächelte, ein kleines, nachdenkliches Lächeln, das aus der Tiefe einer Erinnerung herauszukommen schien — „du kennst also mein Ultimatum, Franz, und nun — keine Szene, wenn ich bitten darf."

Er stützte den Kopf in die Hand und blickte auf das Papier herab. „Meinst du, ich fürchte mich vor diesem Ultimatum?" fragte er ohne aufzublicken. „Es tut mir nur leid um dich, daß du diesmal eine unrichtige Spekulation zu buchen haben wirst. Mein Entschluß ist unerschütterlich."

Da griff ihre weiße energische Hand nach dem beschriebenen Bogen, riß ihn an sich, zerknitterte ihn und schleuderte ihn zu Boden. „Da! Da liegen deine Entschlüsse!" schrie sie außer sich.

„Weib, mache mich nicht rasend!" Seine Fäuste ballten sich in ohnmächtiger Wut, und Liane triumphierte; nur seine kalte ungewohnte Ruhe hatte sie bisher erschreckt, nun glaubte sie an ihren Sieg. Aber sein Zorn verflog ebenso schnell, wie er gekommen.

„Liane," sagte er ruhig, „sei vernünftig, ich habe keine Wahl — ich muß abgehen — und du hast auch dein Teil Schuld daran."

„Ich?" fragte sie höhnisch. „Natürlich! Weil ich keine Geborene bin. Ich sage dir, Franz, Fürsten und Grafen buhlen um meine Gunst, und es war eine Torheit von mir, dich damals zu nehmen."

„Trennen wir uns also," sagte er nun mit der Ruhe eines Mannes, der einen unumstößlichen Entschluß gefaßt hat. „Es ist am besten für uns beide."

„Vielleicht!" schaltete sie ungestüm ein. „Es kommen doch Momente, in denen ich mich vor dir fürchten müßte, wenn ich an Deesenberg denke. . . ."

Sie hielt inne, aber der erwartete Zornesausbruch kam nicht, nur seine Stirn faltete sich tief, und um den Mund zuckte es wie im Krampf.

„Du hast recht,“ sagte er heiser, „vieles würde ewig zwischen uns stehen, denn du, Liane, du hast kein Herz, kein weibliches Empfinden.“ — Er hielt inne und schüttelte den Kopf: „Ich bitte dich, reize mich nicht. Wir wollen wenigstens in Frieden auseinander gehen.“

„Wo willst du denn hin?“

„Fort! — Und auch du reise, sobald wie möglich, und nimm Roderich mit dir.“

„Das Kind?“ fragte sie erstaunt und schüttelte eine Falte ihres Morgenkleides auseinander, denn sie war plötzlich ganz ruhig und blaß geworden. „Was soll ich damit? Das ist mir ein Hindernis an allen Enden! Es trägt deinen Namen und ist ein Knabe, Knaben gehören dem Vater; behalte es bei dir, Franz, alle Monate werde ich dir ein gewisses Verpflegungsgeld schicken, aber ich gehe die nächsten Jahre auf Reisen.“

Hafften sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zurückschlug, Flammen zuckten aus seinen Augen.

„Herzloses Weib, dein eigen Fleisch und Blut —“

Sie fuhr mit den Händen an die Ohren. „Keine Szene, wenn ich bitten darf,“ wiederholte sie ungeduldig. „Du hast niemals ein Recht, mir Vorwürfe zu machen. Ich gebe mich wenigstens ehrlich und offen wie ich bin, du aber verbirgst deine Sünde hinter deiner Ehre, deinem glänzenden Äußeren und deiner Stellung. — Rege nicht wieder all die Bitterkeiten in mir auf, die darin gegen dich gären — und Dein Knabe wird Dir ähnlich werden, gewalttätig und roh — glaubst du, daß ich mir dadurch mein Leben verbittern lassen will?“

Er zitterte vor Empörung und unter dem Druck eines eigentümlichen, unklaren Empfindens; vielleicht war es Mitleid mit seinem kleinen, kaum geborenen Sohne. „Sage dich los von ihm, aber nicht nur in dieser Stunde, sondern fürs Leben, und ich will für ihn sorgen, auch ohne dich,“ sagte er endlich.

Sie sah ungewiß zu ihm auf, es war, als schwebe ihr noch eine Bedingung auf den Lippen.

„Wähle!“ sagte er aber ungeduldig.

Und Liane überschlug in Gedanken die Chancen, die eine ledige Frau im Vergleich zu einer hatte, die ein Kind besaß, Erinnerungen kamen ihr zu Hilfe — sie warf den Kopf auf. „Ich bin bereit, Franz.“

„Dann setze dich hier hin und schreibe deinen Willen nieder, kurz und klar, wenn ich bitten darf.“

Er richtete ihr den Stuhl auf, und sie setzte sich an den Schreibtisch, während er ruhelos im Zimmer auf und ab ging. Dabei betrachtete er sie, wie sie dasaß, in dem eleganten Anzuge; um den gesenkten roten Kopf spielte ein Sonnenstrahl. Wahrhaftig, ein prächtiges, üppig schönes Weib! Daß sie kein Herz hatte, was kümmerte das den, den ihre Schönheit entflammte! Und hatte er jemals vorher gewußt, was es hieß, ein „Herz“ sein nennen? Hatte er nicht oft darüber gespöttelt? Und doch wie wohl würde ihm jetzt sein, wenn er eine kühle Hand auf seiner Stirn fühlte, wenn eine sanfte Stimme ihm Trost zuspräche!

„Hier,“ sagte Liane aufstehend und ihm mit flammenden Wangen das Dokument reichend, „bist Du zufrieden, Franz?“

„Ich danke dir! — Wann willst du reisen?“

„Heute nachmittag.“

„So leb' wohl!“

„Leb' wohl!“

Ihre Hände berührten sich flüchtig; sie waren beide kalt wie Eis, viel wärmere Erregung verspürten sie ja auch nicht. — Was waren sie einander überhaupt gewesen? —

Als der Wagen fortfuhr, der Liane und die Zofe zum Bahnhof brachte, horchte Hafften auf das Rollen der Räder, dann warf er beide Arme in die Luft, ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

„Frei!!“

Seine Nüstern dehnten sich, seine Stirnadern schwollen eine wilde Energie kam plötzlich in dem ganzen Äußern des Mannes zum Ausdruck. Frei! — Aber nicht an die kleinliche, persönliche Freiheit konnte er denken, denn die Fesseln,

die ihn banden, durften niemals sehr stark sein, eine andere Freiheit mußte er meinen, die sein Empfinden und seine Gedanken so voll in Anspruch nahm, daß er noch einmal einen tiefen Atemzug tat.

Frei! Keine Rücksichten mehr zu nehmen brauchen auf irgend jemand, der ihm bisher nahe gestanden, handeln zu können nach eigener Wahl, unbehindert durch ein vorwurfsvolles Wort, ein flehendes Zurückhalten. Niemand fragte mehr nach ihm, niemand würde sich um ihn grämen! — — Wie er handeln wollte und mußte, stand seit jener Stunde fest bei ihm, in der er auf dem Gesichte seines Obersten die Empfindungen las, die dieser, trotzdem es doch nur Vermutungen waren, doch nicht verhehlen konnte. Und aus diesen Vermutungen sollte nun Gewißheit werden? Mit gesenkter Stirn sollte er — Franz von Hafften — vor seinen Richtern stehen? Ein Kainszeichen sollte er mit sich herumschleppen, wohin er auch ging? — Das war unmöglich!

Zu büßen, was er verbrochen, war er ja bereit, den Manen Deesenbergs sollte geopfert werden, was zu opfern war, aber er selbst wollte sein eigener Richter — und Henker sein. Das war er sich wenigstens schuldig! Das durfte er tun und damit zugleich den Schleier festhalten, der auf der Vergangenheit lag. Wenn er tot — würde man nicht mehr nachforschen. —

Franz von Hafften trat an das Fenster und sah auf das klare, grünlich schimmernde, wilde Gebirgswasser, das sich unbändig überstürzend seiner fernen Mündung entgegendrängte. Etwas in ihm fühlte sich diesen schäumenden Wassern verwandt; solche elementare Kraft tobte auch in ihm, so fessel- und zwanglos jagte auch sein Blut durch die Adern und setzte sich um in heftige Handlungen, in robuste Kraft. — Und dies alles wollte er nun auf einmal auslöschen. Für diese herkulische Gestalt die Lähmung des Todes, für diese heftig atmende Brust Starrheit und Schweigen.

Wunderlich, daß der Gedanke an den nahen Tod ihn nicht stärker ergriff! Eher wie Befreiung und Erlösung kam

es über ihn. Was er in manchen Stunden gelitten, wußte nur er; wie das grünäugige Ungeheuer, Reue genannt, ihn gepeinigt, wenn es in halbtrunkenen Momenten als Erinnerung ihn angeglotzt, wußte auch nur er. — Nun sollte das alles endlich ein Ende finden! Er war sich bewußt, daß er ein Verbrechen begangen und war bereit es zu sühnen: Leben um Leben! —

Vor seinem Fenster, am Ufer des Flußes fand ein Kampf statt. — Unwillkürlich zog das seine Blicke an. Eine starke Ratte hatte eine schwächere überfallen. Mit dem Mute der Verzweiflung wehrte sich das unbedeutende Geschöpf gegen seine Vernichtung. Hafften sah dem gespannt zu. Überall in der Natur liegt der Trieb sich zu erhalten. Der Entschluß zu sterben ist aber das gerade Gegenteil dieses Triebes. — Er sann darüber nach. — Wenn er sich mit kaltem Blut eine Kugel in den Kopf schoß, so zeigte er dadurch eine Ausübung der Oberherrschaft des Willens über die Natur, er gab seinen Kameraden dadurch einen Beweis von Seelenstärke, der ihm notwendig einen Teil ihrer Achtung erhalten mußte, gleichviel ob er sie verdiente.

Was brauchte er noch länger zu grübeln? Sein Entschluß stand fest, keiner von denen, mit denen er vor kurzem noch so fröhliche, lebensvolle Tage verbracht, durfte ihn lebendig wiedersehen. Er besah sich in dem ihm ungewohnten Zivilanzug im Spiegel; lange, als vergliche er seine frühere Erscheinung mit der jetzigen, er studierte sein schönes, energisches Gesicht Zug um Zug, seine muskulöse, männliche Gestalt, dann öffnete er den Schrank und sah seine Uniformen durch, die darin hingen. Er strich über das weiche, dunkle Tuch, die roten farbensatten Aufschläge, die blanken Knöpfe . . . Ein Leben ohne dies alles erschien ihm weder wünschenswert, noch sonstwie lockend. Dann nahm er den Säbel, setzte sich und stellte ihn zwischen seine Knie. Die Hände um den Griff verschränkt, das Kinn darauf gelegt, ließ er sein ganzes Leben noch einmal an sich vorüberziehen. Wie gut war es ihm geworden in all den Jahren! Nur daß er das Gute

zu spät erkannt hatte. — Aber dann die Erinnerung an Deesenberg. — Leibhaftig wuchs sein Gesicht vor ihm auf; die klaren, ernsten Augen sahen ihn diesmal nicht so drohend an wie sonst, sondern mitleidig — so mitleidig, wie Evelyn zu blicken verstand.

Alles konnte anders sein, wenn er mehr Herr über sich gewesen wäre, wenn er nicht gefrevelt hätte an dem Unverletzlichsten der Welt, an einem Menschenleben!

Mit einem schweren Seufzer stand Hafften auf, behutsam stellte er den Säbel in den Schrank zurück; als er sich umwandte, fuhr er hastig mit der Hand über die Augen. Der Abschied von seiner Uniform war ihm nahe gegangen. —

Das war nun vorbei! Mit fester Hand lud er die kleine, dem Schauspieler damals abgenommene Waffe und warf sich auf die Chaiselongue. Er hob den Arm ... Eines Atemzuges Länge noch, und Franz von Hafften hätte aufgehört zu sein ... Da drang durch die Stille des Hauses plötzlich ein Ton, ein feines, klägliches Wimmern, das sich verstärkte ... Er hörte es deutlich — sein Kind weinte, sein kleiner verwaister Sohn! — Mit einem Ruck sprang Hafften auf und hörte gespannt auf die kläglichen Laute.

Was hatte er tun wollen? Aus der Welt gehen und nicht einmal für das Kind sorgen?

Er legte den Revolver sorgsam beiseite und ging in das Kinderzimmer. Dort standen die Türen weit auf, die Wärterin war fort, und weinend lag das Kind in seinem Bettchen. Franz von Hafften beugte sich über seinen Sohn, und vor dem bärtigen Gesicht verstummte des Kleinen Weinen sofort. Mit großen, offnen blauen Augen starrte er zum Vater empor.

„Armes, kleines Geschöpf,“ sagte dieser und strich mit unbeholfenem Finger leise über die kleine Stirn, „was soll aus dir werden?“ Mit Schrecken wurde er sich klar, daß er noch Pflichten habe, ehe er aus der Welt gehen durfte, daß dies junge, unschuldige Leben auf ihn und seine Sorgfalt angewiesen sei, daß er erst für Roderich sorgen müsse, ehe er das Richteramt an sich selbst vollstreckte. —

Aber wie?

Er stand da und sah auf das Kind, sein Kind! Und doch schlug keine Saite in seinem Herzen unter dem Bewußtsein seiner Vaterschaft; nur ein kümmerliches Mitleiden gewann allmählich in ihm die Oberhand und die nagende



Frage: „Was soll mit dem Kinde werden?“ Er bereute es sehr, Liane ihrer Mutterpflichten entbunden zu haben, denn nirgends sah er einen Ausweg; und nun verzog auch das Kind wieder das Mäulchen und fing bitterlich zu weinen an.

Niemand kam. — So hätte es vielleicht hier gelegen Stunden und Tage lang, ohne daß sich jemand darum gekümmert hätte — wenn nebenan jetzt der Vater lag, steif und kalt. —

Nein, erst mußte für das Kind gesorgt werden. Ratlos

und ungeduldig sah er sich um, bis endlich nach langem Warten die Wärterin kam, der Hafften die bittersten Vorwürfe nicht ersparte. Aber was war damit gebessert?

Er hatte den Hut genommen und ging fürbaß durch die Straßen der Stadt, in tiefe Gedanken versunken. Was sich ihm schon vorhin aufgedrängt, und was er verjagt hatte mit Schrecken, stand doch wieder vor ihm und mahnte und drängte sich in all seine Pläne und Gedanken. —

Wenn Evelyn das Kind nähme! Wenn sie es erzöge in ihrer sanften, gemütvollen Art; nicht allein körperliche Pflege wäre ihm dann sicher, sondern sie allein verstände vielleicht, die böse Erbschaft des Blutes auszurotten, die es von seinen Eltern überkommen hatte. Auch ihm hatte einst die sanft leitende Mutterhand gefehlt, sonst — stünde es in dieser Stunde vielleicht anders um ihn.

Aber würde Evelyn das tun? Würde sie das Kind des Mörders, der sie um ihre Liebe, um ihre Ehre betrogen, an ihr Herz nehmen? Können Frauen so großherzig sein?

Aber ihm fiel ein, wie sie stets bereit war jede Beleidigung, jede Rücksichtslosigkeit zu verzeihen, stets geneigt zur Versöhnung, mit sanfter Hand lindernd oder wenigstens stumm duldend, wenn sie keine anderen Waffen besaß. Ihr Bild stand vor ihm auf in seiner ganzen Reinheit und Anmut, tausend kleine Erinnerungen erwachten wieder, und seine Wangen bedeckten sich mit brennender Schamröte, als er auch sich in dem ungeschminkten Spiegel der Wahrheit sah, den die Erinnerung ihm vorhielt.

Hatte er nicht auch Versöhnung mit ihr nötig, ehe er den letzten Schritt tat, der sein Ich auslöschte auf ewig? Hatte er an ihr nicht am meisten gefrevelt? Wenn er an sie schrieb, als Sterbender, wenn er um ihre Hilfe bat — gewiß, sie würde sie ihm nicht verweigern! — Jetzt erst sah er sie so, wie sie wirklich war, und klein und erbärmlich kam er sich vor neben der so lange übersehenen Frau. —

Ganz in Gedanken verloren war er weiter gegangen. Wo war er denn jetzt?

Ach, am Kirchhof stand er! Unwillkürlich hatten seine Füße ihn hierhergetragen. Es war auch gut so, bald gehörte er ja ebenfalls hierher.

Er trat ein. Wie feierlich sie hier alle ruhten, die Toten! Deesenbergs Grab befand sich auch unter denen, die mit Efeu umsponnen, mit Säulen und Kreuzen geschmückt, so gar keinen melancholischen Eindruck auf den Beschauer machten. Hafften wollte das Grab suchen. Er schien ganz allein zu sein mit den Blumen auf den Gräbern, mit den Trauerweiden und den Denkmälern, auf denen in goldenen Lettern Worte des Lebens standen. Zweige von den Büschen hingen tief herab, hochstämmige Rosen blüten noch trotz des Herbstes, und ihre Blumen senkten sich schwer am Stengel herab zu Boden.

Es war still hier an diesem Ort des Friedens. Nichts hörte man, als das Schrillen der Heuschrecken in dem verdorrten Grase, nichts als den zirpenden Schrei der Schwalben, die im blauen Meer der Luft segelten.

Mit einem wunderlichen Gefühl ging Hafften durch die sauber gehaltenen Wege und dann bald hier, bald da hinein in die Gräberreihen. Da war ein frischer Hügel eben erst aufgeschüttet, in dem gelben Sande sah man noch die Spuren vieler Füße, eine welke Rose lag am Boden, die mußte vom Sarge gefallen sein, ehe man ihn einsenkte. Mit Interesse betrachtete Hafften das frisch geschlossene Grab, von dem er nicht wußte, wen es barg, und dann sah er in kurzer Entfernung, daß die Totengräber eine neue Grube ausgeworfen hatten und nun auf ihr Grabscheit gestützt standen und augenscheinlich auf den Bewohner dieser letzten Behausung warteten, um ihr Werk ganz zu vollenden.

Er ging so nahe heran, daß er bei einer Biegung des Weges den schmucklosen, schwarzen Kasten gewahrte, den einige Männer auf ihren Schultern dem offenen Grabe zutrugen, und er sah zugleich, daß außer dem Geistlichen niemand folgte, daß weder Kranz noch Blume den Sarg schmückte. Der darin lag, mußte also bar jeder Zusammen-

gehörigkeit im Leben gewesen — vielleicht geendet sein durch eigene Hand; — er konnte die Leiden und Kämpfe ermessen, die in dieser toten Brust zu Ende gekommen waren.

Franz von Hafften war nie in seinem Leben ein Mann von tiefem Gefühl oder zartem Empfinden gewesen. Unter andern Umständen hätte er diesen schmucklosen, einsamen Sarg wohl kaum beachtet, aber jetzt, wo er sich selbst bereits mit einem Fuß im Grabe fühlte, machte es ihm einen wehmütigen Eindruck, so niemanden — niemanden im letzten Geleit zu sehen. Ihm würde es nicht besser gehen! — — Der Sarg verschwand allmählich in der Tiefe. Der Geistliche, vielleicht war es auch nur der Küster — murmelte einige monotone Worte; mit stumpfem, gleichgültigem Ausdruck in den Gesichtern standen die vier Männer, in fettiges Schwarz gekleidet, dabei und starrten vor sich hin. Was ging es sie an, wen man hier zur letzten Ruhe bettete! Der Lohn, der ihnen dafür zukam, war augenscheinlich gering, weshalb sollten sie feierliche Miene zu diesem gewohnten Ereignis aufsetzen. Weinte doch nicht einmal ein Angehöriger an dem offenen Grabe.

Nun bückte sich der eine, eine lange, schlotterige Gestalt, und warf eine der feuchten gelben Schollen auf den schwarzen Deckel; sie polterte dumpf beim Aufschlagen, und dann setzten sich die Schaufeln in Bewegung. Die Erde knirschte unter den gleichmäßigen Stößen, das Poltern hörte auf, die Gruft füllte sich allmählich.

Es zog Hafften dicht an den Rand des Grabes, er folgte jedem Spatenwurf mit den Augen. Eine eigentümliche unruhige Aufmerksamkeit hielt ihn in ihren Banden.

Die Totengräber nahmen die Schaufeln über die Schultern und schickten sich zum Fortgehen an, mit blöden Augen blinzelte der eine von ihnen nach dem stattlichen Manne, der ihrem traurigen Handwerk mit so viel Interesse zugesehen. Ein blasser Sonnenstrahl lag gerade zu Hafftens Füßen auf dem gelben Kiesweg, die welke Rose hielt er noch in der Hand.

„Wer war das?“ fragte er mit einer bedeutenden Kopfbewegung nach dem trostlos kahlen, gelben Hügel.

Der Angesprochene blieb stehen und wischte mit dem Rücken der Hand über Nase und Stirn.

„Ein Mädchen, Herr,“ sagte er müde und gleichgültig.

Franz von Hafften wurde plötzlich neugierig, er faßte in die Westentasche und hielt eine kleine Münze zwischen Daumen und Zeigefinger dem verdrossenen Totengräber entgegen. Weshalb es ihn interessierte zu erfahren, wer dort lag, wußte er freilich selbst nicht. — Was ging ihn noch Totes oder Lebendes an? Er hatte nur seine eigene Rechnung zu begleichen! Und doch fragte er:

„Jung oder alt?“

„Ich weiß es nicht.“ Der Totengräber faßte in die Tasche seines häßlichen engen Rockes und brachte einen zerdrückten Papierstreifen hervor, von dem er eintönig ablas:

„Antoinette Berger, neunundzwanzig Jahre alt —“

Er unterbrach sich erstaunt, der große, stattliche Herr vor ihm hatte einen Laut ausgestoßen, der in der tiefen Friedhofsruhe ringsum eigentümlich, fast wie ein Schreckensruf klang; nun winkte er dem Alten heftig mit der Hand, das Geldstück rollte in den Sand, so eilig ließen die Finger es fallen, und Franz von Hafften bog in den nächsten Querweg ein.

Antoinette! — Ihm war, als sähe er das hübsche Gesicht mit den blonden Locken dicht vor sich, als griffe ihre Hand nach ihm! — Antoinette! Also auch für sie war der Augenblick der Vernichtung bereits gekommen — wie bald auch würde er für ihn da sein!

Er schüttelte sich — kalt kroch es ihm durch die Adern! — Ein häßliches, unheimliches Gefühl beschlich ihn plötzlich — das warme, kräftig pulsierende Leben, das sich gegen den nahenden Tod sträubt. Die Stadt wurde ihm feucht, das Blut rollte in heißen, lauten Schlägen durch seinen Körper.

Antoinette! — Er sah auf die welke Rose in seiner Hand, mit der er ihr unbewußt das Geleit gegeben hatte,

sie war das Einzige, was er augenblicklich noch imstande war, ihr zu geben. — Kurz entschlossen drehte er um und suchte den kahlen, gelben Hügel, der ihre irdischen Überreste barg, mit den Augen — aber er fand ihn nicht mehr. —

Sie war doch ein Stück seiner Jugend gewesen, er hatte sie lieb gehabt, — damals — und nun lag sie in der Erde, und auch seine Lebensuhr war im Ablaufen. — Er suchte von neuem!

Hier war es wieder nicht ... er ging weiter und weiter, ein eigentümliches Gefühl von Fertigsein mit der Welt überkam ihn allmählich in der tiefen Stille, die ihn umgab. Die Sonne war fort, nur noch leichte, rosige Wölkchen standen am lichten Himmel, der allmählich immer mehr verblaßte, ein kühler Wind rauschte in den Kronen der Bäume und warf welke Blätter auf Wege und Gräber; es war Zeit für den einsamen Fremdling an dieser Stätte, heimzugehen. Um den nächsten Querweg bog er noch, nach dem Grabe Antoinettes spähend, aber der war nur kurz und wurde begrenzt von einem hohen, eisernen Gitter, an dem eine schlanke, dunkle Gestalt lehnte.

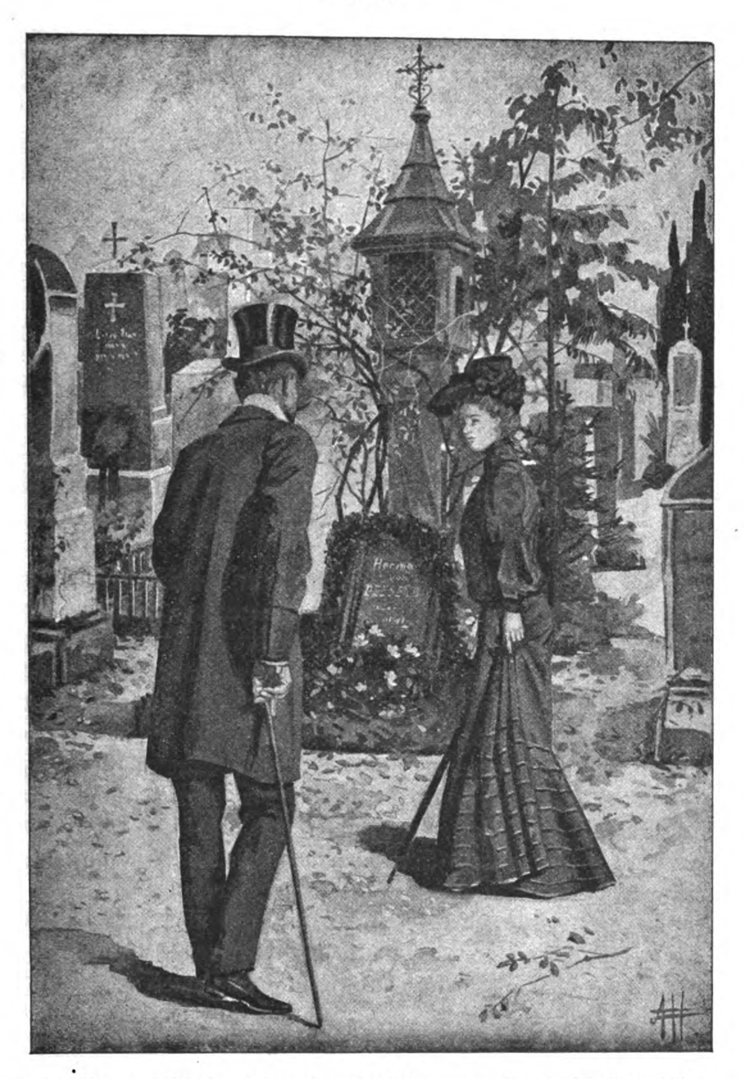
Franz von Hafften hielt im Weiterschreiten jäh an, etwas in der Haltung des Kopfes, der Biegung des Halses erinnerte ihn plötzlich an Evelyn. Und durch das Verstummen der Schritte gestört, die sie wohl für die des Küsters gehalten haben mochte, der sie zum Verlassen des Friedhofes auffordern wollte, drehte die Gestalt sich um.

„Evelyn!" —

Hatte denn die Vergangenheit heut' alles frei gegeben, was sich jemals auf den Lebensweg dieses Mannes in Gutem oder Bösem gedrängt? Es erschütterte ihn einen Augenblick namenlos, dies Wiedersehen, und nicht in dem alten, herrischen Ton, der ihm sonst eigen, sondern fast flehend drang noch einmal ihr Name von seinen Lippen:

„Evelyn!" —

Langsam, wie von unsichtbaren Händen gezogen, wich sie vor ihm zurück bis ans Ende des Gitters, an das sich



die Mauer schloß. Aus dem bleichen, ergebenen Gesicht sahen die Augen entsetzensstarr auf den, der sie anrief und dem

hier zu begegnen sie nie für möglich gehalten hatte; und während sie zurückwich, las er in den stillen, vergrämten Zügen wie in einem aufgeschlagenen Buche, all die jammervollen Stunden, die sie hinter sich hatte, all das eingesargte Lieben, den Glauben und das Vertrauen an die Menschen.

Er sah plötzlich, was er an dieser Frau gesündigt hatte; mit ehernem Finger klopfte die Reue an sein Herz, und die Sehnsucht, seinen Frieden mit ihr zu machen, zog in ihm ein.

„Evelyn," sagte er zum drittenmal, „geh nicht fort — bleib! Es sind nur wenige Worte, die ich dir sagen möchte."

Sie aber hob die Hand und wies auf das Kreuz, an dem die goldenen Buchstaben „Hermann von Deesenberg" durch das fahle Abendlicht leuchteten, als wollte sie ihn aufmerksam machen auf das, was zwischen ihnen stand; und er las, nickte dann stumm und lehnte sich mit dem Rücken an das andere Gitter, das sich diesem gegenüber in gleicher Größe und Höhe erhob.

Es war totenstill um die beiden, nur der Wind flüsterte mit den gelben Blättern und den hängenden Zweigen der Trauerweide; Franz von Hafften hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen und starrte vor sich auf den Boden, er suchte nach Worten und fand sie nicht. Da hörte er ein leichtes Rauschen, als streife ein Kleid den Boden, und plötzlich in seiner alten gebieterischen Weise den Arm ausstreckend, rief er: „Nein, geh nicht! Ich muß dir sagen, daß ich abrechnen will mit allem, was hinter mir liegt! — Leben um Leben! — Ich nahm seines — nun gebe ich freiwillig das meinige dafür. Ist das genug gesühnt, Evelyn?"

Seine Augen glitten unruhig flackernd über ihre düstere Gestalt, über die blumengeschmückten Gräber rechts und links — „Juliane von Deesenberg" las er auf dem letzteren, und als hätte er heißes Eisen berührt, so hastig glitt seine Hand von dem Gitter, das er bisher erfaßt hatte.

„Warum antwortest du mir nicht?" fragte er dumpf und trat ihr noch einen Schritt näher. Sie sah, daß es heftig in ihm arbeitete, sah, daß er sich in der vergangenen

Zeit sehr geändert hatte, und sie wich ihm nicht mehr aus. Die Augen fest auf sein Gesicht geheftet, sagte sie mit ihrer sanften Stimme:

„Durch ein Verbrechen sühnst du nichts, Franz! Sühnen kann nur ein Leben voll Aufopferung und Selbst . . . . ."

Er lachte auf.

„Nein Kind, wir Männer von Ehre sühnen anders — leichter wenn du willst, jedenfalls ausgiebiger. Morgen um diese Zeit deckt uns eine Erde und vielleicht . . . . ." Er verstummte.

„Und damit gedenkst du abzurechnen?" fragte sie fast zornig. „Franz! Franz! Hüte dich, daß das letzte nicht noch schimmer wird als das erste!" — Und dann setzte sie ruhiger hinzu: „Er will das nicht — er hat dir vergeben!" —

Hafften strich mit der Hand über den Bart — wie genau kannte Evelyn diese Bewegung — dann sagte er ernst: „Kennst du die Macht dessen, was wir Ehre nennen, Evelyn? Es ist kein Phantom, es ist das Fundament unserer ganzen Existenz! Die meinige liegt zerbrochen im Staube. — Es war eine Jugendsünde, wirklich nur das; aber der Flecken ließ sich nicht abwaschen, nicht einmal mit Blut. — Ich habe jenen da umsonst geopfert. — Mit meinem eigenen Tode lösche ich nun den Frevel, den ich begangen. Das Leben ist erst das zweite, die Ehre ist das höchste im Leben."

„Franz!" rief sie erschrocken und legte beschwörend ihre Hand auf seinen Arm, denn jedes Wort trug das Gepräge des bittersten Ernstes. „O Franz, auch das ist Frevel, was du jetzt vorhast! Sieh, ich bin nur eine schlichte, einfache Frau, aber ich denke, ehrliche Reue . . . ."

Er schüttelte den Kopf. „Es ist alles aus — es muß alles aus sein! — Ich fürchte den Tod nicht. Wir sind ja doch alle nur Menschen! Menschen! Keine Teufel. Für einen Augenblick — eine Stunde — einen Tag! — Für Monate vielleicht — aber dann kommt sie mit Gewalt — die Reue . . ."

Evelyn hob das blasse Gesicht zu ihm auf, in dem Schrecken und Furcht sich spiegelten, ihre Hand faßte die seine mit festem Druck.

„Für dieses Wort, Franz, darf ich dir verzeihen, wie Gott es tun mag, den ich Tag und Nacht darum anflehen werde,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Lebe! — Für deine Frau und dein Kind — —“

Er schüttelte ihre Hände von sich ab und biß die Zähne knirschend aufeinander.

„Sie hat mich verlassen,“ sagte er fast widerwillig. „Das Gerücht von der Ursache meines Duells mit Deesenberg ist endlich doch in die Öffentlichkeit gedrungen — über den Lebenden müßten sie ein Ehrengericht halten, dem toten Kameraden werden sie nichts mehr nachrechnen! — Du siehst, ich muß!“

Evelyn rang in stummem Entsetzen die Hände.

„Nein!“ sagte sie dann entschieden, „das darf dich nicht bestimmen, Franz. All diese Nichtigkeiten, diese Gesetze und Pflichten, wie lange dauern sie denn? Eine kurze Spanne Zeit, aber die Vergeltung, die uns jenseits erwartet, mag wohl anders sein, als wir hier glauben. Ein Selbstmord bleibt eine grausige, schreckliche Tat, die durch nichts mehr ungeschehen gemacht werden kann.“

„Evelyn,“ fiel er ihr in das Wort. „Sprich nicht weiter, du erschütterst meinen Entschluß doch nicht; mach mir den Abschied nicht unnütz schwer. Wenn es dich trösten kann, denke, daß ich mein Unrecht gesühnt habe und daß mir in diesem Augenblick daran liegt, auch von dir ein Wort der Vergebung zu hören. Armes Weib! Viel gute Stunden an meiner Seite hast du nicht gehabt! — Liane hat dich gerächt. — Denen, die mir ihr Herz gaben, habe ich es wenig gedankt im Leben — das Mädchen das sie eben dort begruben, hat mich einstmals auch geliebt! — Als sie in ihrer Not sich an mich wandte, ließ ich den Ruf unbeantwortet — vielleicht ist sie im Elend verkommen. — Es ist,

als sollten all meine Sünden mir heute noch einmal vorgehalten werden!"

„Sprichst du von Antoinette Berger?" fragte Evelyn scheu, deren Augen das Gesicht des Mannes vor ihr nicht verlassen hatten, seitdem er zum ersten Male sich selbst anklagte und schonungslos preisgab als das, was er sein Leben lang gewesen — ein krasser Egoist. „Wenn es dich beruhigt, Franz — sie — sie litt keine Not."

„Woher weißt du das? Was weißt du überhaupt von ihr?" fragte er hastig und sah sie betroffen an.

Evelyn schwieg. Es erschien ihr nicht großmütig, ihm Antwort auf seine Frage zu geben. Unschlüssig sah sie zu Boden.

„Antworte mir," sagte er in dem alten herrischen Ton, während seine Augen an ihren Lippen hingen, und als sie trotzdem nur leise abwehrend mit dem Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Sie suchte dich auf — sie forderte ihren Lohn für meine Freigabe — und du — mitleidiger und — besser wie ich, du schicktest sie nicht fort! — Du gabst ihr das Erbetene! — Ist es so, Evelyn?"

„Ja!" sagte sie leise und sah wieder in sein Gesicht.

Es zuckte und kämpfte furchtbar in seinen bleichen, auf einmal so scharfen Zügen.

„So recht! — Zeig mir klar und deutlich, zum letztenmal, welch Schuft ich war," stieß er leidenschaftlich heraus. „Ich wollte ...." Er drückte die Hände auf die Augen und knirschte mit den Zähnen. —

Sie hätte etwas darum gegeben ihn trösten zu können, allein ihr fehlten die Worte. Nicht etwa, weil eine alte Anklage sich in ihr regte, sondern weil das Wesen des Mannes, den sie nur leichtlebig und genußsüchtig gekannt, ihr plötzlich fremd und unheimlich vorkam. — Ein Wort des Trostes für ihn! Was hätte sie darum gegeben! — Aber sie fand keines! — Keines!

„Ich wünschte,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „du ständest nicht so groß und aufopfernd vor mir, Evelyn, ich fände dann vielleicht eher den Mut dich um etwas zu — bitten.“ Er starrte hinauf zu dem bleigrauen Himmel und kaute seiner Gewohnheit nach an dem Bart. Wie alt sah er aus — wie verfallen! Er konnte die Stürme, die über ihn hinweg gebraust waren, nicht verleugnen. Und sie, die sich ihres harten Schweigens wegen bittere Vorwürfe machte, griff eilig seine letzten Worte auf.

„Was kann ich tun, Franz?“

„Ich habe ein Kind,“ sagte er nach sekundenlangem Zögern, „ein armes, kleines, verlassenes Kind! Die Mutter hat es verlassen — und wenn ich nun auch von ihm gehe . . .“

Da fühlte er seinen Arm von zwei zitternden Frauenhänden umschlossen, tränende, dunkle Augen sahen in die seinen, und zwei zitternde Lippen stammelten: „Das Kind, Franz! Das Kind!“ —

Ja, so war sie wieder die alte Evelyn! Das opferwillige, liebevolle Herz, das so selten zu seinem Recht gekommen war, beherrschte sie ganz und gar, und mehr noch wie ihr Mund baten ihre Augen ihn um weitere Worte. Er legte seine beiden Hände wie flehend ineinander; auf einmal sah er die volle Größe dieses einsamen Frauenherzens und beugte sich ihm, wie etwas Heiligem.

„Laß es dein Kind sein,“ bat er bewegt und senkte das Haupt vor ihr wie ein bußfertiger Sünder vor dem Gnadenbilde. „Laß es nicht entgelten, was sein Vater verbrach.“

Sie schlug einen Augenblick die Hände vor das Gesicht; er sah, das sie weinte.

„Hiermit,“ sagte sie dann feierlich und ergriff seine Rechte, „hast du alles ausgelöscht, was du mir jemals an Leid zugefügt hast, Franz, und beim allmächtigen Gott schwöre ich dir hier, dein Kind soll eine Mutter an mir haben. Ich bin ja so einsam.“

Nun beugte er sich nieder und küßte ihre Hand.

„Evelyn — vergib mir auch, was ich dir einst getan.“ —

Schlurfende Tritte näherten sich. Der Küster kam, um der trauernden Dame zu sagen, daß es Zeit sei die Tore des Kirchhofs zu schließen. Als er sie nicht allein sah, blieb er zögernd stehen.

„Komm!“ sagte Hafften hastig. „Es wird Zeit.“

Schweigend verließen sie den stummen Ort. Beide im Herzen mächtig bewegt, und schweigend fuhren sie nebeneinander durch die Straßen der Stadt. Hafften starrte zum Fenster hinaus; leise Tränen rieselten über das blasse Gesicht der jungen Frau. Ihr ganzes Herz zog sie dem Kinde entgegen, ein unbeschreibliches Glücksgefühl ließ ihr Herz erzittern, und dann fiel ihr doch plötzlich wieder ein, um welchen Preis — o Gott, um welchen Preis!

Mit angstvollen Augen sah sie auf die lebenatmende, männlich schöne Gestalt, das kühngeschnittene, kraftvolle Gesicht, das ihr einst so teuer erschienen war — noch eine kurze Spanne Zeit, und das alles sollte ausgelöscht sein, tot und starr diese Züge, leblos die breite, männliche Brust. Mit kalten, zitternden Fingern griff sie plötzlich nach seiner Rechten.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Franz! Tu' es nicht!“

Er war jäh zusammengezuckt bei ihrer Berührung; nun sagte er ernst: „Es gibt Dinge, in die sich keine Frau einmischen darf, wenn der Mann einmal entschieden hat. — Sei versichert, daß deine Bereitwilligkeit, dich meines Kindes anzunehmen, meinem Entschluß den härtesten Stachel genommen hat, und habe dafür Dank, Evelyn.“ —

Als sie die Treppe hinaufstiegen, hörten sie schon von weitem das durchdringende Schreien einer Kinderstimme. Mit schnellen Schritten eilte Evelyn voran, den bekannten Korridor hinab, immer der jammervollen Stimme nach. Im Kinder-

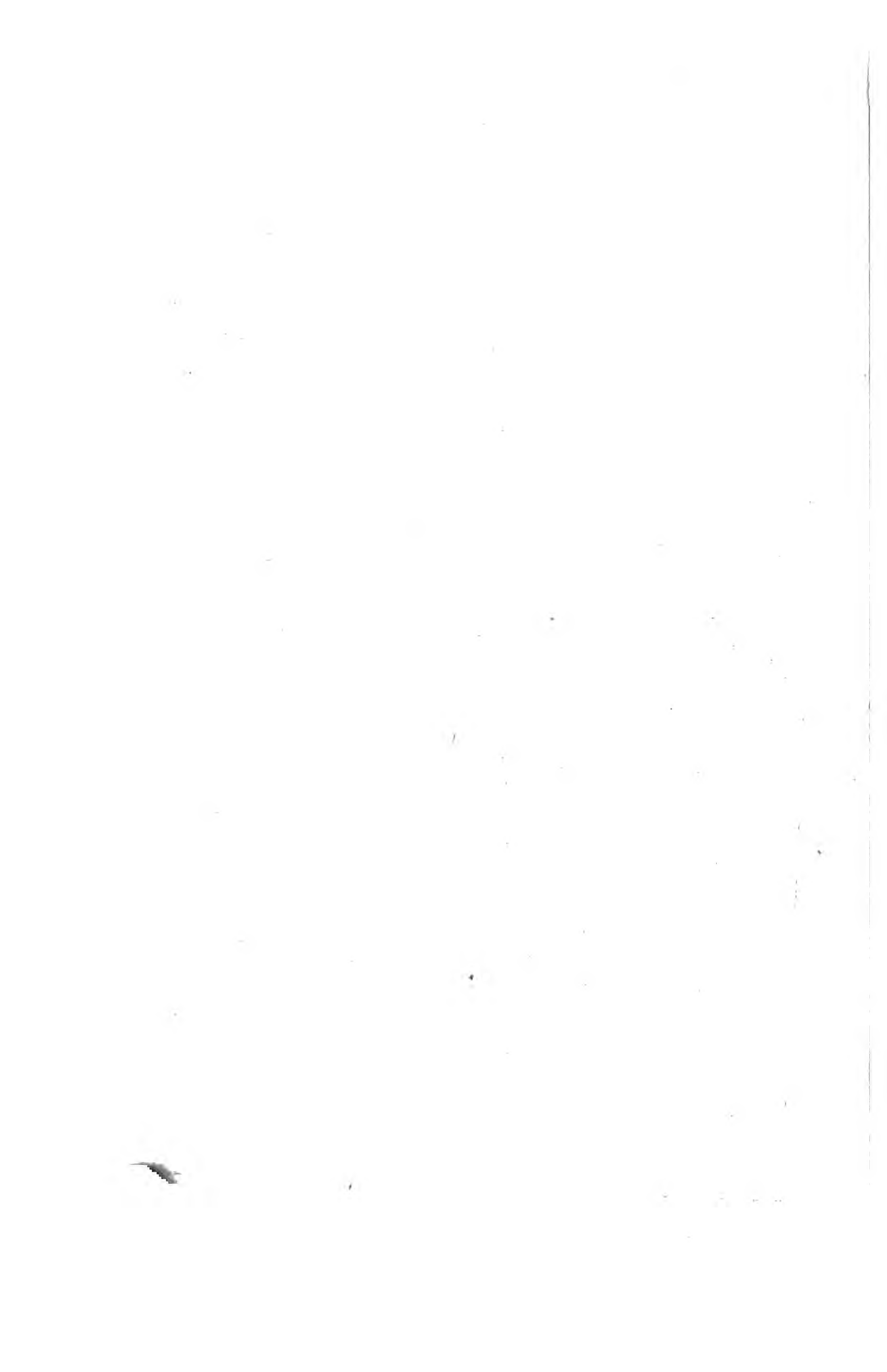
zimmer standen Fenster und Türen offen, die leichtsinnige Wärterin hatte sich entfernt, und ein scharfer, kühler Luftzug traf das halbnackte kleine Geschöpf in der Wiege, dessen klägliches Schreien nicht imstande gewesen, jemand herbeizulocken. War doch der Herr fort, und niemand erwartete ihn so bald zurück. Evelyn eilte im Halbdunkel an die Wiege und beugte sich über den Schreihals. Da öffnete das Kind die Augen und schwieg plötzlich still, als empfände es die beruhigende Nähe eines Schutzgeistes. Sie hob es auf und ging mit kurzen, tänzelnden Schritten durch das Zimmer, drückte es an ihre Brust und überhäufte es mit Liebkosungen. Als sie sich endlich umdrehte, hatte Franz von Hafften das Zimmer verlassen; sie war allein mit dem Kinde.

Plötzlich überfiel sie ein heftiges Zittern, mit dem Kinde im Arm setzte sie sich in den nächsten Stuhl; ihr fiel ein, was nun kommen mußte, wenn Hafften bei seinem Entschluß verharrte, und Angst und Entsetzen ergriff sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Gab es denn nichts, um ihn von seinem unseligen Vorhaben zurückzuhalten? Waren ihre Worte nicht zu matt gewesen, um Eindruck auf ihn zu machen? Hatte sie das ihrige völlig getan, um ihn dem Leben zu erhalten? Er hatte — durfte keine Macht über sein Dasein haben; das durch Gott Geschehene kann nur Denk- und Tatfreiheit zur Fortbildung, nicht aber zur Vernichtung der eigenen Existenz haben. — Wie mochte es jetzt in seiner Seele aussehen, die zum Selbstmord fähig und bereit war! O, Gott! War es nicht noch Zeit — noch . . . Sie sprang jäh auf und preßte das Kind lautlos an ihr wild schlagendes Herz. — Da — ein Schuß war gefallen! Sie riß die Türe auf und stürzte durch die bekannten Räume bis zu Hafftens Arbeitszimmer.

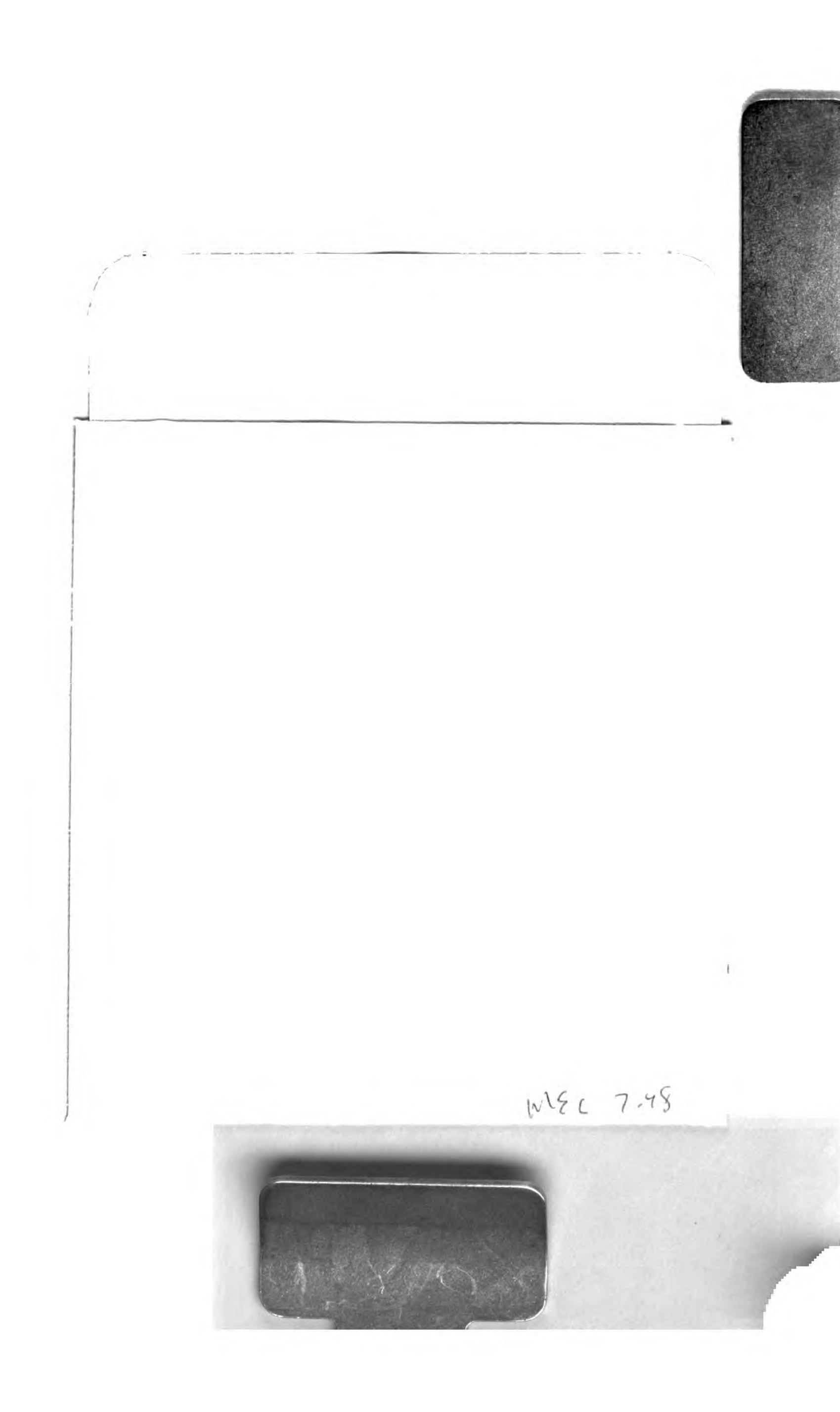
Er saß vor dem Schreibtisch im Stuhl, der Kopf war auf die Brust gesunken, die Rechte hing schlaff herab, die Linke hielt die Stuhllehne umfaßt. Ein angezündetes Licht flackerte auf dem Schreibtisch unruhig hin und her und warf seinen Schein auf die noch feuchte Schrift eines Papierblattes

und auf das leblose, blasse Gesicht davor. Die sichere Hand hatte ihn nicht verlassen, als er die Waffe gegen sich selbst richtete. Ein kleines Loch in der Schläfe — ein feiner, hellroter Blutfaden, der sich von da über die rechte Hälfte des Gesichtes hinabzog — so hatte Franz von Hafften die Flecken auf seiner Ehre zu sühnen geglaubt.








MEC 7.48